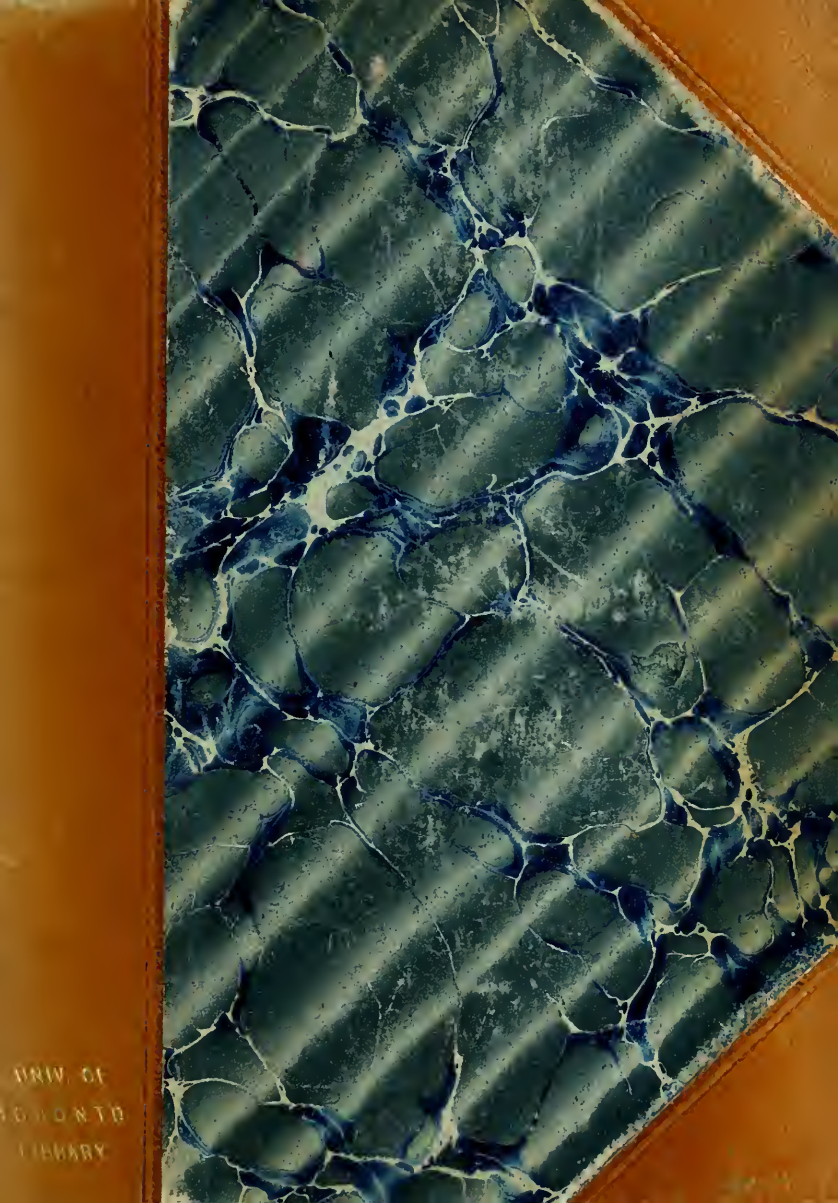
UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

I
B6148k

Kreuz- und Querzüge

durch Italien

im Sommer 1876.

Von

Carl v. Binzer.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1877.

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/kreuzundquerzg00binz

Inhalt.

	Seite
Vor der Abreise	1
Von München nach Verona	15
Verona	24
Von Verona nach Orvieto	31
Orvieto	42
Casa Pontane in Orvieto	73
Der Dom und andere Kunstwerke Orvieto's	82
Todi	92
Am Bolsener See	104
Campo Morino	114
Piancastagnajo und Sta. Fiora	123
Piancastagnajo, Torre und Città della Pieve	137
Perugia und Assisi	152
Ueber Terni nach Rom	166
Neapel	176
Pompeji und der Golf von Neapel	200
St. Biagio und Cardito	211
Monte Cassino	239

Seite

Rom 247
Carrara 272
La Spezia 283
Riva di Ponente 287
Genua 295
Mailand 303
Heimkehr 311

Vor der Abreise.

Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabene Trümmer
Für deine Bedürfnisse!
Eine Hütte, o Mensch,
Genießest über Gräbern.
Goethe: „Der Wandrer."

Vor fünf und zwanzig Jahren, da Cornelius und Overbeck als ehrwürdige Altmeister zum letztenmal in Rom zusammenlebten, es war also um das Jahr 1852, erschien das geistige Leben in jeder Beziehung noch wesentlich verschieden von dem unserer Zeit. Aber das, was seitdem zu Tage getreten ist und jetzt alle Verhältnisse bestimmt, war im Boden schon überall in die Keime geschossen und drang gerade damals zwischen Veraltetem, Verdorrendem, Absterbendem mächtig durch die Schollen dem Licht und Leben entgegen. In Deutschland wie in Italien waren eben die Revolutionen beendigt, und zwar vollkommen im Geiste ihrer heftigsten Gegner, der Reactionären. Alle Action im Sinne der Neuzeit mußte nothgedrungen aufgegeben werden, allgemeine Ruhe herrschte wieder und Jeder schien darauf angewiesen, wie vor dem Jahre 48, der Politik fernliegende Interessen zu verfolgen. Aber die

Ruhe war nur an der äußersten Oberfläche ausgebreitet, im Innern dauerte das Wallen und Gähren ununterbrochen fort. Ueber dem ganzen Weiterleben der Völker schwebte ein stillschweigender Protest, der den Zuständen eine entschiedene Färbung gab. Während die Geister früher nach dem Lande der Freiheit, als vor ihnen liegend, hingestrebt hatten, fühlten sie sich jetzt als Insassen dieses Landes, das sie als vorübergehend wieder in die Hände von Unterdrückern gefallen betrachteten. Sehr verschieden äußerte sich dieses Gefühl bei den Deutschen und bei den Italienern. Wie einst Stein, Scharnhorst und ihre Genossen gegen den fremden Unterjocher alle Kräfte des Landes frei gemacht, organisirt und disciplinirt hatten, um sie für den rechten Moment verfügbar zu machen, und eben durch diese Arbeit den Moment selbst beschleunigten, so wurde jetzt gegen die inneren Unterdrücker die ganze Kraft des nationalen Geistes zum Kampfe ausgebildet, während eben diese Ausbildung schon ohne das Eintreten von Katastrophen dem Gegner ein Gebiet nach dem andern aus der Hand rang. So im nordischen, thätigen Deutschland, im jungen Kulturvolke.

Die Italiener hingegen ließen es im Großen und Ganzen mit Ausnahme der Conspiration beim passiven Widerstande bewenden. Daß sie durch sittliche Ausarbeitung des Individuums, der Familie, der Gemeinde, der Realisirung ihres Willens bedeutenden Vorschub geleistet haben würden, das leuchtete ihnen damals nicht ein, oder es fehlte ihnen an der erforderlichen Schnellkraft, um sich aus der Apathie zu erheben. So ist es denn gekommen, daß sie selbst zur Einigung Italiens fast nur ihren Wunsch und Willen beigesteuert haben, während fremde Constellationen dieselbe thatsächlich herbeigeführt haben. Solferino und

Sadowa, ein französisches und ein deutsches Datum sind zugleich die Daten der Vollziehung ihrer Einheit, Sedan aber das Datum der Krönung ihres Baues durch Roma Capitale.

In jenen Jahren fügte der klerikale Geist Frankreichs dem eigenen Vaterlande den ersten unersetzlichen Schaden zu, indem er den inneren Zwiespalt der Romanischen Nationen, und die Hinneigung Jungitaliens zu den Germanen begründete. Die französische Republik überzog die römische Republik mit Krieg, zerstörte sie und setzte das Kirchenregiment in seinem vollen Glanze wieder ein. Diese That der Franzosen ist den Italienern wie eine wahre Monstrosität erschienen, und hat sie mit bitterem Haß und tiefem Mißtrauen gegen Frankreich erfüllt.

In den oben angegebenen Jahren war Rom von den Franzosen besetzt, und sie benahmen sich bei dieser Occupation eben so taktlos und rücksichtslos, wie man sie überall als Eroberer gekannt hat. Sie träumen fortwährend das moderne Weltreich mit Paris als Hauptstadt (was sich nebenbei bemerkt, immer so besonders komisch ausnimmt, neben London mit seinen transatlantischen Reichen und seinen Flotten), und sobald ihnen irgendwo ein unglückliches Stück außerfranzösischen Gebietes in die Hände fällt, spielen sie sofort ihre Rolle: Unterdrückung der vorgefundenen Eigenart und Nivellirung im Pariser Geiste. Dies ist fortwährend von Ostentation begleitet.

Das Hotel des französischen Botschafters in Rom war die Residenz des Herrschers. Der Gesandte verhielt sich zum Vatikan wie eine weltkluge Frau von vornehmem Hause zu ihrem frommen und gelehrten Herrn Gemahl. Immer scheint sie mit zuvorkommendem Lächeln seines

Winkes gewärtig zu sein, aber sie ist es selbst, die ihm die Winke eingibt. Daß diese Kirchenfürsten von weltberühmter Klugheit, während sie zu Hause den Pantoffelgatten spielten, das zarte Liebesband benutzten, um Frankreich mehr wie je in ihre Herrschaft zu bringen, das merkten jene trunkenen Eroberer nicht. Ihre ganze Wonne war, in Rom französischen Glanz zu entfalten. Das schöne, so zweckmäßig gelegene Postgebäude an der piazza Colonna, welches auch heute wieder seine ursprüngliche Bestimmung erfüllt, mußte geräumt werden, vertauscht mit einem engen Haus in engen Gassen. Dort errichteten die französischen Officiere ihr Casino. Auf der breiten Terrasse, die das Haus schmückt, spreizten sie sich mit ihren goldenen Epaulets, während unten auf dem Platze die Regimentsmusiken abwechselnd spielten, und zwar herzlich schlecht. Oben im Blumengarten des Monte Pincio wurden Paraden abgehalten, zu denen die Truppen den Corso hinaufmarschiren mußten, mit fliegenden Fahnen, rauschender Musik sich in der ganzen Breite der Straße dahinwälzend. Voran ritt wie ein Sultan auf schneeweißem Araber mit purpurnem Geschirr der Botschafter im Namen seines neuen Kaisers, den goldbetreßten Hut mit weißem Flaum zart besetzt, den Rock von oben bis unten mit goldenem Blattwerk überstickt, die Brust voller Sterne. In der Arena der Villa Borghese wurde von den Cavallerieregimentern Caroussel geritten und bei den mannigfachen öffentlichen Aufzügen der Klerisei die gewaltige Waffenmacht entfaltet. Dabei übte die Polizei mit offenen und geheimen Mitteln strenges rücksichtsloses Regiment, insbesondere darauf verpicht, Alles was man in Paris nicht thut und sieht und hört, als Auge und Ohr verletzend zu unterdrücken. Wehe dem Römer,

der mit der Laute durch die Stadt gezogen wäre, seine Lieder in die Sternennacht hinausschmetternd! das hatte ihnen tausend Jahre lang Niemand verwehrt, jetzt war es verboten.

Dieser Zustand der Occupation hat bekanntermaßen sehr lange gedauert, das ominöse Schiff von Civita-Vechia, letzte sichtbare Spur des Weltreichtraumes ist ja erst in unsern Tagen zurückgezogen worden. Dadurch hat der Haß, mit welchem die Zerstörer der Republick von Anfang an betrachtet wurden, alle Zeit gehabt, tiefe Wurzeln in den Herzen der Söhne des neuen Italiens zu fassen, und das Verhalten der Klerikalen in Frankreich gießt Oel um Oel in die Gluth.

Jeder Italiener weiß, daß selbst die jetzige Majorität der französischen republikanischen Kammern lieber heut als morgen den Kreuzzug nach Rom von Neuem in Scene setzen würde, wenn sie nur dürfte. Der königlich gesinnte Italiener sieht also jetzt in dem Franzosen, der ihm einst als heilbringender Retter erschien, seinen geschwornen Feind, der ihm grundsätzlich den Garaus machen würde, wenn er die Hände frei hätte und der gegen das ganze neuerstandene Königreich mit dem Vatikan um die Wette im Proteste verharrt.

Wer ist es aber, der die Italiener gegen die übeln Folgen solcher Gesinnung schützt, der es dem Franzmann versagt, seinen übeln Willen auszuüben, wieder in europäischer Weltherrschaft zu pantschen? Es ist der Deutsche.

Freilich, wer in jenen Jahren einem Italiener gesagt hätte: Nur Geduld, lieber Freund, die Tedeschi werden dich einst von den Franzosen befreien, den hätte man für irrsinnig gehalten. Die Lombardei und Venedig waren

eben von Radetzki niedergeschmettert worden, Truppen der römischen Republik, welche an jenen Kämpfen theilgenommen hatten, waren vollständig vernichtet worden, in den Städten Norditaliens herrschte dumpfes Grollen, organisirter passiver Widerstand, Emigration mit den Kapitalien, und jenseits der Alpen sangen unterdeß große germanische Völker Siegeslieder zu Ehren des populären Feldherrn; die Weißröcke standen bis Viterbo, und sie standen während der Dauer derselben Zustände gleichzeitig bei Rendsburg. Also der Tedesco war noch insbesondere der offene erklärte Feind ganz Italiens, und gegen jene beiden mächtigen Unterdrücker keine Möglichkeit des Aufkommens. Der volle, ohnmächtige Haß wuchs sich in die Naturen herein.

Dieser Haß nun, soweit er den Deutschen galt, ist bei den Italienern erloschen, und zwar eigentlich daran, daß sie, wenn auch mit fremder Hülfe gegen das, was für sie Tedesco war, den Sieg davon getragen haben, indem sie ihm das neue Königreich Italien blutig abgerungen haben. Zunächst blieb freilich noch der Widerwille bestehen, genährt durch die peinliche Erinnerung an ertragenen Druck, und durch den Argwohn, daß die Feinde bei erster gegebener Veranlassung wieder kehren würden. Und siehe, die Veranlassung bot sich, Italiener traten wieder gegen Tedeschi in die Waffen.

Aber, unverständliches, für die nach Außen gar wenig orientirten Bewohner der Apenninischen Halbinsel mährchenhaftes Wunder, andere Tedeschi, nordische Tedeschi traten mit ihnen in einen Bund gegen ihre alten Tedeschi, und ehe man sich's versah, schleuderten diese Letzteren ihnen das Königreich Venedig ungefähr so zu Füßen, wie der Dieb, der seinen Raub von sich wirft, wenn man ihn verfolgt;

und zwar noch obendrein, nachdem sie sie bei Lissa und Custozza zu Wasser und zu Lande aufs Haupt geschlagen hatten. Nie ist einem Volke etwas Unerhörteres geschehen, nie ist ein Volk mit einem so sagenhaften Nimbus umgeben gewesen, als diese gewaltigen Nordländer, die mit furchtbarem Krach die alten Mauern und Thore zerschmetternd, neue Häuser rasch unter Dach brachten.

Lange Zeit hat es gedauert, bevor man in Italien in der großen Masse Oesterreich und Deutschland als politische Körper ganz unterscheiden gelernt hat. Bis zum Jahre siebzig gelang es trotz Sadowa durchaus nicht, man half sich mit Prussiano, das ungefähr so wie Russo klang. Als aber nun im Jahre des Heils achtzehnhundert und siebzig diese Nordmannen wieder aufstanden, den mächtigen Imperator stürzten, ein neues Kaiserreich errichteten, Italien zu Rom verhalfen, dem Jesuitismus den Krieg erklärten, da wurde es klarer vor den Augen der Südländer! Es trat nun ein kaiserlich deutscher Gesandter neben dem kaiserlich österreichischen am Hof des Königs auf, und man gewöhnte sich, die Oesterreicher Austriaci zu nennen, während man mit dem Worte „Deutsche“ etwas ganz Neues verband.

Es war ja nun, entsprechend der Neigung der Italiener, so vieles von Außen herein, von oben herab für sie erfüllt worden, daß man sich, wenn auch gelassen und gemächlich, von vielen Seiten herbeiließ, die Regierung im schwierigen Ausbau fernerhin zu unterstützen, und einige Arbeit selbst zu übernehmen. Als man zu diesem Zwecke nach den besten Vorbildern des Auslandes suchend auf die deutschen Quellen kam, da merkte man bald genug, daß die große deutsche Kultur außerhalb Oesterreichs ihren Herd hat, und suchte

von nun an lebensfähige Verbindungen zwischen dem Geiste der beiden verbündeten Nationen anzuknüpfen. Aber nur schwierig und langsam dringen die italienischen Pioniere mit dieser Arbeit weiter vor. Ueberall finden sie französischen Geist tief eingewurzelt, den sie ja auch selbst keineswegs verdrängen, geschweige denn ausrotten, sondern nur paaren wollen. Immer wieder und wieder schrecken sie zurück vor der Schwierigkeit unserer Sprache und der Fremdartigkeit unserer Denkweise, und obendrein hält ein gewisser gekränkter Stolz sie immer noch von uns zurück. Diese neuen Deutschen haben den großmächtigen verbündeten Kaiser besiegt, den sie wie den Ueberlegenen zu betrachten stets gewohnt waren; sie sind also ebenfalls als entschieden überlegen anzusehen, und das ist ein kränkendes Gefühl. Indeß, die anständige Entfernung des neuen Kaisers mit seinem ganzen Reiche von ihrem Lande und ihren nächsten Interessen wirkt auf dieses Gefühl beschwichtigend, so daß es schwächer und schwächer wird.

Statt dessen ist in der That die große Achtung vor dem deutschen Reiche in stetigem Zunehmen begriffen. Schließlich wird der Italiener in dem nordischen Bundesgenossen nur noch den erwünschten Schutz gegen die Gelüste des klerikalen Frankreichs und des Vatikans erblicken. Dieser Gesichtspunkt politischer Klugheit bringt unsere romanischen Nachbarn trotz der eingewurzelten Abneigung gegen germanischen Geist, trotz der Schwierigkeit der Sprache und der Scheu vor strenger Arbeit, trotz der Höhe der Alpen langsam und stetig dem aufgedrungenen neuen Verhältnisse näher.

Am wenigsten aber zur Erreichung dieses Zieles thun die Deutschen selbst. Der Deutsche ist sich über seine

Beziehung zur italienischen Nation durchaus nicht klar, und hat bis jetzt gegen dieselbe nur ein starkes, an sich schon werthloses Gefühl — das der Geringschätzung. Er hat wohl das Bewußtsein, daß er für das neue italienische Königreich einstehen muß, und sei es mit dem Blute der Seinigen, weil die Existenz dieses Reiches mit der des deutschen im Zusammenhang steht; er fühlt wohl, daß Rom als Hauptstadt erhalten werden muß, damit der Vatikan im sogenannten Kulturkampfe des Herdes entbehre, er sieht wohl ein, daß der Bund mit Italien nützlich ist, um Frankreichs Streitkräfte zu zersplittern; aber diese Einsichten entspringen alle aus dem reinsten Egoismus und erzeugen vor der Hand nicht das mindeste Interesse für das Volk der Verbündeten. Ja im Gegentheil, dieses Volk wird gewissermaßen als ein Hinderniß bei einem der höchsten Interessen betrachtet.

Der Deutsche sieht die Denkmäler Italiens als einen der größten Bildungsstoffe an und fühlt sich mit wahrer Inbrunst zu denselben hingezogen, und zwar nicht nur zu den Monumenten der Römerzeit, sondern eben so sehr, wo nicht noch mehr zu denen aus einer Epoche, die den Italienern so nahe steht, wie uns die Zeit Luthers und Melanchthons. Aber vor dem Gedanken, den jetzt lebenden und strebenden Italienern Zusammenhang mit ihren großen Ahnen zuzugestehen, schreckt der Deutsche durch die Bank zurück. Er trennt die jetzige geistige Welt Italiens gerne vollständig von dem Lande und den Schätzen desselben, und möchte am liebsten seinen ganzen italienischen Aufenthalt hinbringen können, ohne jemals an einen jetzigen Bewohner der Halbinsel gemahnt zu werden. Nur einige Berührung mit dem niedern Volke ist ihm willkommen, theils weil

dieses eine sehr glückliche Staffage abgibt, theils weil sein amüsantes Wesen den Zauber von etwas recht Fremdem hat und somit den Reiz der Reise erhöht. Dieses selbe Volk aber wird von vorneherein mit der größten Geringschätzung weggeworfen als in Schmutz versunken, zu Raub und Mord geneigt.

So wandert der Deutsche durch die Gauen eines Volkes, auf das er in seiner Politik angewiesen ist, warm erglüht für die großartigen Denkmäler, die doch Schöpfungen der Väter des jetzigen Volkes sind, aber eisig kalt und mehr als theilnahmlos gegen dieses selbst in seinem Aufstreben. Und wie übel hat man es doch den Engländern genommen, wenn sie bis zum Jahre 1870 mit solcher Geringschätzung der German fellows den Continent bereisten!

Der Deutsche hat sich aber noch insbesondere für seine italienischen Reisen einen letzten Rest jener einst so beliebten romantischen Schwärmerei reservirt, für die ihm das neue Leben daheim je mehr und mehr die Nahrung versagt. Ja, so wird sogar der Schmutz als nothwendiger integrirender Theil willig mit in den Kauf genommen, weil er ein Zwillingsbruder der Unordnung ist, die man auf Reisen zu finden liebt. Man will um die Denkmäler der Vergangenheit her die Herrschaft des Schutts und Moders finden, um mit Stimmung genießen zu können. Die einsame verwahrloste Campagna rings um Rom her ist das Entzücken der Reisenden. Die Stadt historischer Denkmäler liegt so schön außerhalb des jetzigen Kulturlebens in einer malerischen, Träume erweckenden Wüstenei, in einem mährchenhaften Trümmerfeld, das auf seinen kahlen gestreckten Rippen, mit seinem verbrannten Unkraut den Lichtern und Schatten ein herrliches Objekt bietet. Wehe

den Italienern, wenn sie den Reisenden diesen einzigen träumerischen Genuß verkümmern wollten, wehe ihnen, wenn sie für das Gedeihen und den Wohlstand ihrer Hauptstadt besorgt, die frevelnde Hand an diese Wüste legten, sie mit schönen üppigen Kulturen belebend. Um Neapel her, da läßt man sich das gefallen, nach Neapel geht man nur, um leichtfertig zu schwelgen; um Paris her ist das ganz willkommen, dahin geht man, um den Reichthum moderner Welt zu bewundern; um die eigene Stadt her erfreut es, es erweckt das stolze Gefühl heimathlicher Blüthe; aber um Rom her muß es so bleiben: dahin geht man, um sich in der Vergangenheit zu vergraben, um die nüchterne Gegenwart zu betrügen, um zu denken und zu träumen. Da mögen die Bewohner der Hauptstadt mit noch so viel Scham und Kummer zu ihren Thoren hinaussehen, mit wahrer Genugthuung constatirt der Reisende, daß diese armen Kerle viel zu wenig Willenskraft, viel zu wenig Mittel haben, um sich von der Wüstenei zu befreien. Getrost mag man annehmen, daß auch der Sohn noch in der Campagna wird träumen können.

Im Innern der Stadt ist schon mehr Veranlassung zu ästhetischer Entrüstung. Es wird, ach, schon immer seltner, daß Sträuche an den Hausmauern aus den Fugen wachsen, daß Ziegen an dem Grase zwischen den Pflastersteinen Nahrung finden. Die schmutzigen Reste uralten Verputzes verschwinden mehr und mehr, immer weniger grüne Eidechsen schlüpfen in die Steinfugen; es ist haarsträubend, Rom fängt an, verputzte ordentliche Wohnhäuser zu zeigen, Comfort und Eleganz verrathen sich hie und da aufdringlicher Weise, es ist eine Zeit vorauszusehen, wo man in Rom als einer ganz anständigen saubern Hauptstadt

umhergehen wird! Wer wird dann noch nach Rom reisen! Und so wird es nach und nach mit den übrigen verwahrlosten Städten auch gehen. Die Italiener wagen es, sich an ihrem heiligen Schutt zu vergreifen und sich wie gewöhnliche anständige Menschen einzurichten. Dafür werden sie gehaßt, das ist abscheulich von ihnen! Könnte man sie doch wieder abliefern in die Hände der alten Fürsten und Priester, daß sie weiter vegetirten als Staffage auf den Trümmern!

Aber freilich, wir Deutschen brauchen das neue Königreich wegen der leidigen Politik, und so mischen sich die Träume der Reiselust mit den großen Fragen der Humanität jämmerlich durcheinander, weil wir von falschen Vorstellungen ausgehen, die wir als überlieferte werth halten. Möchte es nicht Herz und Auge mehr erfreuen, wenn in einem sogenannten romantischen Thale an der Stelle alter Mauertrümmer, von Dornen umwuchert, reich und geschmackvoll gebaute Schlösser eines blühenden Adels stünden, der, stolz bedacht auf den Glanz seines Vaterlandes, dasselbe mit edeln Blüthen monumentaler Kunst bescheerte? Und müßte es nicht das Herz eines wohlwollenden Menschen auf das Tiefste erfreuen, wenn es den Italienern je schneller je lieber gelänge, allen Schutt in ihrer gesegneten Heimath wegzuräumen, Wohlstand und Ordnung herrschend zu machen, neue Kraft zu entfalten?

Diese Stimmung wohlwollender hülfreicher Theilnahme für das Erblühen des neuen Italiens muß in Deutschland zur Herrschaft gebracht werden, und zwar auf dem kurzen Wege dadurch, daß man die Kinder in den Schulen also denken und fühlen lehrt. Wenn die Italiener das gewahr werden, daß das deutsche Volk ihr Streben achtet, ihnen

mit seinen reichen Mitteln zu Hülfe eilt, ihr Gedeihen fördert, ihre Hoffnungen theilt und Glauben an deren Erfüllung gewinnt, dann werden sie vermöge ihrer besten Eigenschaft von solcher Liebe und Begeisterung für uns erfüllt werden, daß nie ein Volk mehr Herz in seine politischen Erwägungen gelegt haben wird.

Vor fünf und zwanzig Jahren lebte ich in Rom und Venedig, reiste ich in Italien. Aber schon damals gehörte ich zu denen, die, abweichend von dem gewöhnlichen Verfahren, gebildete Italiener aufsuchten, sich ihnen anschließend, ihre Schmerzen, ihre Hoffnungen theilend; schon damals kam in meinem Innern das Interesse für das Lebende, Strebende zur Herrschaft über das schwärmerische Versinken in die Vergangenheit, schon damals hätte ich alle Ruinen hergegeben für die Freude, dies begabte Volk neu und kräftig erblühen zu sehen. Wie hat sich erst in diesem zurückgelegten Vierteljahrhundert voller großer bedeutungsvoller Winke jene Disposition festgesetzt und ausgebreitet! Warmen Herzens verfolge ich die Entwicklungsphasen des neuen Lebens jenseits der Alpen und all' mein Sehnen, all' mein Streben ist darauf gerichtet, diese beiden geistig begabten, phrasenlosen, naiven Völker zur Erkenntniß gegenseitigen Werthes, zum Bewußtsein gemeinsamer Ziele, zu Liebe und Theilnahme für einander geführt zu sehen.

Mit diesen Gefühlen trat ich denn, als das Ränzlein geschnürt war, an einem schönen Sommermorgen an den Fuß der Bavaria, jener verkörperten sehnsüchtigen Liebe deutschen Geistes zu den reinen erhabenen Formen des klassischen Südens. Der Blick schweifte über die Alpenkette. Vor Kurzem hatten die nächsten Punkte dieses blauen Landes der Hoffnung noch wie ferne Zielpunkte weniger

beglückender Ausflüge mir vorgeschwebt, jetzt blickte mich die ganze Kette an wie eine nahe Mauer, durch deren schönen Thorgang ich dem fernen Süden rasch zugeführt werden sollte.

Aber auch hier ertappte ich mich darüber, daß mein Verlangen, Italien in der Hand der Italiener wiederzusehen, noch größer war, als die freudige Erwartung, seine Schätze wieder genießen zu dürfen, und diese Stimmung ist auch für die nachfolgenden Briefe die maßgebende gewesen. So vollständig harmlos sie vom literarischen Standpunkt aus niedergeschrieben sind, Plaudereien aus der Ferne mit den lieben Freunden daheim, so sehr sind sie andererseits mit der Intention entstanden, ein Fünkchen Theilnahme für Italien in mein edles Volk zu werfen.

Aber in dieser Hinsicht schrumpfen die flüchtigen Aufzeichnungen, Kinder des Augenblicks, zu dem lächerlichen Mäuschen zusammen, das dem kreißenden Berge entschlüpft, und ich darf in keiner Weise erwarten, daß sie dem Leser einen andern Zweck erfüllen, als den einiger Unterhaltung, den sie schon in den Spalten der Allgemeinen Zeitung erreicht zu haben scheinen.

Nur ist es immerhin möglich, daß ein gedrucktes Wort über kurz oder lang andere berufenere Kräfte anregt, auf die angedeuteten Absichten einzugehen, um denselben mit mehr Nachdruck entgegen zu kommen. Und in dieser Hoffnung habe ich es unternommen, die Briefe durch dieses Vorwort zu verstärken. Möge meine Absicht richtig verstanden und mit Wohlwollen aufgenommen werden!

Von München nach Verona.

Ein Deutscher, wenn er bei schöner Jahreszeit die Heimath verlassen will um nach Italien zu wandern, muß sich, wie weiland Odysseus, festbinden lassen, um den Lockungen der Sirenen zu widerstehen. Menschen aller Art und jedes Alters, voll freudiger Reiselaune, dringen allerwärts in die Waggons, erzählen von dem Gesehenen, loben die Herrlichkeiten der Alpen, machen Pläne nach Osten und Westen. Da ist Wörgl mit seiner Gisela-Bahn, seiner Hochsalve, dem Zellersee und der Pfusch; da ist Jenbach mit dem Zillerthal, dem Gerlos und dem Pinschgau; wie kühl sind die Morgen und Abende am Achensee, wie schön ist die neue Terrasse bei der Scholastica! Da wird vorgeschlagen bei der Franzensveste in das Pusterthal und weiter nach Ampezzo zu gehen, oder über Meran zu den Passeiern und an die Ortlesspitze. Und wie schlecht ist man angebunden auf der Eisenbahn! „Gültig für drei Tage“ steht auf der Fahrkarte. Was läßt sich nicht alles in drei Tagen abmachen! „Einmal ist keinmal,“ sagt der Kölner, also machen wir auch einen kleinen Abstecher um die angeregten Gelüste in etwas zu befriedigen. Und wählen

wir etwas recht deutsches zum Abschied von der theuren Heimath, dann wird sie uns ziehen lassen, die herrliche, majestätische, frische Gränzmark dieses großen Volkes voll Herz und Geist. Wie sie hier prangt und lacht, und Erhabenes, Ueberwältigendes dem Lieblichen beruhigend vermählt. Wie sie strahlt, die Arme ausbreitet, lockt und fesselt und ruft: du wirst schon an mich denken, komme du wohin du wollest. Komm nur bald wieder, siehe so wirst du in der Heimath empfangen! Und wenn wir dann wieder kommen? Etwa im November? Dann ist sie verschleiert und eisig kalt, die heimische Braut. Wo sind ihre Blumen? Wo ist ihr Schmelz? Starrer Winter hält alles auf lange, lange Monate zugedeckt. Jetzt ist ihre Blüthe, und jetzt eilst du vorüber in die Arme jener versengenden Südländerin! Also noch einen frischen Kuß!

In Innsbruck sieht man den Sohlberg, den schönsten von allen Bergen, die hier nach allen Seiten kühn emporragen. An seinem Fuße fällt die Martinswand schroff in den Inn. Diese Martinswand lockt schon von Mittenwalde aus; sie ist so schön verherrlicht von der deutschen Muse! Aber da ist Karwendel und Zugspitze, man kommt nicht weiter, so nah es ist. Jetzt ragt sie dort empor, an der Biegung des Thales. Nehmen wir den Stab in die Hand und wandern den Inn aufwärts gen Zirl. Die Straße führt erst schnurgerade durch die Innsbrucker Au, aber an beiden Ufern des schönen Inn ergötzt sich das Auge an den lieblichen Halden und großartigen Schluchten. Dann wird die Straße durch die Schroffen an das Ufer gedrängt und zieht durch den Wald neben den rauschenden Fluthen her. Zirl liegt jenseit der Martinswand in einem neuen reichumgebenen Thalgrunde, wir wandern also der

ganzen Wand entlang, sehen das Kreuz in der Höhle und denken des Jagdabenteuers des guten Kaisers Max. Die Wand ist weder senkrecht noch ist sie hoch im Vergleich zu manchem riesigen Gebilde unserer Alpenwelt. Wenn man aber mit seiner Einbildungskraft darin zu klettern anfängt, dann vergeht einem doch der Athem, und man begreift die Pein, aus der das treue Volk seinen Kaiser gerettet hat. Die Wand ist nur die Stirne eines niedrigen Auslaufes des Sohlberges.

Zirl ist außerordentlich malerisch. In unregelmäßiger Weise, kreuz und quer, auf und ab laufen die engen Gassen des großen Dorfes. Einige dieser Gassen gleichen ganz denen, die uns Defregger auf seinen köstlichen Bildern zur Anschauung bringt, andere haben einen etwas mehr italienischen Charakter, wie auch der türkische Weizen ringsum die Sinne etwas verwirrt. Die meisten Mauern laufen dann ununterbrochen fort, und nur die mit Stein eingefaßten Bogenthore und die Dachgiebel bezeichnen die einzelnen Häuser. Aber das Weiß ist von alten dichtbelaubten Weinstöcken malerisch unterbrochen, deren lange üppige Ranken, von den weitüberragenden Söllern zurückgestoßen, wie vom Winde bewegt, leicht hinabhangen. Die Giebel mit charakteristisch geschnitztem Balkenwerk, das vor hohem Alter oft silberhell ist, sind vorn ganz offen, so daß die Luft frei über die Söller zieht. An vorgespanntem Lattenwerk hängt Bohnenstroh in dichten Massen zum Trocknen. Mitten durch das Dorf stürzt ein Bergbach, an dessen Rändern sich ein Chaos von Felsblöcken, Strauchwerk, überhängenden gestützten Dächern, Hausmauern, Treppen, Waschstegen und Weinstöcken in höchst malerischer Weise dem Auge darbietet. Ueber dem Dorf am Felsenhang steht

eine große Ruine mit zwei gewaltigen Thürmen. Die Burg war auf einen scharfen hinausragenden Kamm keck aufgebaut, so daß man von ihrem Plateau aus noch in schwindelnder Tiefe den Bergstrom am Fuße der senkrechten Wand vorbeistürzen sieht, hervorbrechend aus wilden schroff umgebenen Schluchten.

Der Abend hatte seine satten Farben über dieses reiche Alpenbild gegossen, als wir, ergriffen von all der Pracht, langsam den Felsenpfad wieder hinabstiegen dem gastlichen Dorfe zu. Hier fanden wir das alte verschollene Leben der Heerstraßen in seiner ganzen Blüthe, als wenn es auf der Welt noch keine Eisenbahn gäbe. Zahlreiches Fuhrwerk aller Art am Platze vor den Wirthshäusern, Roßhändler mit Pferdekoppeln, Reisewagen, Extraposten, dazu Kühe und Pferde am großen Brunnentrog, Ziegenheerden, und das Getreibe des Tiroler Volkes, das erst spät zur Ruhe kam.

Ein Tiroler Bett ist eine Folterbank, trotz der sächsischen. Man liegt wie auf einem langen Koffer mit gewölbtem Deckel, und ertappt sich erwachend entweder beim Hinabfallen in die Stube oder an die Wand geworfen. Mitten in der Nacht ertönten weit her aus dem Thale die Klänge eines Posthorns, wundervolle Gebirgsweisen, rein und sicher geblasen. Näher und näher, lauter und lauter erklangen diese Lieder, bis das Klappen der Hufe, das Rollen der Räder vernehmbar wurde. Vor der Post ließ der Schwager einen lang gezogenen Weckruf erklingen. Ach, du liebes Posthorn, das so viel geklungen hat, so viel besungen ist — wo bist du hingerathen? Du hast einer grellen Pfeife Platz gemacht, die wahrlich aller Schwärmerei ein Ziel setzt! Morgens um drei Uhr, als ich just bei einem

Abrutsch in die Stube erwachte, zogen die Kühe zum Brunnentrog und weiter auf die Weide, mit dem friedlichen Gebimmel ihrer Kupferglocken den Ort erfüllend. Dann kam das Horn des Geißbuben und das Geklingel und Gemäcker seiner Heerde. Es ist schon Stimmung im deutschen Gebirge, und alle Welt verjüngt sich in den wenigen kostbaren Wochen der Erholung, die dort gesucht und so reichlich gefunden wird. Um fünf Uhr ging's im offenen Einspänner den Weg zurück, und nach dem heißen Tage war's zu dieser Stunde so kalt, daß die Finger froren.

An der Brennerbahn geht der Uebergang aus dem Deutschen in das Italienische so allmählich vor sich, daß man kaum eine Gränze bestimmen kann. Aber obgleich der Kern und die Masse des großen Kaiserreichs, dem Norditalien so lang angehört hat, deutsch war, so gehen doch alle Strahlen aus dem italienischen in das deutsche Gebiet herüber, und nicht einer in umgekehrter Richtung. Das italienische Blut ist außerordentlich stark und hat von jeher alles Fremde rasch verschlungen. Und sie haben etwas zu verschlingen bekommen! Bei Trient aber weiß man, woran man ist, man ist nicht mehr in der Heimath. Statt der schwarzen Tannenmassen auf hellem Grund überall die kurzen blaugrünen Gebüsche auf rothem, violettem und feurig-gelbem Gestein. Von den Thälern ab zieht wie ein dichter, zottiger Pelz das schöne Gemisch vom Maulbeerbaum, Weinranke und Mais die weiten Schluchten aufwärts, schneeweiße Giebel und zierliche Campanile durchblicken lassend. Große marmorne Schlösser und Villen leuchten vom Gürtel der riesigen Bergketten herüber. Es ist eben so fremd als prachtvoll. Man sieht jedesmal wieder wie in eine Wunderwelt hinein, so oft man diese Gränze

überschreitet. Und der Adige rauscht neben uns dahin der Adria zu, furchtbare Verwüstungen, schauerliche Trophäen seiner Macht an den Ufern seiner zuströmenden Bergvasallen aufweisend. Die Wagen haben sich längst mit Italienern gefüllt. Das fröhliche Geplauder ist allgemein, und an den Stationsgebäuden ist ein sprudelnder Wasserquell innerhalb der Halle, zu dem alles hineilt, statt zum Bier. Welch ein Hohn auf das mächtige Nachbarreich des Königs Gambrinus! Er mag es ertragen, der malzberäucherte, hopfenbekränzte Selbstbeherrscher aller Germanen. Er hat zu Hause der Knechte genug, von den Hausknechten gar nicht zu reden! Das Volk ist arm in diesen Thälern und beklagt sich über zu viele reiche Besitzer und zu wenig Land. Und sie ahnen nicht einmal mehr, die Kinder dieser kahlen Berge, was ihnen eigentlich abgeht — der Wald! Unten Eichen- und Buchenwälder, und darüber die Fichten haben diese unabsehbaren Gebirgsmassen einst getragen. Tausende von Menschen fanden darin ihre Arbeit, alle hatten daran ihren Antheil, unzählige Quellen speisten den Thalgrund, Schneesturz und das entsetzliche Geröll waren abgehalten. Jetzt aber wendet man wirklich mit Schaudern die Augen ab, wenn man diese übermäßigen Verwüstungen der Torrentes sieht! Dazu Dürre, Wassermangel, Mangel an Holz. So sorgen die lieben Väter für ihre Nachkommen! Was mögen wir den unsrigen wohl anrichten! Roden wir nicht auch aus? Wird etwas nachwachsen an unsern Rodungen?

Als der Abend eintrat, kühle Luft durch das Thal strich, riesige Bergkronen feurig flammten, trat unmittelbar neben dem Bahnhof ein Bild vor die Augen wie ein Gruß des neuen Landes aus schönen Augen. Zwei Häuser standen

neben einander, das eine mit Säulenhallen und Rundbogen der edelsten italienischen Construction, von Weinranken und blühendem Oleander dicht umbuscht, das andere mit einer hohen Außentreppe, auf der ein ganzes Volk von Alt und Jung lagerte, die Abendkühle genießend. Ja, die Heimath der Väter liegt hinter uns, aber wir sind nicht in der Fremde angekommen, wir sind in der Heimath des Schönen. Bald ging es nun über die Landesgränze, nicht mehr die deutsche, aber die österreichische, und wer wird, bei aller Liebe zum deutschen Reich, wohl jemals das Gefühl der Fremde haben, wenn er in Oesterreich, in Tirol reist? Deutschland ist immer noch viel mehr als das deutsche Reich!

Bei dunkler Nacht fuhren wir hinein in das neu erstandene Italien, das wir als einiges Reich noch nicht betreten hatten. Und es liegt auch noch ein nächtlicher Schatten über dem Lande: neben dem Landesherrn thront der große prete — ein Wort, das dem jungen Italiener gleichbedeutend ist mit Erzfeind des Vaterlandes, dem alten Italiener dagegen die Erinnerung an das goldene Zeitalter hervorruft. Das Licht muß noch lange nach oben ringen, bevor es die Nacht des Vaticans nach allen Seiten durchleuchtet. Dafür scheint die irdische Sonne in diesen Monaten um so gewaltiger herein, und man ist die Jahrhunderte hindurch beflissen gewesen, ihrem unbehinderten Walten, Dörren und Sengen alles aus dem Wege zu räumen. Auch kann man nicht behaupten, daß das große Himmelslicht der beste Bundesgenosse der Lichtfreunde dieser Halbinsel sei. Die Sonne ist schon nicht mehr nutzbringend und wohlthuend, sie ist auch schädlich und beeinträchtigend. Statt der nächtlichen Frische Tirols gewährte eine laue,

schmeichelnde Luft gelinde Kühlung. Es ist, als ob eine wehmüthige Klage über ausgestandenen Sonnenbrand aus den Fluren ertönte. Auf dieser Nachtfahrt machte ich Bekanntschaft mit einem Landeskind, von dem man bei aller Sorgfalt der Kleidung und bei allem Anstand im Benehmen leicht weissagen konnte, daß es nicht vorhabe, in einem großen Hôtel zu übernachten, und ich wünschte eben in einer italienischen Locanda guter Art einzukehren. Dieser Wunsch ist mir denn auch gründlich erfüllt worden, und der Vergleich der Post in Zirl mit der Locanda in Verona steigert den Eindruck von der Verschiedenheit der Nachbarländer bis zum höchsten Grade. Ich brachte mein Anliegen vor und erhielt nach einigem Geflüster mit andern Reisegefährten zur Antwort: ich würde beim Aussteigen in Verona das Nähere erfahren. Demnach wurde ich denn auch gleich eingeladen, mich den Herren anzuschließen. Wir bestiegen zu viert eine Droschke, und auf der langen Fahrt hatten meine Genossen fortwährend etwas geheimnißvolles mir gegenüber. Wir hielten in der Nähe des römischen Amphitheaters in einer Seitengasse unter einer großen Laterne. Die beiden älteren Männer waren plötzlich verschwunden, durch das hohe ganz offene Thor traten wir in den gepflasterten vordern Raum, der mit Leuten des Volkes gefüllt war. An diesen schloß sich, ganz offen, die große Küche, mit weitem offenen Herd und dem langen Anrichtetisch davor. Mehrere behäbige, beleibte Frauen wedelten hier die Feuer oder brachten die zubereiteten Speisen aus den kupfernen Casserolen in die Anrichteschüsseln, verschiedene Fritturen; (sämmtliche Räume rochen auch stark nach heißem Oel), oder riso al sugo, al burro etc. Dann folgte ein Raum, der mit dem Hof in Verbindung stand.

Hier und im Hofe saßen feinere Leute, die das solide und billige Haus als Stammgäste besuchen. Während ich mir an einem gebratenen Huhn und ganz vortrefflichem rothen Landweine gütlich that, trat auf einmal mit einem heroischen Entschluß der eine alte Herr von meiner Reisegesellschaft herein, stemmte die Arme in die Seite und sagte, ohne mich anzusehen: è bene, Signore, buon appetito! Es war der padrone der Locanda. Sie hatten nicht den Muth gehabt, mir das zu gestehen. Ich thue dieser Sache Erwähnung, weil diese Geheimthuerei ein Grundzug des ganzen italienischen Lebens ist, der uns sehr befremdet.

Verona.

Das Schlafgemach mußte ich mit meinem neuen Gefährten theilen, und um zu unseren Betten zu gelangen, mußten wir durch ein anderes Zimmer gehen, in welchem, als wir durchgingen, die Inhaber der Betten ihre Gesichter verbargen. Die Betten waren aber reinlich und vorzüglich, wie alles im Hause. Morgens in aller Frühe erwachte ich darüber, daß mein Schlafgenosse aufstand. Ich drehte mich um, weiter zu schlafen, in der Absicht, ihm das ungestörte Weggehen zu ermöglichen. Als ich aber nach Stunden wieder erwachte, stand der gute Mensch am Fenster, auf mich wartend, und nun merkte ich bald, daß ich eine Seele gewonnen hatte, die mir zu eigen war und entschlossen, mit mir zu gehen, so lange das Schicksal es zuließ, um mir in allem behülflich zu sein. Aber jeder Versuch, ihm Wein oder Kaffee anzubieten, scheiterte, die Hingebung war uneigennützig. Auch dieser schöne Zug geht durch das ganze Land, wie jeder mit Freude bemerkt haben wird, der die große Straße und die Wirthshausgebiete verlassen hat, um in das Innere zu dringen. Ja, sie drängen sich auch noch, möglichst viel für einen zu bezahlen

im Kaffeehaus, den Antheil am Wagen, in der trattoria, und überall, so daß einem aus dieser Generosität oft die größte Verlegenheit erwächst. Zuerst setzten wir uns in der Morgenfrische vor ein Kaffeehaus, und während wir frühstückten, streckten wir ein Bein nach dem andern hin, die Stiefel auf das glänzendste wichsen zu lassen. Mein Begleiter erzählte mir nun von seinen Angelegenheiten. Er war Aufseher in merkwürdigen Steinbrüchen, bei S. Giorgio inganna poltron' (dieser Beiname bedeutet so viel, daß die Lieblichkeiten des Ortes auch den Faulen herauslocken) zwischen Roveredo und dem Gardasee. Sie graben sich in langen Schachten tief in den Berg hinein, weil im Inneren die besseren Qualitäten sind, verschiedenfarbige schöne Marmorsorten. Von den dünnsten Platten, die zu Tischplatten, oder Bekleidungen, oder Trottoirpflaster geeignet sind, bis zu großen Blöcken führen sie aus diesen Bergen, alles bei Petroleumbeleuchtung im Innern fertig gemacht. Sie haben großartige Lieferungen in fremde Länder, unter anderm haben sie für die unabsehbaren Quais von Pest das ganze Material geliefert. Zuerst führte mich dann auch mein tagliapietra zu Einfassungen von Thüren, Kaufläden und Fenstern, die er theils besorgt, theils mit seinen Kameraden selbst ausgeführt hatte. Diese Arbeiten zeigten außer der großen Schönheit des Steines bedeutende künstlerische Eigenschaften. Erstens waren sie durchweg (und die Stadt ist voll davon) vom reinsten und edelsten Styl in unmittelbarer Fortsetzung der Tradition, zweitens waren sie in Bezug auf die Ausführung mit dem Meißel wahre Meisterwerke. Die zartesten, elegantesten Formen sind mit einer Subtilität durchgebildet, als wenn sie mit feinen Messern aus Buchsbaum geschnitten wären. Es ist

ein großer Genuß und ein lehrreiches Studium, diese Arbeiten der Gegenwart in Verona zu betrachten. Einmal nach dieser Seite hin angeregt, machten wir nun förmlich Jagd auf Thüren, Fenster, Höfe, Freitreppen, Treppenhäuser aus alter Zeit. Ueberall, bis in die Vorstädte hinaus, sieht man da Neues und Schönes, Spuren des Reichthums und der Pracht, vortrefflich erhalten, wichtig für den Studirenden des Baufaches und für die Geschichte der Stadt. Wohlstand und edler Sinn sind in der Menge allgemein gewesen. Und die einstige Kunstschule, jetzt antico albergo delle belle arti, zeigt die schönsten Exemplare. Ein Gebäude so zu concipiren und so durchzuführen, daß die Portale, Thüren und Fenster an sich werthvolle Kunstwerke sind, das ist uns noch nicht wieder beschieden. Sind wir zu arm oder zu wenig begeistert, um unsere Mittel dahin zu verwenden? Kurz, wir bauen im besten Fall auf gute Wirkung des ganzen Gebäudes und suchen nach billigem Material, um anstandshalber einigen Schmuck anzubringen. Solange wir das fortsetzen, sollten wir nicht viel von unserer Baukunst reden, denn erst in der reichen künstlerischen Entwicklung der einzelnen Glieder, insbesondere der Portale und Gesimse, liegt der eigentliche Kunstwerth. Kleinen Schmuck und Schnörkelwerk an den Wänden der Façade haben die Italiener nie angebracht, die Wände sind glatt, und die schönen Verhältnisse der einzige Schmuck. Aber Thüren, Fenster und Gesimse sind zu Werken der Sculptur erhoben. Darum überall künstlerische Sprache, Adel und echter Glanz. Schablonen hat man nicht gekannt, heutzutage herrscht die Schablone.

Würdig und bedeutungsvoll reiht sich dieser Stadtschmuck den großen Denkmälern Verona's an, über die irgendwie

zu berichten hier nicht die Aufgabe ist. Die Bewohner der Stadt haben aber auch ein sehr lebhaftes Gefühl für den Werth ihrer Schätze, und bei ihnen, wie bei allen Städten Italiens, ist ein Hang zu den Künsten, man möchte heutzutage sagen, eine Sehnsucht danach, vorherrschend. Die Behörden Verona's appelliren aber auch an dieses Gefühl und suchen es fruchtbar zu machen. Auf großen weißen Marmortafeln, in die Mauern eingelassen, steht es überall eingegraben, was das Denkmal zu bedeuten hat, und immer in würdiger Form, die anzuregen vermag. Wie schön sind die Worte am alten Hause der Capuleti:

„Queste furono le case dei Capuleti
d'onde uscì la Giulietta, per cui
tanto piansero i cuori gentili
e — i poëti cantarono."

Unten am Thore des Hauses steht: affitta — letti, und durch den weiten Thorgang sieht man eine eigenthümliche italienische Wagenburg, Carretten aller Art und Größe und ein Getreibe von Landvolk, malerisch genug, aber nicht eben einladend eines jener letti zu beanspruchen. Die Poeten bekämen dabei nichts neues zu singen, aber die cuori gentili dürften einen beweinen.

Einen feierlichen Eindruck macht die große Zahl der Gedenktafeln auf dem ohnehin so schönen Platze dei Signori. Mit gerechtem Stolz mag es einen jungen Veronesen erfüllen, wenn er die Namen aller jener bedeutenden Männer an einer Stelle vereinigt sieht mit der sie alle durch Herkunft oder langen Aufenthalt verbunden sind. Plinius, Cajus Valerius, Catullus, Aemilius Macro, Vitruvius, Cornelius Nepos, alle Kinder dieses Bodens. Dann folgen

Giotto, Paolo Veroneſe, Can Grande und Dante! Bei dieſem großen Namen iſt in Bezug auf Can Grande hinzugefügt:

„che lo glorifiò, dedicandogli la terza delle eterne sue cantiche.“

Wie groß die Neigung iſt, den Ruhm der Vaterſtadt zu mehren, beweist ganz beſonders ein Neubau in der Via Garibaldi. Es iſt dieß zunächſt die Umfaſſung eines weiten Raumes aus Marmor- und Schmiedearbeit, von großartiger Conception und ſtaunenswerthem Reichthum. Weitere Bauten im Innern ſollen nachfolgen, und ſcheinen im Augenblick wegen Differenzen in der Familie Minescalchi eingeſtellt zu ſein.

Verona hat auch mehrere Werke aufzuweiſen, die durch die Größe ihrer Anlage die faſt unbegreifliche Energie der Meiſter der Vorzeit bekunden. In S. Fermo, der Kirche, wo Glieder der Familie Dante's ihre Gruft haben, iſt das überaus lange und weite Gewölbe der Kirche ganz mit fein ausgeführter Holzſchnitzerei bedeckt. In S. Giorgio ſind zur rechten und linken Seite des berühmten Altarbildes von Paolo Veroneſe zwei rieſige Wandgemälde, auf denen ganze Völker zur Darſtellung gebracht ſind. „Moſes und die Iſraeliten in der Wüſte,“ von Broſaſorci und dem Toscaneſen Paolo Farinati. Auf dem Bilde zur Rechten hat letzterer ſein eigenes Porträt angebracht, er war zur Zeit, wo er das Bild ausgeführt hat, ein Greis von mehr als ſiebenzig Jahren, mit ſchneeweißen Haaren, und das Werk ſcheint in überſprühendem Jugendfeuer entſtanden zu ſein. Ein drittes Rieſenwerk anderer Art iſt der Garten der Giuſti. Die kühne Anlage dieſes den

steilen Berg hinanstrebenden Gartens macht auf uns, die Söhne des neunzehnten Jahrhunderts, einen noch größeren Eindruck durch das hohe Alter dieser Schöpfung. Elfhundert Jahre wohnt das Geschlecht der Giusti an derselben Stelle. Eine tausendjährige Cypresse steht wie ein welker Greis aus dem Geschlecht der Titanen in der Mitte, andere fünfhundertjährige stehen in langen Reihen zur Seite, hoch wie Thürme, die höchste von ihnen über 180 Fuß. Auf den oberen Terrassen streicht kühle Luft durch dunkle Lorbeergänge, die Hitze brütet über der unabsehbaren Ebene, und das Zirpen der Cicaden scheint der Ton zu sein, den das Zittern der Hitze auf den Dächern der Stadt hervorbringt. Eidechsen huschen in die Fugen des alten Gemäuers, regungslos ragen die schwarzen Wipfel der ehrwürdigen Cypressen in die blaue Luft, feurige Granatblüthen funkeln im dunkeln Grün, rosenrothe, dichte Trauben von Oleanderblüthen sind über das matte Grün ihrer Sträuche üppig ausgegossen. Einen solchen Garten des Südens kann man nur bei großer Hitze ganz verstehen, er ist für sie gedacht.

Das Volksleben in Verona hat trotz der großen Nähe der nordischen Völker besonders viel Orginalität bewahrt. Wir sehen noch eine große Zahl alter Bürger in kurzen Hosen und Schnallschuhen. Die Frauen, auch die Damen der vornehmen Welt, gehen mit schwarzen Schleiern auf der Straße, würdevoll, malerisch und höchst befremdend für ein Auge, das an all' die schwebenden, hangenden, klebenden Hütchen und Hüte hoher Culturvölker gewöhnt ist. Es mag noch viel dumpfer Aberglaube bei älteren Leuten, besonders bei einkehrenden Landleuten, vorhanden sein, und wird diese gottgefällige Eigenschaft auf das Beste

genährt. Im Vorhof einer kleinen Kirche stehen zwei weinerliche Engel, aus Marmor gefertigt, welche Tafeln vor sich hinhalten. Auf der einen steht: venite piangere, auf der andern: date, adorate. Ueber der Thür der Kirche steht: Indulgenza plenaria. Die Kirche war durch seidene Fensterbehänge rosig überschimmert, wie das Boudoir einer Donna, unzählige Wachskerzen brannten, wie in einem Ballsaal, und leiser, wehmüthiger Gesang von unsichtbaren Nonnen ertönte. Es gilt mit solchem Machwerk eine Art umstrickenden Sinnenrausches hervorzurufen. An einer gleichartigen Literatur fehlt es auch nicht. Am Schaufenster einer solchen Buchhandlung waren höchst einladende Titel zu lesen, als: La vera sposa di Gesù Christo, cioè la monaca santa. — La madre chiesa nelle sue relazioni con Dio e coi suoi figlioli. Belario, Antonio Maria, Theol. prof.; ferner: categhismo intorno al protestantismo mit dem Motto: haec scripsi vobis de his qui seducunt vos. 1. Joh. II. 26; ferner: Le meraviglie del mondo invisibile. Dagegen fanden sich in der Buchhandlung von Drucker e Tedeschi zahlreiche Uebersetzungen deutscher Autoren, sowohl poetische Werke, als solche der Wissenschaft, besonders der Nationalökonomie, und ein großer Reichthum von Originalwerken philosophischen Inhalts.

In einem Kaffeehaus wandte ich mich an einen älteren Herrn, um etwas über die Schulen zu hören. Dieser theilte mir mit, daß zunächst das Fröbel'sche System der Kindergärten mit großem Erfolg eingeführt worden ist, und auch seine volle Wirkung auf den Geist der Volksschulen ausübt. Ich war zufällig mit einem der Schulvorstände zusammengerathen, und erhielt von ihm die Ver-

sicherung, daß die Schulen Verona's Musterschulen im neuen Geiste seien. Die Regsamkeit Norditaliens ist ein großer Segen für das neue Königreich. Von dort aus verbreitet sich langsam, aber stetig, der neue Geist über die verwahrlosten Länder des Südens. Und viel deutscher Samen wird auf diesem Weg in den neuerstandenen Landen verbreitet. Ohne revolutionäre Erregtheit, mit Ruhe und Besonnenheit wird die Arbeit gethan; ja, die Conservativen gehen zum großen Theil aus den Wahlurnen der Norditaliener hervor, insbesondere des Königreichs Venedig, während in Neapel durchweg Liberale gewählt werden. Dieß ist psychologisch merkwürdig.

Dabei erhält sich das bunte Treiben auf den Straßen ganz unverändert, und ist sonderbarerweise in ganz Italien von einem Ende bis zum andern mit geringen Variationen gleichartig. Welch eine Augenweide! Da kommt ein Karren, vor den ein Maulthier, ein Schimmelchen und ein Esel zusammengespannt sind. Andere Zugthiere und Lastthiere sind ganz mit frischem Mais behangen, um die Fliegen abzuhalten. Ueberall sind Thiere angebunden, während der Padrone ein Geschäft in einem Hause besorgt. Auf dem Gemüsemarkt ein buntes malerisches Treiben, und die schönen Früchte schimmernd im warmen Dämmer der Zeltschatten. Orgelmänner, deren Orgeln in wundervollem Klange große Arien spielen, drehen die Orgel, während sie langsam vorwärtsschreiten, den Wagen vor sich herschiebend, und dazwischen die Zukunft Italiens, die pfiffigen, neckischen, quecksilbernen Jungen, mit etwas behangen, was man, vom Kopf bis zum Fuß nicht mehr definiren kann, laut die schönsten Volkslieder singend. Eigenthümlich nehmen sich in diesem Treiben die Stadt-

policisten aus, die Vigili von der Guardia Municipale, wie in London mit steifen Cylindern, einem langen, schwarzen Gehrock und einem Stab in der Hand, Symbole des Respects für persönliche Freiheit.

In der heißen Mittagsstunde kehrte ich in einer engen kühlen Straße in einem Spaccio di Vino ein. Auch hier war das Gebahren höchst originell. Man saß eigentlich eben so gut auf der Straße, wie im Hause. Gleich hatte ich Cameradschaft der besten Art mit einigen schönen höchst aufgeräumten Arbeitern. Ein alter blinder Mann tappte längs der Häuser und verirrte sich, weil es bei der großen Thüre frei zu uns hinein ging, in unsern Raum. Gleich mußte er ein Glas Wein trinken, und dann führte ihn einer weiter auf die rechte Spur. Ein bleicher, hohläugiger Kellner wurde jähzornig als ihn der Koch hinter seinem Anrichtetisch aufzog, und hielt eine tragische Rede vor aller Welt, in der er mit Nachdruck betheuerte, daß er ein Nobile sei, daß er alle respectire, aber auch verlange, daß ihn alle Welt respectire, und so fort. Dann trat eine imposante Gesellschaft von Künstlern ein, ein Tenor, ein Guitarrenspieler, ein Geiger und ein Violoncellist, und sangen und spielten große Nummern aus Opern ganz vorzüglich. Ein alter Herr mit langem grauen Schnurrbart blieb gerade vor unserer Thüre mit einem ehrwürdigen Greise in eifrigem Gespräche stehen. Meine Conviven theilten mir mit: dieß sei ein Graf Malaspina, Gatte der Tochter des Hauses Minescalchi, im Gespräch mit einem in ganz Oberitalien berühmten Veterinärarzte. So öffentlich und mannigfaltig ist das Leben in allen seinen Theilen in diesem fremden Lande. Als die Stunde meiner Abreise nahte, ging ich in mein Albergo und bezahlte meine Rechnung,

una lira für das Bett und una lira e mezza für die Zehrung, also so viel, wie im Hôtel der Hausknecht und der Portier bekommen. Ein junger Künstler oder Architekt kann also für 75 Franken einen Monat in Verona gutes Unterkommen finden, mit Wein, gebratenen Hühnern und dergleichen. Avis aux lecteurs!

Von Verona nach Orvielo.

Die Alpen, ohnehin Nachmittags in sonnedurchleuchtetem Aether fast unsichtbar, entschwanden bald den Blicken, und das Auge beschäftigte sich zu Seiten des Weges in nächster Nähe, denn die glatte Ebene erlaubt keinen Blick ins Weite. Unmittelbar von der Ausfahrt aus dem Festungsthor von vier Uhr bis neun Uhr Abends, wo die Dunkelheit ihren Schleier über alles warf, trat nicht eine einzige den Sinnen wahrnehmbare Veränderung oder Abwechslung hervor. Von Verona bis gen Bologna hin überall die gleichen Weinstöcke, in geraden Reihen, im Felde drunten Reis oder türkischer Weizen, gleiche Einzäunungen von Hecken oder Mauern, enge Wege in geraden Linien dazwischen und die Häuser der Contadini eingepfercht in diese Culturen. Versetzen wir uns nun tief in diese Ebene; nirgends ein Ausblick, auf Wegen nicht einmal ein Einblick in die Felder, keine Wiese, kein Dorfweiler, kein Wald, kein Gehölz mit freundlichen Buchten, kein naher Nachbar, dabei vom März bis zum November starker Sonnenbrand! Und nun sehe man auf der Landkarte die Ausdehnung dieser Länder, so mag man sich vorstellen wie

unerfreulich die Tage dieser Bevölkerung dahingehen. Man kann dieses fruchtbare Land nicht anders als häßlich nennen, wenn es auch, von den Erhöhungen seiner Ränder aus gesehen, eben in seiner Unabsehbarkeit oft einen schönen Anblick gewährt. Deutschland ist in seinen Ebenen viel freundlicher zum Durchwandern. Die Wege sind offen, auf freien Wiesen schreitet man oft auf abschneidenden Fußsteigen dahin, das große reinliche Dorf mit seinem Walde von Obstbäumen, mit seinem Weiher, seinem Gemeindeholz bietet eine wohlthuende Abwechselung, man sieht meilenweit hinaus auf andere Dorfschaften, Güter, Gehöfte, und im Felde stehen alle Arten von Früchten in buntem Wechsel. Das alles fällt hier weg. Uebrigens sieht die große Masse der Italiener gar nicht darauf; ihr Sinn ist ausschließlich auf die Städte gerichtet. Und wenn diese in schönen Gegenden liegen, so beschäftigt sie diese Umgebung wenig. Am geringsten ist der Sinn für romantische und wilde Natur, sie ziehen reichbebaute lachende Fluren vor. Die dauernde Hitze verhindert die Gewohnheit größerer Spaziergänge in der Umgebung, aus denen ein intimer Verkehr mit der Natur bei uns entsteht; die Leute gehen nur Abends in der Dämmerung auf die Landstraße oder in den giardino publico, um kühlere Luft zu finden und Menschen zu sehen, die am Tage hinter den Mauern sind. Stare all' aria aperta ist ihr ganzes Begehren, die Oertlichkeit ist ihnen gleichgültig. Es ist die Rede von der Menge der Städtebewohner aller Stände, die bei uns sich behend in die Felder und Gärten schlägt, im Walde Blumen pflückt, Kränze windet, singt und lacht, Abends recht müde und hungrig heimkehrt. Das existirt hier im Lande durchaus nicht. Einzelne hervorragende Naturfreunde, sowie

einzelne Tage der Villegiatura sind damit nicht ausgeschlossen.

In Bologna war um die mitternächtliche Zeit ein Aufenthalt von anderthalb Stunden. Mehr noch bei Nacht als am Tage, hat man das Gefühl als wandle man in den Labyrinthen eines Riesenklosters, wenn man durch die einförmigen Säulengänge dieser Stadt dahinzieht. Auf dem Platze waren große Zelte aufgespannt, von schönen Lampen, hängenden und stehenden, hell umleuchtet, ausgeschmückt mit Grün; Tische und Buffets waren darunter aufgestellt, eine Menge schneeweißer Köche arbeitete an der Zubereitung der Erfrischungen, und weit über den Platz hin erstreckte sich die Reihe langer hölzerner Bänke, auf denen das Volk, und zwar ausschließlich der niederen Sphären, Platz genommen hatte, in fröhlichem Geplauder die Nachtluft genießend. Kein reicher Mann kann zu einem solchen Fest seinen auserlesenen Gästen einen schöneren Saal, eine glänzendere Beleuchtung bieten.

In Bologna füllte sich der Wagen mit Arbeitern der besten Classe, aus großen Manufacturen in Pistoja, lauter Männer über die dreißiger Jahre hinaus. Der Wagen hatte in der Mitte eine Doppelbank mit Lehne der Länge nach und Bänke ringsum. War schon auf der ganzen Fahrt von Verona her ein gemeinschaftliches fröhliches Geplauder herrschend gewesen — denn heiter und scherzhaft ist das italienische Volk in hohem Maße — so wurde der Wagen von nun an ein wahrer Tummelplatz kindischen Frohsinns. Fast überlaut sangen sie in mehrstimmigem Chor schöne Volkslieder und erfanden dazwischen tausend Neckereien. Bei der Einfahrt in einen Tunnel schlägt der Rauch an die Decke und dringt in die Wagen. Darum

machten sie beim ersten Tunnel rasch alle Fenster zu und nachher eben so rasch wieder auf. Es folgte aber gleich ein zweiter und dritter Tunnel, und so kamen sie zu dem Spiel, daß einer das Commando übernahm und alle Fenster auf einen Schlag zu, und wieder aufflogen. „Carico!“ rief der Commandant beim Aufreißen, „scarico!“ beim Niederlassen. Nun sind aber über vierzig Tunnel auf dieser Fahrt durch den Apennin, so daß dieses kindische Treiben der bärtigen Gesellen die ganze Nacht fortdauerte. Und jedesmal, beim letzten wie beim ersten, lachten sie laut auf. Unwillkürlich gedachte ich bei diesem heiteren wachen Treiben in der lauen Mondnacht an so manche Fahrt in der Heimath, wo bei festem Verschluß schnarchende Männer unbequem gelagert sich hin und her wälzen.

Pistoja liegt heiter und frei in der weiten Gebirgsbucht am Ausgang des wilden Apennin. In Florenz war wieder Zeit in die Stadt zu gehen. In einer Badeanstalt waren die Wannen fast größer als der ganze Raum. Unzählige Cabinetchen sind in einen kleinen Raum zusammengedrängt mit derselben Geschicklichkeit mit der ein offener Herd in einem kleinen Winkel benutzt wird um zahlreiche Gäste rasch und pünktlich zu bedienen. Man muß aber auch eben so geschickt sein, um das Aus- und Ankleiden in diesem kleinen Raume glücklich zu bewerkstelligen. An der Façade des Doms fanden wir die Gerüste aufgeschlagen; es hieß immer noch, daß zwischen mehreren Projecten geschwankt werde, so daß die Ausführung vielleicht wieder hinausgeschoben wird. Und wer weiß auch, was wir dann endlich zu sehen bekommen! Es ist ein gewagtes Unternehmen, sobald der Künstler die Absicht dabei im Auge hat, seine Erfindungsgabe hervorleuchten

zu lassen.[1] Wie wohlthuend ein Gang von auch nur wenigen Stunden durch diese edle Stadt wirkt, das wissen die meisten Leser zu ermessen, sei es aus eigener Erfahrung, sei es aus den vielen Beschreibungen.

Vom Ergrauen des Tages an waren wir wieder begleitet worden von denselben Reihen der Weinstöcke und dem gran turco drunter, und eben so ging es hinter Florenz gen Süden fort und fort. Sei es hügelig, flach, hochgebirgig, immer ganz das gleiche, nirgends eine Variation, nirgends ein eigenthümlicher Localton. Dieses äußere Bild entspricht ganz der inneren Beschaffenheit. In Bezug auf ihre Sitten, Gebräuche, Lebensweise, Bauart sind die Bewohner des italienischen Binnenlandes allesammt gleichartig. So ermüdend dieß für den Reisenden ist, von so tiefer Wirkung mag es auf den hiesigen Gang der Dinge sein. Der Particularismus hat hier eigentlich keinen Boden. Es ist eine wunderbare Erscheinung für den Deutschen, welcher holsteinische, westfälische, sächsische, schwäbische und bayerische Häuser, Dörfer, Völker und Sitten hat vergleichen können; es ist eine riesige Monotonie! Und sie drängt sich bis an die Küsten des Meeres, wo sonst alles anders zu sein pflegt. Nur da, wo Italien mehr an Griechenland und Afrika erinnert, im tiefen Süden, tritt in mancher Hinsicht einige Veränderung auf, als im Bau der Häuser und Schiffe, in Trachten und anderem. Wein-Guirlanden wie in der Lombardei und Neapel sieht man in diesen Ländern nirgends. Jeder Weinstock steht für

[1] Es ist seitdem bekannt gegeben, daß der Plan des Architekten Prof. Dott. De Fabris Architetto del Duomo di Firenze, der von der internationalen Commission als der beste designirt worden war, zur Ausführung kommt.

sich. Ein an und für sich sehr häßlicher Baum, Pioppo genannt, dient der Weinpflanze als Stütze. Dieser Baum entzieht der Erde wenig Saft und wächst rasch, so daß eine Menge wilde Zweige zum Brennmaterial dienen können. Weil der Wein nun doch einmal nicht zum Transport in die Ferne geeignet ist, so wird der größere Werth auf die Quantität gelegt, und eine solche am Pioppo aufsteigende Weinpflanze gibt mindestens das Zwanzigfache des Stockes im Weinberg. Sehr viele Inländer aber, die der Beurtheilung derartiger Fragen gewachsen sind, sprechen mit großer Entrüstung darüber, daß man gedankenlos, aus Trägheit und Indolenz, am althergebrachten System festhält und somit dem Land eine unermeßliche Quelle des Reichthums entzieht. Es sind auch im Florentinischen Versuche mit gutem Erfolge gemacht worden, die genügend beweisen, daß nur die ungeschulte und nachlässige Bestellung der Weingärten und Zubereitung des Weines die Ursachen sind, warum der Wein keinen weiteren Transport, namentlich über See, aushält.

So könnte Italien, das an Industrien so arm, einen großen Weinhandel haben, eine Quelle des Wohlstandes in allen Schichten, weil hier jeder Hügel, jeder Fleck zum Weinbau geeignet ist. Statt dessen vertritt der Wein, wie in Bayern das Bier, dem Inländer vielfach die Stelle des Wassers und wird vom Volke selbst consumirt.

Einen herrlichen Anblick gewährte auf dieser Fahrt der Trasimener See, die große Wasserfläche und die umgebenden Höhenzüge, bei Sonnenuntergang in Purpur und Azur getaucht. Aber wir sind hier nicht in der lieblichen noch in der romantischen Italia, die Ufer sind unfreundlich, die Höhen zu gestreckt und gleichförmig, um einzuladen

und zu fesseln, wenn man die schönen Seen kennt. Um so malerischer und romantischer stellt sich Campaltin dar, wo die große Entscheidungsschlacht zwischen Guelfen und Ghibellinen zum Verderben der letzteren geschlagen wurde, in Folge deren die berühmte Emigration begann, die auch Dante von seiner geliebten Heimath trennte. Westlich von der Bahnlinie erstrecken sich die Länder der paludi di Val de Chiana, einst große verpestende Sümpfe, durch den Eifer der Großherzoge von Toscana für das Wohlergehen ihres Volkes mit einer bewunderungswürdigen Energie in fruchtbares Land verwandelt, auf dem heutzutage das beste Hornvieh der florentinischen Provinz gezogen wird. Ein Bürger von Florenz, der einige Stationen weit mit uns fuhr, sprach mit großer Erbitterung über Roma Capitale und mit großer Geringschätzung von den Römern. Er fand es unbegreiflich, daß man eine Stadt, die in einer Wüste liegt, deren Bewohner in Folge des Pfaffenregiments auf einer niedrigen Stufe der Cultur stehen, deren Fürsten und Granden dem neuen Italien feindlich gesinnt sind, zur Hauptstadt eines Reiches gemacht hat, das einer raschen Entfaltung des modernen Geistes und Lebens entgegenstrebt. Die Florentiner haben zwar ihre Stadt beleuchtet und gerufen: „Evviva Roma capitale!“ als der Beschluß der Uebersiedelung gefaßt wurde, aber sie können den Verlust doch nicht verschmerzen. Dafür ist man auf sie in den römischen Landen nicht gut zu sprechen. Es herrscht da immer noch wieder eine Erbitterung zwischen den Nachbarn, die sich erst mit der Zeit verlieren kann. Andrerseits machen die Florentiner diese Vermittelung wieder leicht durch die achtunggebietende Ueberlegenheit, die sie in jeder Hinsicht auszeichnet.

Mit dem Einbruch der Nacht führte die Straße wieder in das Gebirge, ein langer Tunnel wurde durchsaust, und wir fuhren durch das Thal des Paglia in schnurgerader Linie auf Orvieto zu. Um halb neun Uhr erreichten wir die Station. Ein Omnibus mit fünf jener hübschen drallen römischen Pferde, die mit Schellen behangen waren und Fahnenstutzen trugen, erwartete die Passagiere. Nun ging es in lang gestrecktem Zickzack den Berg hinan. Dräuend und befremdend entfalteten sich die nachtumhüllten, senkrechten Felsmassen, auf deren Rücken diese wunderbare Stadt sich ausbreitet. Welche Spannung erzeugte dieser räthselhafte Anblick während einer Fahrt von drei Viertelstunden den Berg hinauf, und oben längs der Abgründe das alles bei Tageslicht wieder zu sehen und kennen zu lernen! Der Wagen fuhr an der berühmten Façade des Doms vorbei durch die schmalen finstern Gassen und hielt vor der Locanda Belle Arti, wo wir gute Unterkunft fanden, um nach so langer Fahrt der willkommenen Ruhe zu pflegen.

Orvieto.

Der berühmte Vino di Orvieto wurde mir gleich beim Abendessen im umflochtenen Fiaschetto vorgesetzt. Der eigenthümliche Geschmack dieses Weines rief Erinnerungen an die Stunden hervor, die ich einst mit treuen Genossen in der Palombara in Rom verbracht hatte. Dort war zu jener Zeit die beste Quelle des gesuchten Getränks. Die Flasche, die ich an jenem Abend geleert habe, ist aber doch die einzige geblieben. Es ist ein süßer Wein, das ist unter echten Trinkern genug gesagt, und ich lernte gleich am andern Tag einen ganz ausgezeichneten Rothwein kennen, der sich neben die guten Bordeaux-Weine stellen kann und mit dem ich mich seither aufs beste vertragen habe. Mein Zimmer war ein schöner gewölbter Saal, an dessen Decke, allerdings in dürftiger Malerei Napoleonischer Zeit, eine vollständige Verherrlichung der Künste dargestellt war. Musen, Köpfe griechischer Dichter, Amor, Faunen, Panflöten, Lyra, Kränze und so weiter. Die Locanda Belle Arti ist ein alter Palast einer großen Familie. Der Speisesaal geht, wie in so vielen italienischen Palästen, durch zwei Stockwerke und ist prachtvoll ausgestattet: große

Deckengemälde und in den Pilastern Fruchtstücke von der größten künstlerischen Schönheit und in verschwenderischer Menge. So war die Bewunderung vergangener Pracht gleich wieder das erste, was mich in Anspruch nahm. Und dieß bleibt, abgesehen vom Naturgenusse in Orvieto, die einzige Beschäftigung. Der Rückschlag, als ich aus dem Hausthore trat, war ein ganz gewaltiger. Der Kampf des Schönen mit dem Häßlichen, des Guten mit dem Bösen in Italien ist so auffällig, daß es unrecht wäre, wenn irgend ein Berichterstatter nur die eine Seite berühren wollte; man muß erzählen was man sieht, die Oeffentlichkeit ist in unsern Tagen von solcher Bedeutung, daß man nie berechnen kann, welche Folgen das geschriebene Wort haben mag. Es war für die Augen und für die Geruchsnerven geradezu abschreckend, dieses Stadtbild. Ein Blick, ein Athemzug, und man weiß, daß man unter einem vollständig verkommenen Volke lebt, dem alle Selbstachtung, alle Menschenwürde abhanden gekommen ist. Aus unserm Vaterland und Frankreich kann man nur die Kehrichtplätze und die Hinterseiten der Oekonomie-Gebäude, wo die Schweinekober sich befinden, mit diesen Straßen ververgleichen. Die Töpfe werden aus den Fenstern gegossen, unzählige Dinge verwesen auf der Gasse, der Mist der Saumthiere wird nur oberflächlich weggekehrt, und auch das nur einmal des Tages, also immerhin liegt er in Massen verstreut. Man denke sich dazu die Hitze des August, seit Monden kein Regentropfen, die Wände ohne Putz, die Fenster zerrissen, die Thüren mit Unrath umgeben — genug, damit es nicht zu viel wird, es ist ein Jammerbild und ein Skandal, man darf sagen eine Schande für Europa. Und da steht am Eingange der Hauptgasse

ganz grandios „Corso Cavour!“ Einige Dampfspritzen von Chicago müßten zu allererst einmal vierundzwanzig Stunden ihre dicken Wasserstrahlen über diese Gasse ergießen, damit ein so edler Name nur an dem Ort angeschlagen sein dürfte. Das sind saubere Monumente für einen Mann wie Cavour! Ein- ums anderemal wurde mir übel auf dem kurzen Wege von der Locanda bis auf den Platz der Kathedrale. Da erhebt sich dieses goldene Wunder der Kunstwelt vor den erstaunten Blicken, wie eine Lotosblume aus dem Sumpfe — und die Lotosblume heißt Semperflorens in Italien. Ja, ein solches Werk blüht ewig, es ist so rein, so erhaben, so voll Liebe und Treue und ächter Größe, daß es einen hinaushebt über den niederen Unrath, um auf größere Zusammenhänge hinzuführen und wenigstens eine Hoffnung auf künftige Zeiten zu erwecken. Denn in diesen Ländern des neuen Reichs ist die Hoffnung die einzige Befriedigung, sofern sich einer zu ihr erheben kann.

Aber von der Kathedrale, von der Kapelle des Fiesole und Signorelli erzähle ich später; jetzt reißt es mich weiter, zu den Thoren hinaus, an die Abgründe. Welch' eine unbeschreibliche Ueberraschung! Hohe senkrechte Wände trennen die Stadt nach allen Seiten von der übrigen Welt. Alte Feigenbäume, Schlingpflanzen aller Art wachsen aus den Fugen hervor und hängen über die Abgründe hinab. Vom Fuße des Felsen bis zur Thalsohle sind die Höhen mit Canna bewachsen, der großen Rohrpflanze Italiens. Aus dem lebhaften bläulichen Grün dieser Pflanzungen ragen mächtige dunkle Kastanien und silberne Oelbäume hervor, die Felsen sind rothbraun und glühend gelb. Die letzten kleinen Häuser schweben wie

Nester an den jähen Abgründen. Mauern von unermeßlicher Höhe heben sich aus den Felsmassen hervor, so daß die Wirkung überaus großartig und malerisch ist. In der Tiefe windet sich der Paglia in vielfachen Krümmungen durch das Thal, das von Bergketten der schönsten Form umgeben ist. Die große Kette der Apenninen ragt darüber hinaus. Ein anderes Thal, durch das ein Bach rauscht, ist der Stadt gegenüber eingefaßt von einer reich bewaldeten Hügelkette, aus deren Vertiefungen Klöster, Villen und Bauernhäuser hervorleuchten. So stellt sich die alte berühmte Pelasger-Stadt mit ihrer Umgebung dar. Der Fels bietet oben eine glatte Fläche, so daß fast alle Straßen und Plätze ganz wagrecht sind, und bildet ein längliches Oval von fünf Kilometern Umfang. Unter den riesigen Mauern der alten Festung ist zwischen diese und eine vorragende Klippe ein uraltes gothisches Thor eingeklemmt. Eine thurmhohe dicke Säule erhebt sich zwischen zwei Spitzbogen. Das große Thor, durch welches man jetzt aus- und eingeht, zeigt sich am Fuße dieses ungefügen Kolosses wie ein kleines Loch.

Es ist etwas fremdartiges, barbarisches in diesem Gothenbau, und doch ist er großartig und in gewissem Sinne schön. Und wenn auch die Spitzbogen verrathen, daß der Bau einer späteren Zeit angehört, so gewinnt man doch eine Vorstellung von den Völkern Theodorichs und Totila's, wenn man dieses Barbaren-Thor betrachtet. Außerhalb des Thors ist ein gepflasterter Raum mit einer Brustwehr gegen den senkrechten Felsen, und von hier aus führen zwei steile gepflasterte Saumpfade im Zickzack in das Thal hinab. Für Wagen sind diese Wege unzugänglich. Nur Saumthiere und Fußgänger können das Thor

passiren. Am Fuße des Felsen, am Gürtel der Abhänge, führt ein kleiner Fußsteig hin; Gruppen von großen Kastanienbäumen, Oel- und Weingärten ziehen sich in reichem Wechsel zur Rechten abwärts, während zur Linken verschiedene Theile der Stadt in malerischer Gestaltung über die zerklüfteten dunkeln Felsen hervorragen. In einzelnen Schluchten sieht man ein solches Wuchern von Schlinggewächsen, Feigenbäumen, Oelbäumen, Kastanien, Weinranken, Canna und mannigfachem Standenwerk, mit riesigen Farrenkräutern und Ginster durchwachsen, daß es sich der Beschreibung entzieht. Auf dem Fußpfade gelangt man erst nach geraumer Zeit zu der Fahrstraße, die sich in langem Zickzack den Berg hinanzieht; durch die porta Cassia kommt man wieder auf die Höhe. An einer einzigen Stelle der Stadt sind auch innerhalb der Felsumfassung große Schluchten, und in diesem Revier bilden sich durch das Uebereinanderragen der Häuser, Gärten, Terrassen, Paläste und Kirchen großartige schöne Ansichten verschiedener Art. Von Zeit zu Zeit kommt man an neuen Punkten an den Abhang, an die ripa, wie sie hier sagen, und sieht wieder in neuer Weise staunenswerthe Gebilde. Man wird bei diesem Rundgang ganz berauscht von der Fremdartigkeit und Größe der Scenerie. Wie mag das alles gewirkt haben, als die stolzen Paläste neu und alles um sie her gut gehalten war! Man sieht unzählige Reste großer Prachtbauten. Eine große Zahl der jetzigen Häuser besteht aus den Mauern derselben. Oben ist viel abgetragen, um das Dach in gestrecktem Winkel auflegen zu können, große Fenster und Thore sind vermauert, nach Bedarf Thüren und Fenster eingefügt, eine Freitreppe angebaut, und so ist die Spelunke der Nachkommen fertig.

Der Anblick solcher Häuser ist höchst eigenthümlich. Die stolzen Bogenlinien, die mächtigen schönbehauenen Quadersteine passen nicht zu dem Uebrigen. An vielen Häusern sind noch kostbare Steinmetzarbeiten, schöne Thüreinfassungen, Fensterfriese, Holzschnitzereien erhalten. Die noch vorhandenen Paläste geben den Maßstab für die Pracht, die einst auf diesem Felsen entfaltet worden ist. Sie sind von außerordentlicher Größe und zum Theil sehr schön in den Verhältnissen. Aber wie sehen sie aus! Und sie werden alle noch von Familien bewohnt. Das jetzige Rathhaus, ein wunderschöner Palast, macht keine Ausnahme. Viele Fenster sind mit Brettern vernagelt, andere ganze Stockwerke hindurch vollkommen leer, und man sieht mit Grauen in die öden Fensterhöhlen. Wo Scheiben sind, da ist alles, Holz und Glas, haltlos und zusammengeflickt. Die paar lebenden Bewohner können die Masse nicht bewältigen, und so lassen auch die Reichen den Dingen ihren Lauf, richten sich einen Theil zum Wohnen ein und vermiethen oder benutzen die großen Räume zu Speichern. Diese Spuren vergangener Größe erwecken aber nicht, wie etwa in Genua, Venedig und anderwärts, schöne Erinnerungen. Es gibt wohl nichts trostloseres, als die Geschichte dieser Stadt. Zuerst haben die alten Römer sie ganz zerstört, aus Furcht vor der unüberwindlichen Festigkeit des Ortes. Dann hat eben diese Festigkeit durch lange vierzehn Jahrhunderte zu nichts anderem gedient, als dazu — übermüthigen Großen freien Spielraum zu geben, um ihren Unfug treiben zu können. Und endlich ist Orvieto, wieder wegen seiner Festigkeit, der Zufluchtsort einer großen Reihe von Päpsten gewesen. Der Name Monaldeschi ruft nur widerwärtige Erinnerungen wach, aber einen Palast haben diese Thunichtgut

hinterlassen, der wahrhaft prachtvoll ist und ganz einzig in seiner Art. Es heißt, daß nur noch die Hälfte erhalten sei, diese ist aber so groß wie kaum ein anderer Palast und von riesiger Höhe. Vom Boden erhebt sich längs der Façade eine Reihe mächtiger Bogen, die, auf breiten Pilastern stehend, tiefe Nischen gegen die Hauswand bilden. Oben auf diesem Theile des Baues mag eine breite Terrasse mit Geländern gewesen sein. Darüber erhebt sich, gewiß so hoch wie das Dach eines vierstöckigen Hauses, das erste und einzige Stockwerk mit einer langen Reihe von Oeffnungen, die man kaum Fenster nennen mag, weil sie die Größe solcher allzu weit überschreiten, in Rundbogenform, mit schöner Steineinfassung, in kleinere Rundbogen zergliedert, die auf Doppelsäulen gestützt sind. Selbst der verwahrloste Rest bietet einen entzückenden Anblick. So ist diesen Raufbolden und Tagedieben in übermüthiger Laune auch in den Sinn gekommen, einen Dom von seltener Schönheit besitzen zu wollen, und in unglaublich kurzer Zeit, von 1290 bis 1309, haben sie diesen Bau aufgerichtet und der Nachwelt eine Erbschaft hinterlassen besserer Stifter würdig. Es ist sonderbar, daß beim Rundgang in dieser Stadt etwas Unbestimmbares einen fühlen läßt, daß sie keine bedeutende, keine inhaltreiche Geschichte gehabt hat. Sie kommt einem vor, wie ein schöner alter Bursche, dem man ansieht, daß er sein Leben hindurch nicht gut gethan hat. Und doch soll die Einwohnerzahl sich einmal auf 80,000 Seelen belaufen haben. Sie haben eben dahingelebt, wie die Chinesen in ihren großen Städten, und wenn die Spuren ihrer Größe künstlerischen Werth verrathen, so liegt dieß daran, daß sie eben nicht in China, sondern in Italien wohnten.

Wer also den Dom, die zum Dom gehörige Sammlung und einzelne andere Kunstwerke besichtigt und die malerische Lage bewundert hat, der mag froh sein, sich baldmöglichst wieder aus diesem Schmutz heraus zu winden, lachen ihm ja Rom, Perugia, Florenz, Siena von allen Seiten entgegen. Anders steht die Sache für den Maler. Er hat an der Locanda Belle Arti einen sehr guten Haltpunkt und findet, je länger er verweilt, um so reichere Beute der besten Art. Dabei kehrt er wieder und wieder bei Signorelli ein und wird vertraut mit dessen Werken.

Orvieto, das jetzt höchstens achttausend Einwohner hat, ist dem Wesen nach eine Bauernstadt, eine Stadt der Contadini, geworden. Und eben so ist es mit fast allen Orten des früheren Kirchenstaats, die nicht eine ganz bedeutende Stellung einnehmen, und mit unzähligen Ortschaften des Königreichs Neapel. Die Bürger sind auf einen kleinen Theil der inneren Stadt zusammengedrängt, rings um sie her wohnt der Landmann. In den weiten Landstrichen der Umgebung sind die Wohnungen auf das spärlichste vertheilt. Stundenweit hinaus zieht der Arbeiter aus der Stadt auf die Felder, die er zu bearbeiten hat. Und zum Schlusse seines Heimweges hat er noch die steile Höhe auf langem Schlängelpfade zu erklimmen, das beladene Thier vor sich hertreibend. Auf diese Weise verliert und vergeudet der Arbeiter viel Zeit und viele Kräfte. Er kommt erst spät am Morgen an das Werk, kann gerade nur die heiße Zeit des Tages über schaffen, und muß früh am Nachmittag aufbrechen, um die lange Heimreise zu machen. Er wird früh alt und untauglich. Eigenthum hat er nicht, und kleinere Besitzer, die sich solches erworben hatten, geben es jetzt in Massen wieder auf, weil sie nicht

im Stande sind, die Steuern aufzubringen. Der Landmann ist entweder Arbeiter für einen Grundbesitzer oder bebaut ein kleines gepachtetes Stück Landes, oder er vereinigt beides. Ein freier Bauernstand ist so etwas fernliegendes, daß viele Contadini, die, man braucht ja nicht zu untersuchen, auf welchen Wegen, zu ansehnlicherem Besitz gekommen sind, dennoch als Arbeiter bei einem Grundherrn bleiben und so ihr eigenes Grundstück wieder gegen Lohn bearbeiten lassen. Die Häuser, die auf dem Lande stehen, sind von den Grundbesitzern erbaut, um den Arbeiter mit seiner Familie hineinzusetzen. In der Lombardei und im Florentinischen ist der Communismus förmlich ins Leben gerufen. Der leistet das Capital, der die Arbeit, sie machen halbpart im Schaden wie im Nutzen. Hier ist das anders und unvortheilhafter für die Contadini, vorausgesetzt, daß diese ehrlich wären. Das sind sie aber nicht, wie überhaupt kein Mensch in diesen Landen. Wenn Ihnen einige der bedeutenderen Reden zu Gesicht gekommen sind, welche die Abgeordneten der Kammern in den Provinzen während dieses Sommers gehalten haben, so wissen Sie, bis zu welchem Maße sich die Italiener selbst dieses Schadens bewußt sind, und wie schonungslos sie sich in dieser Hinsicht aussprechen. So ist dieß nicht das harte Wort eines Fremden aus eigener willkürlicher Beobachtung, sondern die Wiedererwähnung dessen, was im Mund aller gebildeten Einwohner ist. Wenn aber alle diejenigen, die es einem sagen, die ihre Klage darüber aussprechen, selbst ehrlich wären, dann wäre die Zahl der Ehrlichen Legion. Darin liegt ein Räthsel.

In viele Thäler und Landflächen könnten die Contadini, auch wenn sie das System wechseln wollten, um rationeller

zu arbeiten, gar nicht ziehen, weil dort das Fieber haust. Dieses ist in Italien viel verbreiteter, als wir uns vorstellen, und weil es sich oft wunderbarerweise auf Hochebenen, an Berghängen, bei rauschenden Wassern zeigt, so muß es wohl durch Miasmen erzeugt werden, die der vulkanische Boden ausdünstet. Die große Masse der Einwohner des ehemaligen Kirchenstaates wünscht aber gar nicht das Loos in dieser Hinsicht zu ändern. Berechnungen über Zeit und Kräfte in nationalökonomischem Sinne machen sie nicht und macht ihnen niemand, und sie sind eingefleischte Zwitternaturen. Das Terrain der Liederlichkeit und des unnützen Zeitvertreibes, das ihnen die Stadt bietet, würden sie um keinen Preis räumen. Abends und Sonn- und Feiertags wird ihre Neugierde, ihre Plauderlust mannigfach befriedigt, kleine Spelunken, um Wein zu trinken, finden sie in Menge, und das Uebrige braucht man nicht zu detailliren. So hat die große Masse des hiesigen Volkes nicht die Tugenden des Bürgers, nicht die des Bauern, aber von Beiden die Laster und Schattenseiten an sich. Den Physiognomien ist, sobald Jugend gewichen, viel Unzufriedenheit, Verbitterung, Kummer und Sorgen aufgeprägt, und außerdem fehlt ihnen gänzlich jener Ausdruck mannigfachen Bewußtseins und insbesondere des Selbstbewußtseins und des Bewußtseins eigenen Werthes und Besitzes, eines eigenen behaglichen Daseins, der anderswo so manche Züge charakteristisch ausprägt. Sie erscheinen eher wie ein heimathloses Zigeunervolk, das au jour le jour lebt. Wie sollte das auch anders sein! Man mache nur einmal mit etwas Entsagung und Muth eine Wanderung durch die Stadttheile, wo das niedere Volk haust. Man kann förmlich sagen, daß ihr Instinkt ist, das errichtete

Haus nicht zu verfeinern, zu gestalten, sondern wieder in eine Höhle umzuwandeln. Es ist mitunter so finster und unwirthlich, ganz abgesehen vom Schmutz in allen jenen Sackgassen, alten Palasthöfen und Thorgängen, daß man beim bloßen Anblick zurückschreckt. Wir haben allenfalls etwas ähnliches, um uns einen Begriff zu machen, in den schlechten Vierteln großer Städte, wo das Proletariat haust. Dann freilich sind die hiesigen Menschen wieder um vieles besser daran, weil sie den größeren Theil des Jahres bequem im Freien zubringen. Die Dunkelheit und Größe mancher solchen Wohngelasse ist natürlich gerade das beste daran, denn es ist eine erwünschte Zufluchtsstätte vor der grellen Sonne und brennenden Hitze. Aber dabei hat es auch sein Bewenden. Der Italiener hat in den niederen Classen eigentlich nur seine Behausung, wie das Thier auch die seinige hat: einen Ort, wo er das Seinige lassen kann und Schutz findet. Und es ist besser zu sagen, statt in den niederen Classen: nur in den höchsten nicht. Denn ich bin in gar vielen Wohnungen von Leuten gewesen, die doch so gestellt waren, daß ich ihr Gast zu Tische war, und habe nirgends auch nur eine Andeutung von dem gefunden, was man eine freundliche Stube nennt, geschweige denn ein Zimmer, in dessen Einrichtung sich der Geist und die Art des Bewohners abspiegelte. Sie stoppeln sich überall das Nöthige zusammen, um den Lebensansprüchen entsprechen zu können, und damit basta. Ja, in vielen vornehmen Häusern habe ich in dem Salon der Dame alte verwitterte Wände und Plafonds gefunden, und nur die Vorhänge und Portièren, einige Lehnstühle, ein Pianino und dergleichen sollen den Raum etwa zu dem erheben, was man in Europa für ein Damenzimmer beansprucht.

Dieß ist in der Stadt so und auch in den Landhäusern der Reichen, die den ganzen Sommer dort verleben. Man muß sich nicht irre machen lassen durch einige prachtvolle Villen, deren Reichthum entweder aus einer früheren glänzenden Zeit stammt oder dem Contact mit diplomatischen Kreisen ihren Ursprung verdankt. Die Masse auf dem Lande hier lebt in sehr verwahrlosten Häusern, denen aller Schmuck und Reiz eines Landaufenthalts im Sinn anderer Völker fehlt, oft so beisammen, daß man glaubt, bei einer übernachtenden kleinen Schauspielertruppe zu weilen. Es ist ihnen bloß um die Landluft zu thun: „Stare in campagna.“ Ebenso die Bauernhäuser: ein schmutziger Mauerkasten, ein anderer daneben für den Wirthschaftsbedarf, steht öde und kahl mitten im Felde, kein Baum dabei, kein Gärtchen daran, kein hübscher Hof, kein Fenster, hinter dem man eine freundliche Stube ahnt, nichts der Art. Das ganze Volk gibt also nichts auf sein Daheim, und alles, was sich in der Entwicklung eines Menschen, einer Familie, einer Gemeinde hieran knüpft, und bei uns so zu sagen die Lebensessenz ausmacht, fällt hier vollständig weg. Mit welchem Gefühl bewegt sich ein deutscher Bauer nach vollbrachtem Tagewerk dem Hause zu! Eine freundliche reine Stube wird ihn aufnehmen, reinlich gekleidete Frauen empfangen ihn und tischen in appetitlicher Weise das Mahl auf. Er findet zu Hause vollkommenes Behagen. Morgens, wenn er vor seine Hausthüre tritt, weilt sein Blick mit Wohlgefallen auf dem nach Landesbrauch geordneten und bestellten Hofe mit seinen Gebäuden.

Ich brauche nicht auszuführen, was alles dem Menschen aus dem Zusammenhang mit der eigenen Wohnung Gedeihliches erwächst. Wie viel Trost und Freude wird

ihm da geboten, und wie sehr bedarf der Mensch dieser Hülfe! Und doch, während bei uns ein allzu ernstes Volk im freundlichen Dorf, im saubern Stübchen einige Erheiterung findet, lebt hier ein doch im Grund außerordentlich heiteres Volk ganz ohne diese Befriedigung! Nur sollte man glauben, daß jener Ausdruck von Verbitterung und Kummer, der sich den Physiognomien in späteren Lebensjahren aufprägt, zum großen Theil verwischt werden würde, wenn sich dieses Volk dahin aufraffen könnte, sich selbst reinlich und die eigenen Umgebungen würdig und sinnreich zu halten.

Der blaue Himmel allein thut's am Ende doch nicht, um so weniger, wenn die Hitze fast eine beständige Plage ist. Entweder muß einen hiesigen Mann alles Seinige, Weib und Kinder eingerechnet, anwidern, oder er ist so herabgekommen, daß er keinen Sinn mehr dafür hat. Mir scheint das Hemmniß, das der glücklichen Entfaltung der Nation daraus erwächst, ein unermeßliches zu sein.

In Orvieto sind, wie auch sonst in alten Orten, gar viele Wohnungen wirklich nur noch ein einziger Raum mit der Treppe, die direkt in denselben führt, also eine wahre Höhle. Ja, in den felsigen und waldigen Landestheilen verschiedener Landstriche wohnen die ganzen Bauernschaften wirklich in Höhlen, in manchen Gegenden sogar mit den Schweinen zusammen. Entspricht in einem freien modernen Staat ein Mensch, der so lebt und dazu nicht lesen und schreiben kann, irgendwie den staatsbürgerlichen Anforderungen? Was bewegt die Stimme eines solchen Menschen bei der Wahl eines Abgeordneten? Im besten Falle das Geld des Candidaten, dann hat der Wähler selbst doch noch etwas davon.

In manchen Straßen, wo einst ein großer Palast neben

dem anderen stand, ist der Anblick des heutigen Treibens außerordentlich merkwürdig. Die gewaltigen Thorgänge sind in Werkstätten verwandelt oder dienen als Verkaufsstellen für Gemüse und Früchte oder auch als Weinhäuser. Die für derartiges Treiben nach gewöhnlichen Verhältnissen viel zu großartige und schöne Form des ganz offenen Thores, das mannigfache Treiben der Handwerker, deren oft stark bewegte Gestalten im tiefen Dämmer verschwimmen, dann wieder der Aufbau schöner Früchte an der guten vornehmen Architektur, die außerordentlich malerischen Gruppen der Trinker, die theils an der Schwelle, theils um den Boden einer Butte und in vielerlei zufälligen Zusammenstellungen im kühlen Halbdunkel lagern, das fröhliche laute Geplauder, Scherzen und Singen, dazu die Frauen an den Schwellen, auf den Treppen, die Kinder um sie herum, größere Knaben und Mädchen sich tummelnd, einen Heidenlärm machend, hie und da ein laufender Brunnen, dessen Strahl aus der Hauswand in ein halbrundes eingemauertes Becken fällt und an dem die Krüge gefüllt, die Lastthiere getränkt werden, Kinder aufkletternd ihren Durst stillen, Tauben trinken, das sind Bilder, die sich nicht leicht in einer Stadt so wunderbar gestalten und um derentwillen es schon der Mühe werth ist, einen Tag länger in Orvieto zu weilen. Es wird einem wirklich manchmal so zu Muth, als ob man im Reiche des Pluto wandelte, und man freut sich, daß die Schatten so gut aufgelegt sind. Ein Maler, der eine Reihe überraschender Genrebilder geben will, kann sich keine ausgiebigere Quelle wünschen. Ueberhaupt ist das Wandern durch die Bauernstraßen Orvieto's höchst lohnend und anregend für den Künstler, die Bildhauer nicht aus-

geschlossen. Frauen und Kinder tragen in diesen Monaten nur ein einziges Gewand, und zeigen nun dem Beobachter ihre Glieder und Körperformen in allen möglichen Stellungen mit den schönsten Faltenmotiven. Dabei ergeben die Treppen, Schwellen, Steinblöcke und die zahlreichen Zufälligkeiten der Bergstädte einen großen Reichthum der Gruppirung. Das alles ist in der Farbe wieder eben so neu und glänzend. Es läßt sich gar nicht beschreiben, welche starke kühne Gegensätze hier zu Tage treten, welche Scala von gebrochenen Tönen sich auf dem glühenden Tuffstein abmalt, wie oft ein nahebei einfallender Sonnenstrahl eine im Schatten ruhende Gruppe mit einem feurigen Reflex überzieht, während dicht daneben eine andere wie eine einzige dunkle Masse sich von einer scharfbeleuchteten weinumgossenen Mauer abhebt. Sitzt man einige Tage hinter einander an etwas abgelegener Stelle bei einer Studie, so ist man bald in intimster Freundschaft mit einem ganzen Völkchen aus den nächstgelegenen Wohnungen. Und bei dieser Gelegenheit tritt am meisten die angeborene Grazie und geistige Feinheit dieses Volkes hervor. Es sprudelt von guten Scherzen und sinnreichen Bemerkungen. Auch ist die Luft fortwährend mit schönem Gesang erfüllt. Von nah und fern ertönen Volkslieder, tadellos mit guten starken Stimmen gesungen. Die Orvietaner sind nämlich unter ihren Landsleuten als ein besonders musikalisches und überhaupt als ein besonders begabtes Völkchen bekannt. An solchen Orten habe ich auch mitunter Ausbrüche von Leidenschaften gesehen, die erschreckend sind. Einmal stand ein schönes bleiches Mädchen von etwa 14 Jahren mit wildumherhangenden Haaren, ein Kind auf dem Arm, neben mir. Ein vorübergehender kaum erwachsener Bursche

fand es unpassend, daß sie dort stand, und sagte ihr dieß in brutaler Weise. Sie gab eine scharfe Antwort, er erwiederte, und eh' man sich's versah, waren sie handgemein. Das Mädchen, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wuth, griff nach einem schweren kantigen Stein, warf und traf den Jüngling am Beine. Dieser, vor Schmerz außer sich gebracht, fiel über sie her; sie wehrte sich mit der einen Hand, während das Kind auf dem andern Arm, man kann sich denken, in welcher Weise hin- und herfliegend, ein entsetzliches Geschrei erhob, beide Arme verzweifelnd gen Himmel streckend. Auch die beiden Kämpfenden schrieen, es war eine Höllenscene. Aus den Worten des Mädchens konnte ich nur verstehen, wie sie ihm zuschrie: als ob ich nicht wüßte, daß du heimlich mit meiner Schwester zusammenkommst, ich werde es meiner Mutter sagen, du — ꝛc. Sobald sie dieß gesagt hatte, ließ ihr Gegner die Hand von ihr, verstummte und ging davon.

Allem was man in Orvieto vom Volksleben sehen kann, setzt die Heimkehr des Landvolkes von der Arbeit die Krone auf. Diese Scene ist nicht bloß interessant für den Künstler, sondern gleicherweise für jeden anderen Menschen von einigem poetischen Sinn. Gegen Abend geht man vor das alte Gothenthor und setzt sich auf die Steinbrüstung am Abgrund, um an dieser überaus großartigen Stelle das Schauspiel abzuwarten. Die beiden gepflasterten Zickzackwege sind, von da an, wo sie, sich dem Plateau nähernd, sichtbar werden, sehr steil und gehen eben so steil vereint weiter in das alte Thor hinein. Unten im Thale sieht man auf der Paglia-Brücke und auf der Landstraße den langen Menschenstrom heranziehen, sich nach Gutdünken rechts oder links in die Bergstraße verschlagend, und nun

kommen sie von beiden Seiten oben erst durch kleine Thore zum Vorschein, Frauen und Männer in weiße Leinwand gekleidet. Erschöpft nahen sich manche der langen Steinbank an der Brüstung, werfen die Geräthschaften von sich, wischen sich den Schweiß aus dem Gesicht und rasten von dem anstrengenden Gang. Andere rufen lustige Scherzworte hinunter, Bekannten entgegen, die sie dort in der Menge finden. Gelächter und Antworten tönen herauf. Dichte Reihen von Eseln und Pferden, beladen mit Hanf, Fässern, Säcken, Geräthen, drängen durch das kleine Thor, angetrieben durch starke Rufe der Treiber, damit sie nicht ausrutschen auf dem glatten Gestein. Hier keucht ein Eselchen unter der Last einer dicken alten Dame, die, wie ein Mann im Sattel sitzend, behäbig mit ihren Arbeitern scherzt, die ihr zur Rechten und Linken schreiten. Ein Bauer sitzt hoch auf seinem Sacke, hinter ihm auf dem Rücken des Thieres ein vierjähriges Knäbchen, dessen Beinchen sich kaum weit genug strecken können, um Sitz zu gewinnen, dessen zu großer Hut im Nacken hängt, das ganze reizende, dichtumlockte Gesicht freilassend. Mit den Händen hat sich der Kleine in die Hosen des Vaters gekrallt, die Bewegungen des kletternden Thiers schaukeln ihn hin und her. Alles wirft ihm Scherzreden zu, und er lacht aus vollem Halse. Ein anderer Knabe schläft sanft und fest im Schooße des Vaters, das Köpfchen hängt über den einen Arm. Hie und da hält sich ein Müder am Schwanze des Thieres fest und läßt sich nachziehen, auch haben sie zu diesem Zweck einen Strick über den Sattel gebunden. Da kommt ein Zug stattlicher, hochgewachsener junger Mädchen mit Körben auf dem Kopfe, die jungen Männer rufen ihnen galante und allzu galante Worte zu. So

geht es in großen Strömen fort und fort — ein herrliches Schauspiel. Und das ganze Volk plaudert, singt, lacht und scherzt unausgesetzt in anziehendster Weise. In einer Pause kam ein schönes junges Mädchen auf starkem Roß in vollem Trab den steilen Weg herab zum Thore heraus und ritt bis unmittelbar an die Mauer heran, ehe sie einschwenkte, so daß sie, wenn das Pferd ausgerutscht, weit über den Abgrund hinausgeschleudert worden wäre. Keine Gefahr ahnend, blickte sie lachend auf die Menge. Alles blieb einen Augenblick verwundert stehen, dann riefen die jungen Männer Scherzreden ihr nach. „Eh! questa madonna! Dove vai! Spetta un momento! Aggradisce la mia compagnia!“ — „Non, ho bisogna!“ rief sie lachend zurück und verschwand hinter dem Felsen.

Die Sonne naht sich dem Untergange, nicht weit unter jenem Plateau biegt eine kleine Seitenstraße ab und zieht durch die Bergabhänge allmählig abwärts. Am Anfang steht ein großer Brunnen, von Rundbogen überbaut, mit weiten Steintrögen, von einem riesigen uralten Feigenbaume dicht umschattet. Hier tränken Heimkehrende ihre Rosse und Esel. Weiterhin bilden üppig überhangende Sträucher, von Farrenkräutern durchwachsen, von Wein umrankt, ein schönes Gefieder, aus dem sich Mauertrümmer, schlanke Oelbäume, Cypressen, Nußbäume und Kastanien erheben. Die Bergketten sind in dunklen Azur getaucht, feurig flammende Wolkenstriche leuchten durch die Aeste, im Thale brennen auf den Feldern große Feuer, deren Rauch, durch die Feuchtigkeit niedergehalten, sich wagrecht weit über das Land legt, von unten durch die Flammen glühroth erleuchtet. Ein Zug junger Männer kommt den Weg aufwärts zwischen Felsen und Epheumassen,

einen schönen Choral in gezogenen Tönen vierstimmig singend. Rasch breitete sich die Dämmerung sieghaft über das Land aus, und in den dunkeln Straßen der Stadt lagen die erschöpften Männer der Länge nach auf dem Pflaster vor ihren Häusern, mit den kleinen Kindern spielend. Viele Abende nacheinander habe ich mir dieses Schauspiel gegönnt, denn nie trübte ein Wölkchen den gleichmäßigen Verlauf dieser großartigen Scenerie.

Ein Treffer war es, daß ich gerade zu einem Feste nach Orvieto kam. Im August sind in den meisten Städten dieser Länder die Feste, wahrscheinlich zu Ehren der Stadtpatrone. Am ersten Tag waren die Straßen und Plätze gedrängt voll Landvolks. Auffallend schön sind die jungen Männer dieser Gegend, aber auch unter den jungen Landmädchen war manches sehr hübsche Gesicht zu sehen. Ein großer Theil der Frauen hat noch die alte Tracht, das große gefaltete Kopftuch und die gestickten weißen Aermel, das weiße Brusttuch und den niedrigen Spencer, auf dem Rücken offen stehend und geschnürt. Nur die Röcke sind natürlich Kattun. Abends bewegte sich ein Fackelzug durch die engen finstern Gassen, voran die Stadtmusik, eine zahlreiche Bande mit sehr guten Instrumenten, vortrefflich spielend, meist junge, sehr schöne, schlankgewachsene Männer. Dann kam ein Heer von Priestern in Feuerroth und Weiß, eine wunderthätige Puppe escortirend, die von acht Männern getragen wurde. Außerordentlich schön war der Einzug dieser Procession in den Dom. Die Fackeln warfen einen glühenden Schein auf das Gold der Façade. Im Dom war darauf ein Gottesdienst mit Gesang. Ein Tenor, der früher einen guten Namen bei der Oper hatte und jetzt hieher in Ruhestand versetzt ist, sang außerordentlich

schön und wurde auch ganz gut begleitet. Geheimnißvoll blickten die großen marmornen Apostel auf die wogende, matt beleuchtete Menge nieder. Eine große Zahl sehr schlank gewachsener junger Frauengestalten bewegte sich in der Menge, und man konnte trotz des matten Lichtes erkennen, daß viele Schönheiten darunter waren. An dem folgenden Tage sollten dieselben besser ins Licht treten.

Eine Stunde nach dieser Introduction ging wieder ein Fackelzug durch die Straßen, und wieder war die Stadtmusik an der Spitze. Aber dießmal waren es Trauerklänge, die aus ihren Instrumenten drangen; sie gaben einer verstorbenen jungen Frau das Geleite zum Thor hinaus nach dem Campo Santo. Die junge Frau war eine Wohlthäterin des Volkes gewesen und wurde allgemein betrauert. Die Musikbande sollte Abends bis gegen Mitternacht auf dem Platze spielen, aber dieser Theil des Festprogramms ward aus Zartgefühl unterdrückt. So nahm die Mitwelt öffentlich Antheil an dem betrübenden Todesfall.

Am nächsten Morgen war unten im Thal auf einem großen Felde Viehmarkt. Ganz im Gegensatz zu jenem in Grottaferrata, der ein fröhlicher Tummelplatz für Menschen aller Länder und aller Stände geworden ist, war der hiesige rein geschäftlich, darum aber in seiner Weise nicht minder interessant. Ein zertrümmerter Aquäduct aus alten Zeiten durchschneidet das Thal und begränzt an einer Seite das Feld. Auf der zweiten Seite ragt Orvieto hoch in die Luft, auf der dritten sieht man kahle Höhen von Waldkuppen und einzelnen anfragenden Felsmassen gekrönt, auf der vierten einen langgedehnten waldigen Höhenzug, an dessen Gürtel das alte Capucinerkloster steht. Ein mächtiges Thor läßt die Straße durch den Aquäduct. Hier

zogen in ihrem gemessenen Schritt die langen Reihen der Thiere ein, geleitet von Bauern zu Fuß, auf Eseln und Pferden. Die Straße führt mitten durch das Feld, zu beiden Seiten von etwa zwei Fuß hohen Erderhöhungen eingefaßt. Zur Rechten sammelten sich alle Saumthiere. Leute, die zu ihrer Bewachung zurückblieben, zum großen Theil Mädchen und Frauen, standen dabei, eine große Zahl von Füllen und kleinen Eselchen tummelte sich dazwischen herum. Ein ganzes riesiges Feld war nach einigen Stunden in dieser Weise gefüllt und glich dem Lager eines wandernden Volkes. An der andern Seite des Weges standen die großen Ochsen, mit den Vorderfüßen oben auf dem Erdwall höher als den Hinterfüßen, so daß sich die Köpfe mit den Leiern hoch heraushoben, in langer, langer Reihe, anzusehen wie ein Eingang in heidnische Tempelräume. In den Erdwall vor ihnen waren gabelförmige Stäbe eingelassen, an deren Gabeln die Knoten der Stricke herabhingen, mittelst deren die Thiere festgehalten waren. Dazwischen standen und saßen in schönen Gruppen die Hüter und Hüterinnen. Hinter dieser Reihe war nun das ganze unabsehbare Feld gefüllt mit Vieh — ein wunderbares Gebüsch von Hörnern auf weißem Gefelse. Hier und da ragte eine improvisirte Garküche hervor, mit Zelttüchern behangen, durch Laub und Canna dicht beschattet. Dort wurde geschäftig gesotten und gierig gespeist. Längs den Trümmern der alten Mauer waren auch mehrere solcher Hütten an die Mauer gelehnt, und hier waren die schwarzen Schweine mit großen Schaaren von Ferkelchen höchst possierlicher Façon, die Schafe und Ziegen, die Hirten und Hirtinnen und die kostbaren Lotterbuben der Stadt versammelt. Das alles trieb sein Wesen in der grellen

Augustsonne, ohne Schatten wunderbar kräftig beleuchtet. Eine Beschreibung vermag nur dürftig den Eindruck der merkwürdigen Stunden wiederzugeben, die ich dort zubrachte, dem Sonnenbrande zum Trotz bemüht hie und da etwas Malerisches wegzustipitzen.

Das Ersteigen der Tuffelsen gegen Mittag war derart, als sollte man in die Erde hineingebrannt werden. Oben versammelte sich alles zum obligaten Corso dei cavalli. Dießmal hatte der Corso Cavour einen Schmuck angelegt, der manches, was ihn sonst verunziert, vergessen machte. An den Fenstern der besseren Häuser waren die Damen des Ortes versammelt, eine wahre Auswahl von hübschen Gesichtern und nicht wenige wahre Schönheiten darunter. Ein schlanker zarter Bau ist vorherrschend, der kleine Kopf steht auf langem Halse, die Gesichter sind bei gleichmäßiger Schönheit so verschiedenartig, daß sie absolut keinen nationalen Charakter bezeichnen. Blondinen aller Art, oft sogar mit hellblauen Augen, sieht man neben wahren Portugiesinnen. Auch bei dem ganzen Landvolke war das sehr auffallend: das dralle halbblonde deutsche Mädchen neben slavischen Typen und verschiedenen südländischen Geprägen. Von Juden ist hier überall keine Spur zu sehen. Wer weiß, welche Völkerschaften hier an der großen Kriegsstraße der Bassi Tempi ihr Contingent zurückgelassen haben, um dieses Mischvolk zu bilden. Hunnen und Asiaten von Belisar und Narses scheinen dabei nicht zu fehlen, denn man sieht auch wieder befremdend häßliche Gestalten, die sonst nicht leicht in eine Classe zu bringen sind. Das Pferderennen, überhaupt ein jämmerlicher Abklatsch von Rom, scheiterte dießmal ganz. Eine einzige Mähre kam unter allgemeinem Pfeifen, Schreien und Lachen dahergerannt.

Am Abend dieses Festtages war eine Akademie im Theater. Der Eintritt in dieses Haus brachte eine der größten Ueberraschungen. Ein großes, prachtvolles, funkelnagelneues Theater, das jeder Hauptstadt zur Zierde gereichen würde, auf diesem verwahrlosten Felsen. Und in den Logen der beiden ersten Ränge ein Kranz von Schönheiten mit reicher, sorgfältiger, feingewählter Toilette, vornehmer Haltung, eleganten Bewegungen, die Fächer schwingend. Hinter ihnen Cavaliere aus erster Hand in Massen, mit aufgedrehten Schnurrbärten, Zwickern, die Scheitel in der Mitte, und mit allem, was sonst diesen nützlichen Theil der Gesellschaft charakterisirt. Ja, um Gottes willen, wo steckt ihr denn alle in diesem abscheulichen Nest, wo geht ihr denn hin, wenn ihr aus diesem Hause geht? Da sind Marchesen, Gräfinnen, Baroninnen, daß es eine Art hat. Man hat, wie ich schon andeutete in den alten Palästen einen Theil wohnlich gemacht: dort stecken sie, hinter geschlossenen Läden den ganzen Tag unsichtbar. Hin zu ihrem Home, oder zu ihrem Stück Home, müssen sie aber durch all den Unrath, und dicht um sie herum haust überall das verwahrloseste Volksleben. Von einem Quartier der Stadt, wo die bessere Classe zusammenwohnte, ist gar keine Rede. Es soll nur einmal einer, der Orvieto durchwandert, auch nur an einer einzigen Stelle auf den Gedanken kommen: hier scheint eine Herrschaft zu wohnen. Unmöglich! Und da sitzen sie in Massen! Daraus ist leicht der Schluß zu ziehen, daß sie selbst mit verwahrlost und verwildert sind. Dieß ist die Wirkung des Lebens in kleinen Städten auf die Italiener. Kleinstädtisch werden sie nicht im geringsten, derartige Nüancen gibt es hier nicht, wie auch die Bewohner hoher Gebirge gerade

so leben und sich gebahren, wie in einer Seitengasse Roms. Aber sie verwildern und verwahrlosen sich, entsprechend der unwiderstehlichen Neigung des Italieners zum wahrhaft Volksthümlichen und entsprechend ihrer unermeßlichen Anlage zur Trägheit; denn sich und seine Umgebung sauber und würdig zu erhalten, ist eine der größten und schwierigsten Arbeiten des Lebens. Zu Hause lassen sie also alles an der Gränze des Möglichen stehen und gehen, aber ein schönes Theater müssen sie haben und in schönen Toiletten glänzen. Da haben sie denn viele hunderttausend Lire zusammengebracht und sich dieses glänzende Haus errichtet, aber nach außen ohne allen Schmuck und Glanz und möglichst rasch wieder der Erscheinung der Nachbarhäuser nahe gebracht, damit man nicht sagen kann: cela jure. Auf dem großen Vorhang ist ein sehr bemerkenswerthes Gemälde angebracht. Die Orvietaner sind mit Fug und Recht stolz auf einen ihrer Söhne, Namens Fracassini, der, mit hervorragendem Künstlertalent ausgestattet, in Rom zu rascher Entfaltung seiner Gaben gelangt war, sich die Theilnahme und Anerkennung des Papstes erworben hatte, für diesen rasch nach einander große Werke ausführte und dann in der ersten Blüthe seines hoffnungsvollen Lebens plötzlich starb. Es war ein Ereigniß in Rom, und der Trauerzug, das Ehrengeleite bei der Bestattung der Leiche unabsehbar. Die Würdenträger des Reiches hatten sich angeschlossen. Diesen Fracassini hatten sich die Orvietaner kommen lassen, um die Decke des Hauses, so wie einen Festsaal mit angränzenden Räumen auszumalen und diesen mächtigen Vorhang zu schmücken. Die Orvietaner nennen ihn den Rafael unserer Tage. Seine römischen Gemälde im Vatican habe ich nicht

gesehen, seine Fresken in den Sälen sind nicht ohne Reiz, besonders manche Gestalt von Amoretten ist schön componirt, aber es ist auch ein höchst gefährlicher Beigeschmack darin, etwas äußerliches, dem Manierismus entgegen steuerndes. Der Vorhang ist großartig. Belisar verjagt die Gothen von Orvieto. Die Italiener haben nämlich den guten Glauben, als ob die Tage des Belisar und Narses Triumphtage Italiens gewesen seien. Der gewaltige Felsen von Orvieto ist sehr glücklich als Hintergrund benutzt, und auf diesen Schattenmassen hebt sich die goldene Gestalt des Feldherrn auf weißem Roß leuchtend ab. Ungeschlachte, nicht gut verstandene Gothen fliehen im Vordergrund oder leisten letzte verzweifelte Gegenwehr. Es ist nur eine Decoration, aber gewiß als solche sehr bedeutend.

Im Orchester versammelte sich in sehr kleidsamer, etwas soldatischer Uniform die Stadtmusik, und nun wurde Verschiedenartiges vorgetragen. Violine, Flöte, Gesang, Clavier, Orchester wechselten ab. Es war ein ganz annehmbares Concert, natürlich vom reinsten italienischen Wasser, also nach der Aussage unserer unerbittlichen Kenner durchaus oberflächlich. Manchmal, wenn einen diese Musik so bis auf den Nerv packt, und man das ganze Volk vor Erregung erzittern sieht, kommt mir der Gedanke, als ob dieses Aburtheilen von falschen Prämissen ausgehe und zu sehr den Vergleich mit unserer Musik im Auge habe. Wenn man den italienischen Geist auf seinem Boden, mit seinen Verbindungen und Quellen ganz in sich aufnimmt und sich ihm vollständig hingibt, dann mag Manches anders erscheinen. Beim Italiener sind zwei Momente ganz entscheidend: erstens die große Neigung zum Typischen, das durch ihre Dichtung, ihren Carneval, ihren Buffo, ihre

Feste, ja ihren ganzen Habitus geht, und ihrem ganzen Geist etwas Gebundenes gibt. Zügellose und schrankenlose Vertiefungen in das eigene Ich mit seinen ganz individuellen Quellen, seinem ganz eigenen Schritt und Tritt, die Entfaltung von etwas ganz Neuem, Originellem liegt ihnen sehr fern. Mehr oder weniger wird immer der Kothurn angelegt, sobald ein Italiener die Prosa des Daseins verläßt. Daher für uns, die wir so großen Werth auf die persönlichen Tiefen legen, leicht etwas Monotones, wie in den alten stylvollen Gemälden. Zweitens ist das Volksthümliche für Italien von weit größerer Bedeutung, als für die anderen Länder. Wenn man in italienischen Häusern Abends Musik machen hört und abwechselnd Nummern aus Opern mit Volksliedern im Chor gesungen werden, dann glaubt man zu fühlen, wie der nationale Instinct den Componisten dem Volkston so nahe als möglich hält. Und die Volksmusik ist so außerordentlich umfangreich und inhaltvoll in diesem Lande, daß sie schon als Herd für die ganze Musik betrachtet werden kann. Hier sind die Töne mit Ingennität angeklungen, die dem Volke vormalen, was es versteht, die seinen Lebensnerv berühren; hier hält sich der Componist auf, sicher seiner Natur treu zu bleiben und auf die Seinigen zu wirken. Und er wirkt merkwürdig auf sie. Leicht ist ein fremdes Ohr denkbar, dem diese Anklänge fern liegen, das hier nichts findet, als ein Geklingel mit Melodien, und das dann die Langeweile überkommt. Ob das aber an ihm oder an der Sache liegt, das mag nicht so leicht zu entscheiden sein.

Die Pausen waren auch hier wieder, wie überall in Italien, sehr lang, damit die Herren in die Kaffeehäuser und an die Buffets laufen oder mit den Damen in den

Logen conversiren können, und damit es eben gegen 1 Uhr wird, bevor man nach Hause geht. Das muß einmal so sein. Mit den Kaffeehäusern und dergleichen hat es aber hier gute Wege! und so saßen die Menschen denn, in langen Reihen geduldig wartend, bis es wieder anfing.

Für den dritten Tag war eine Belustigung ganz anderer Art bestimmt. Im Giardino pubblico, der oben auf der alten Festung angelegt ist und das ganze Thal beherrscht, ist ein Amphitheater in aller Form erbaut, über den Reihen der steinernen Bänke zu oberst gegen den Himmel mit gedeckten Logen. Hier versammelte sich nun Nachmittags wieder eine große Menschenmenge. In den Logen zeigten sich dieselben feinen anziehenden Gesichter der Damen, und auf dem Grasplatze, der in der Mitte des Circus durch eine dichte Hecke mit Ausgängen von der Bahn getrennt ist, erschienen nach und nach die Pferde, mit denen hier ein Preisrennen stattfinden sollte. Hier war von vornherein besonders auffallend, daß in einem abgeschlossenen Raum, zu dessen Betretung man ein Eintrittsgeld bezahlt hatte, und in dem man, besonders wenn man zufällige Besuche von auswärts dazu rechnet, in den oberen Schichten eine sehr auserlesene Gesellschaft vermuthen konnte, die man anderswo, vielleicht zu viel, vor den Wogen des Volkslebens schützt, gerade dieses wieder freien Spielraum hatte. Die Lotterbuben mit ihren Schmutztitteln trieben sich herum, pfiffen, schrieen, machten ihre Witze, als ob für sie allein das Fest gegeben würde. Allerdings entsprachen denn auch die HH. Jockeys ganz vorzüglich diesen weniger scrupulösen Anforderungen. In keinem Dorfe sieht man bei irgendeiner Seiltänzerbude abscheulichere, geschmacklosere und schmutzigere Männer, als

diese Russians. Sind denn die Alpen gar so hoch! Man traut immer den Augen nicht, wenn man so nahe beim übrigen Europa solche Dinge ohne allen chic sieht. Und diese Kerle durften während des nun folgenden Preisrennens die ganze Zuschauerschaft mitsammt der Loge der Preisrichter in einer Weise tyrannisiren, die wir uns gar nicht vorstellen können. Voll Neid und Mißtrauen gegen einander, immer bedacht, einer dem andern einen kleinen spitzbübischen Vortheil abzugewinnen, und dann vom Preisgericht mit Hülfe der Lotterbuben wieder mühsam gezwungen, ihre Carrière aufzugeben und von neuem zu beginnen. Die beiden letzten aber, auf deren einen nun der große Preis fallen sollte, behandelten sich wie zwei Todfeinde, die sich den Moment ablauern, um einander im Ansprung zu erstechen. Eine geschlagene halbe Stunde umschlichen sie sich, ohne daß sie sich aufraffen konnten, einen ehrlichen Ablauf zu nehmen. Die Nacht brach ein, die Inhaber der Steinbänke pfiffen, schrieen, heulten immer heftiger, und die zwei giftigen Kerle kamen nicht vom Fleck. Aber kein Herr rührte sich auch nur, verzog auch nur eine Miene, oder hob eine Hand auf, um auf sie zu wirken. Die eigentliche Befriedigung dieser Menschen bei einer solchen Veranlassung liegt nämlich darin, daß sie zur kühlen Stunde unter freiem Himmel die Zeit versitzen können und faulenzen, je länger, je lieber. Was immer um sie herum vorgeht, ist willkommener Zeitvertreib, also je toller, je besser. Endlich verlief sich der Kreis, und in langsamem Schritt bewegte sich die Menge dem Mittelpunkte der Stadt wieder zu. Adieu, ihr Schönen, von euch ist nun Tag um Tag nichts mehr zu sehen. Wie sie den Tag in ihren dunkel verhängten Räumen hinbringen,

daß weiß niemand zu berichten; es wird auch wohl nicht viel davon zu berichten sein. Abends kommen sie in Schaaren zum Vorschein, wenn man die Züge nicht mehr erkennen kann, und schleifen in langsamem Schritt ihre übermäßig langen Schleppen über den Eselsmist, daß es aussieht, wie eine Palette, über die der Maler mit seinem Aermel gefahren ist. Hie und da setzt sich eine Gruppe vor dem Kaffeehaus auf die Piazza, Eis essend, dann wandern sie wieder bis ganz hinunter in den Giardino pubblico, und so streichen sie stundenlang in diesen engen Gassen auf und nieder, von Herren umschwirrt, auf den todtgeschlagenen Tag eine todtgeschlagene Nacht zu thürmen. Dieselbe Ueberzeugung, die ich schon früher bei langjährigem Aufenthalte in Italien gewonnen hatte, bestätigt sich dießmal nur zu sehr. Das Frauenleben steht hier verhältnißmäßig auf einer niedern Stufe. Es deutet förmlich noch einen Uebergang zurück in das altrömische und östlich in das asiatische Leben an. In großen Städten, in diplomatischen Kreisen mag hie und da eine Ausnahme stattfinden, aber im Ganzen ist von einer Ausbildung der Frau wie in unserm Vaterland gar keine Rede. Frauen und Töchter, die bei uns in den außerordentlich weit verbreiteten intelligenten Kreisen vollkommen mitwirkende Glieder sind, ja oft die leitenden, die an dem ganzen geistigen Leben so lebendigen Antheil nehmen, daß es sich fast um sie dreht, sobald es nicht einen politischen Charakter hat, ein Stolz Deutschlands und eine Bürgschaft für sein Heil — diese Stütze des Lebens fehlt unsern Nachbarn jenseit der Alpen vollständig. Die Frau Italiens hebt nicht das Männerleben, sondern hält es zurück, zieht es ab und nieder. Denn wenn die Dichtung aller Völker und Zeiten noch so

herrliche Lieder der Liebe gewidmet hat, so ist und bleibt es doch für ein Culturvolk ein niederer Standpunkt, wenn seine Frauen ihm nichts anders sind, als ein Gegenstand mehr zur Befriedigung der Leidenschaften. Vor allem hat dann nur die Jugend Recht, und das ganze nachfolgende übrige Menschenleben bringt der eine Theil in dumpfer Zurückgezogenheit zu, im Bewußtsein keine Reize mehr zu bieten, der andere in schwermüthiger Trauer über verschwundene Seligkeit und in oft grimassenhafter Eifersucht gegen schöne junge Männer, die an der Tour sind. Und dem ist hier so. Alle jungen Italiener gehen ganz auf in geheimnißvollen verzehrenden Leidenschaften; die alten haben einen Beigeschmack von Ueberdruß und Kummer. Daß die Liebe als das Glück des Daseins bestehen bleibe und, etwa wie der Strom in der Natur, nur mit den Jahren eine andere Weise annehme, das mag wohl allzu selten hier zu finden sein. Bei den meisten Menschen ist da, wo die Leidenschaft einstens gesprüht hat, jetzt ein ausgebrannter Krater, in den nicht gut hinabschauen ist. Und die jungen Weiber scheinen fast nur um dieses einen Liebesverhältnisses wegen zu existiren, sei es nun der Freier eines Mädchens oder der amico einer jungen Frau — der ist nun sie, oder an ihn denken sie, von ihm sprechen sie mit Freundinnen; alles übrige berührt sie kaum, sie sehen auch nicht rechts, nicht links, sind nicht eitel und nicht cokett, tant s'en faut. Man mag sich vorstellen, auf welche Quelle da etwa ein sittlich großer germanischer Principienreiter stößt, der den männlichen Geist durch Austausch mit dem weiblichen veredeln will. Höchstens kann ihm diese Donna bald zu einem unverhofften Schlaf verhelfen und ihm so die nöthige Ruhe verschaffen. Als ich einem

sehr gebildeten und geistig thätigen jungen Mann in Orvieto, mit dem ich mich rasch befreundet hatte, mein Bedenken über die italienischen Frauen aussprach und ihm sagte: sie schienen mir auf einer viel niedrigeren Stufe zu stehen als die Männer, und müßten wohl für jeden nicht Verliebten bald langweilig sein, antwortete er: „Lieber Freund, die italienische Frau muß man bewundern und verherrlichen, man darf sie nicht abwägen.“

Casa Fontane in Orvieto.

In einem ächt italienischen Wirthshause, das sich also noch heute Locanda nennt, ist man, wenn man so will, nicht lange ein Fremder. Die Bekannten, die man dadurch gewonnen hat, daß sie im Hause aus- und eingehen, ziehen einen bald hinüber aus der Gaststube an den Tisch des Wirthes, an dem sie als Stammgäste auch speisen. Von da an gehört man zum Hause, und es mischt sich sofort wieder ein Theil Gastfreundschaft in die Behandlung des Gastes. Der Wirth schenkt dem Gast seinen Wein ein, läßt ihm von ausgesuchten Speisen präsentiren, ohne daß dieß auf die Rechnung Einfluß hat. Ja, wenn man an seinem Tisch fremde Wirthe kennen gelernt hat, und auf der Weiterreise in ihr Haus kommt, so wird man als Freund der Familie angesehen, vorzüglich bedient und bekommt eine kleine Rechnung. An dem Wirthstische, der in einer besondern Stube ist, findet sich nun eine Mischung, die wir nicht gewohnt sind. Bayern zeichnet sich schon vor dem übrigen Deutschland dadurch aus, daß in derselben Wirthsstube unter Umständen sehr verschiedenartige Classen von Menschen beisammen sitzen. Aber zu Tischgenossen in

geschlossenem Kreise pflegen wir doch nur unsersgleichen zu wählen. Anders ist es hier. Wer sich länger aufhält oder oft wiederkehrt, zieht sich an diesen Familientisch, und die Beamten des Hauses sind nicht eben sehr nach oben ragende Persönlichkeiten. Durch diese kommt denn auch oft dieser und jener andere etwas untergeordnete Mensch in den Kreis. Dagegen finden wir auch Männer von der höchsten Stufe der Bildung, die in Orvieto angestellt sind, Grafen, die in der Nähe große Besitzungen haben, hohe Staatsbeamte aus Rom, die ihrer Gesundheit wegen hier weilen, Mitglieder des Abgeordnetenhauses u. s. w. an der Tafel. Und beim Fortgang der Unterhaltung ist es absolut unmöglich, von diesen Unterschieden etwas wahrzunehmen. Laut, frank und selbständig spricht jeder mit, der bei uns, wenn er überhaupt in der Stube sein dürfte, ehrfurchtsvoll schweigen würde. Die hohen Herren ihrerseits haben ganz denselben Ton. Von einer Herablassung und dergleichen haben sie keine Vorstellung, sie sprechen als Menschen mit Menschen. Wie vollkommen dem so sei, tritt am deutlichsten hervor, wenn die Discussion lebhaft und leidenschaftlich wird.

Es ist dieß ein schöner Zug, von dem ich uns recht viel wünsche, aber doch nicht alles. In der Reserve der Nordländer liegt auch eine tiefe Bedeutung, die man erst vollkommen würdigen lernt, wenn man dauernd die Folgen des Gegentheils beobachten kann. Die Würde wird viel und bedenklich geschädigt, durch dieses vollkommen rückhaltlose Zusammen- und Durcheinanderleben. Erstens haben Leute von schlechten Absichten, und solche, die schon einen Makel haben, einen viel weiteren Spielraum, können sich viel länger halten; dann aber wird auch die ganze Unter-

haltung, der ganze geistige Verkehr unwillkürlich von unten aus bestimmt und auf eine niedere Stufe gedrängt. Tiefgebildete Männer kommen zur Gewohnheit unausgesetzter, langer, seichter Unterhaltung. Kurz, schlechte Kerle und seichtes Volk kommen zu gut dabei weg, edle Menschen vergeben sich zu viel. Wieviel hundertmal habe ich dieß wahrnehmen können! Infame Spitzbuben habe ich in guter Gesellschaft das Wort führen hören, faule untergeordnete Nichtsnutze in schlechten Röcken sich in edeln Häusern bei vornehmen Damen breit machen gesehen. Ein edler Italiener ist allzu leicht und allzu oft déplacé. Hievon abgesehen — es sind ja nicht überall schlechte Figuren im Spiel — hat diese Art zu leben große Vorzüge und große Reize. Es käme auf das Maß an. Ich habe mehr Genuß als Nachtheil davon gehabt, denn nun gar in etwas höheren Schichten fällt jede Spur von Kastengeist ganz weg. Alle jene schrecklichen Blicke, von denen wir getroffen werden, wenn der „Andere" und, ach, noch empfindlicher, die „Andere" uns specifisch abwiegt mit ihrem eigenen außerordentlichen Werth, und uns markirt, wie viel sie oder er uns geben wird — jene Blicke sind hier vollkommen unbekannt.

So war denn der Aufenthalt im Haus bald ein höchst angenehmer, geeignet, einen die Trennung von der Heimath minder empfinden zu lassen. Es kam auch noch vieles andere zusammen, um diesem Hause für uns einen Reiz zu verleihen. Vor allem die historischen Traditionen. Der Vater des Wirthes, ein rüstiger Greis von 75 Jahren, ist ein hervorragender Künstler. Thorwaldsen und Tenerani haben den talentvollen Knaben nach Rom geführt, unter ihrem Schutze hat er seine Studien gemacht, in inniger

Freundschaft zu ihnen seine ersten Arbeiten von Bedeutung ausgeführt. So hat er denn auch zu Cornelius, Overbeck und allen unseren Meistern in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Während jener Zeit, die Cornelius in Orvieto verbrachte, um Signorelli zu studieren, war Pontane auch hier und machte Zeichnungen nach Signorelli für den Kupferstich. Damals waren diese beiden fast ganz auf einander angewiesen. Später hat er unsern Cornelius noch zweimal in seinem Hause begrüßt, ebenso Overbeck mehreremale und König Ludwig. Zuletzt, und zwar vor ganz kurzer Zeit, war Pfannenschmidt bei ihm, und das Herz des guten alten Herrn ist von Liebe zu seinem Signor Carlo ganz erfüllt. Ich schicke dem edlen Meister durch diesen Brief einen herzlichen Gruß von ihm, er wird es gewiß erfahren. Auch mir war er in diesem Monat ein treuer guter Freund, aus dessen Munde stets echte Weisheit quillt, so oft er in seinem Gebiet ist. In der Stadt Orvieto sind zwei Altarbilder von seiner Hand, eine Madonna mit Engeln und Heiligen und ein Sebastian. Letzteres hat er erst vor kurzem abgeliefert. Die Bilder sind ganz vorzüglich, voll des großen Ernstes seiner Freunde, und das Jesuskind ist so schön in jeder Beziehung, daß es jedem Meister zu allen Zeiten Ehre machen würde. Pfannenschmidt wird dieß gewiß bezeugen. Früher hat Pontane einmal die Herkulesarbeit überwunden, sämmtliche Sculpturen der Domfaçade in 75 Blättern abzuzeichnen. Sie sind nach diesen Zeichnungen gestochen worden. Eine Anzahl bedeutender Handzeichnungen von ihm ist in Paris bei dem Communekampf zu Grunde gegangen, wovon in französischen Blättern Erwähnung gethan war. Wegen dieses ehrwürdigen Vaters heißt auch das Wirthshaus:

„Belle Arti.“ Für uns ist es also ein classischer Boden: wir finden unter diesem Dach noch den würdigen Jugendgefährten unserer großen Meister. Auch Oreste, der Sohn, hat sie noch alle gekannt und mit König Ludwig sehr viel gesprochen.

Dieß vorausgeschickt, möchte ich mir erlauben, einigen schädlichen Worten unseres so unschätzbaren Gsell-Fels den Stachel zu nehmen. Er hat dieses interessante Haus mit dem einen Wort: „theuer“ abgefertigt, und wer weiß, wie viele von ihm fern gehalten. Dafür hat er „Aquila bianca“ angepriesen. „Vorzüglicher Orvieto-Wein“ ist überall in dieser Gegend und Pontane hat einen solchen Ruf wegen seiner Weine, daß er einen ganz großartigen Weinhandel treibt. Reinlich ist das Haus Belle Arti im höchsten Maß, und dabei hat es den eigenthümlichen Zauber, daß es den echt italienischen Charakter mit den Eigenschaften des Hôtels vereinigt. Im Aquila bianca ist man allen Abenteuern der allzu echten Locanda ausgesetzt. In diesem Sommer kam eine Engländerin weinend herüber geflüchtet, weil sie, als sie ihr Zimmer verlassen wollte, im Zimmer davor zwei Landleute im Hemd fand. Was aber die Billigkeit betrifft, so kann ich nur sagen, daß ich für sechs Lire täglich dort auf das vollständigste mit allem versehen war. Morgens Milchkaffee mit Weißbrod, Wein ganz nach Belieben und bei jeder Mahlzeit gebratene Wachteln, Rebhühner, Tauben, Hühner und dergleichen. Wer kurze Zeit bleibt, wird mehr bezahlen, und im Aquila noch weniger, aber um ein paar Franken auf und ab ist es doch nicht rathsam, ein so vortreffliches Wirthshaus zu vermeiden. Man muß auch der Lage dieses Mannes Gerechtigkeit widerfahren lassen. Alles um ihn her erschwert ihm die Aufgabe, die er mit großer

Energie durchgeführt hat, ein tadelloses Wirthshaus herzustellen. Solchen Wirthen, von denen wir wissen, daß sie es sich sehr sauer werden lassen, uns gut unterzubringen, müssen wir auch entgegenkommen. Wenn man allein den Umstand in Erwägung zieht, daß Pontane alles aus Rom kommen lassen muß, wenn man dabei bedenkt, daß er nur in drei Monaten des Jahres Fremde sieht (ich habe während der ganzen Zeit nur einmal eine Schaar Engländer gesehen), daß er mehrere andere Geschäfte mit Eifer treiben muß, um sich zu erhalten, dann mag manches anders erscheinen.

Wenn junge Künstler, die nach Orvieto kommen, um dort Studien zu machen, bei ihm einkehren wollen, so ist er bereit, diese für fünf Lire täglich auf das beste zu bewirthen.

Die Engländer, deren ich vorhin Erwähnung that, waren von der großen Cookarmee, die ja wohl auch Deutschland überschwemmt. Sie zahlen ihre ganze Reise in London voraus und bekommen für ihr Geld ein Buch mit so und so viel Checks. Auf dem einen steht: „Ein Bett," auf dem andern: „Frühstück" u. s. f. Wenn sie abreisen, reißen sie so viele Checks heraus, als sie verbraucht haben und geben sie dem Wirth. Dieser löst sie in Rom auf der Piazza di Spagna gegen Gold ein. Mit den ersten Gasthöfen sind die Contracte zu billigen Preisen gemacht. Den Wirthen ist dadurch eine außerordentlich große Zahl von Reisenden zugewandt, und diese können ihrerseits nicht überfordert werden und sind auf ihrer Reise der Geldsorge ganz entledigt. Pontane sagt, daß die Zahl dieser Cook-Engländer sehr bedeutend ist. Es kommt seitdem eine Menge englischer Bürgersleute vom reinsten Wasser auf

den Continent und macht sich in den ersten Gasthöfen breit. Practica est multiplex.

Eine große Menge von Fremden fährt bei Orvieto vorüber direkt nach Rom und umgekehrt, im Frühjahr. Nichtsdestoweniger hat der Zuzug sich bedeutend vermehrt, seitdem die neue Bahn über Chiusi Orti geht, die etwa um siebzig Kilometer kürzer ist, als die früheren Wege über Siena und Perugia. Die Schnellzüge gehen nun über Orvieto und sind auf der Linie Perugia-Foligno ganz eingegangen. Nur einer täglich von Ancona nach Rom berührt Foligno. Diese Veränderung hat auf die Bewegung des Reisenden großen Einfluß gehabt, zum entschiedenen Nachtheil Perugia's und Assisi's. Mehrere Züge passiren in beiden Richtungen Nachts Orvieto. Statt daß nun, wie in so manchem glänzenden Hôtel, der Hausknecht die Riegel des Thores zurückschiebt und ein aus dem Bett auferstandener Kellner schläfrig die Treppen vorangeht, die Lichter anzündet und sich schleunigst wieder entfernt, damit man nur nichts mehr fordert, ist hier die ganze Nacht das Haus offen, Dienerschaft in Haus und Küche jeden Augenblick zu Allem bereit. Unten im Vorhause stehen zwei lange gepolsterte Bänke, auf denen die Männer in Kleidern ausruhen und schlafen, meistens am Tage. Wenn ausgezeichnete Gäste, besonders mit Damen, im Hause sind, so führt sie der Wirth selbst in ihre Gemächer und wieder an den Wagen, und da tritt gleich wieder hervor, daß es nicht der unterthänige Diener mit Kratzfüßen, sondern der gastfreie zuvorkommende onorevole Mitbürger ist, der dem Gast die Aufmerksamkeit erweist. Ja, er oder sein Amico fahren Nachts den langen Weg mit hinab bis auf den Bahnhof und helfen bei Allem, bis die Herrschaft im

Wagen sitzt. Der Amico ist eine Figur, welcher man wohl in allen Verhältnissen in diesem Lande begegnen wird, so wie er uns in trauriger Weise bekannt ist als Aufbesserer der Ehen. Ueberhaupt mag hier wohl fast jedes Haupt eines Anwesens bis jetzt einem Baume zu vergleichen sein, dessen volles Gedeihen durch Schmarotzerpflanzen gehindert wird. Erwachsene Söhne, die im Hause bleiben, mitessen und gar nichts thun, Schwiegersöhne, die mit in das Haus ziehen, und unerklärliche Freunde, die sich Gott weiß wie eingedrängt und nothwendig gemacht haben. Hier wäre gründlich aufzuräumen, wenn es dahin gebracht werden soll, daß alle Kräfte verwendet werden und keine Kraft gehemmt sei in ihrer Entfaltung und im Einbringen des vollen Gewinnes. Es wird viel von Faulenzern weggegessen. Die Küche in den Locanden ist außerordentlich saftig und gewürzig, aber ebenso gesund. Sie scheint recht eigentlich dem Klima angepaßt zu sein. In diesen Monaten wird sehr viel die rohe Sellerie-Pflanze mit Oel und Essig gegessen. Man bricht von der Pflanze Stengel um Stengel ab, taucht ihn in die Sauce und ißt ihn soweit er weißlich ist. Dieß ist höchst erfrischend und blutreinigend. Vor Tisch wird sehr viel Wermuth getrunken, Schwämme und Peperoni, in Essig eingemacht, sind eine häufige Beigabe, und ganz besonders die Conserve von Paradiesäpfeln, von der man auch nebst dem geriebenen Parmesan-Käse einen Löffel voll in die Suppe thut. Feigen sehr verschiedener Gattung sind hier eine ganz vorzügliche Frucht. Birnen, Aepfel, Pfirsiche sind gar nicht zu vergleichen mit jenen im Norden. Der Kaffee ist nur in den großen Städten vorzüglich. Eis wird Abends im Kaffeehaus in Menge verzehrt, aber so

zubereitet, als ob man ungefähr den reinen Schnee äße. Indessen man nimmt es tant bien que mal, weil es geradezu ein Bedürfniß ist. Man lebt also eigentlich luxuriös, ißt viel feine Braten, gute Gewürze, immer reichlich Früchte, trinkt sehr viel edle Weine und schlürft Sorbetti. Aber der Geldbeutel wird dabei nicht sehr angestrengt, es ist alles nach heutigen Begriffen billig. Und zu Ausgaben irgend welcher Art ist absolut keine Gelegenheit gegeben. Ist ja in der ganzen Stadt nicht ein einziger ordentlicher Kaufladen für die Bedürfnisse höherer Stände. Man kann nicht einmal ein Federmesser oder beinerne Hemdknöpfchen kaufen. Die einzige Verführung, der man in Orvieto ausgesetzt ist (und diese ist freilich sehr groß!) ist die Photographien des Domes zu kaufen. Man bekommt das Dutzend in recht großem Format um zehn Lire, und wenn man diese Blätter durchsieht, dieses Gemisch von Darstellungen der Baukunst, der Sculptur, der Ornamentik, der Malerei, alles in höchster Meisterschaft und Eigenthümlichkeit, so glaubt man in einen Wunderspiegel zu schauen, der einem eine überirdische Märchenwelt vormalt.

Der Dom und andere Kunstwerke Orvieto's.

Wenn man am Fuße der Façade des Doms eine Zeit lang mit innigem Vergnügen Einzelheiten angesehen hat, die von hohem künstlerischen Werthe wie in einem Museum dicht aufeinander folgen, und man blickt dann plötzlich in die Höhe mit dem Gedanken, daß diese Durchführung sich bis in die höchsten Spitzen erstreckt, dann wird man ganz verwirrt. Man kann sich gar nicht mehr vorstellen, wie einer den Muth haben mag, ein solches Projekt zu machen und die Kraft, es durchzuführen. Schon dieses Zeugniß der Schwungkraft und Energie verleiht der Façade den höchsten Reiz. Aber sie ist auch in jeder andern Hinsicht bezaubernd, wie kaum ein anderes Kunstwerk. Während sie auf das feinste und klarste die innere Eintheilung des Hauses angibt, erhebt sie sich doch wieder über dasselbe, und befreit sich von ihm zu einem nicht abgelösten, aber selbständigen Dasein, und zwar in doppeltem Sinne: einmal übernimmt sie mit Erfolg die Rolle der Thürme. Es wird niemandem auffallen, daß der Dom von Orvieto keine Thürme hat, seine Façade enthält sie gleichsam; andrerseits tritt sie aus dem Bereiche der architektonischen

Werke heraus und ist, während sie unter diesen einen ersten Rang behauptet, zugleich ein harmonisch durchgeführtes feingestimmtes Bild. Und zwar ein Prachtbild. Das viele Gold, die vielen buntfarbigen Bilder, die tausend und aber tausend Sterne und Blumen in Mosaik, die Lichter und Schatten der Reliefs, die verschiedenen Steinfarben in Feldern, Strichen, Säulen, Umrahmungen, Nischen u. s. w. wirken zusammen ganz berauschend. Und wir können sie nicht einmal ordentlich übersehen! Der alte Pontane führte mich in das große ehemalige Jesuitenkloster, in welchem jetzt die öffentlichen Schulanstalten der Stadt sind. Dort ist eine Terrasse im obern Stockwerke, von der aus man die Façade in vollkommen richtiger Entfernung sieht. Ich war ganz erstaunt über diese Wirkung. Leider aber ist auf diesem einzigen Platze, der uns auf den richtigen Distanzpunkt stellt, der untere Theil schon wieder verdeckt, so daß die Façade märchenhaft aus dunkeln Massen aufschwebt. Es müßte ihr gegenüber aufgeräumt werden, und dort steht eine kolossale Baumasse, die vor einiger Zeit um 8000 Lire zu kaufen war. Diese Gelegenheit hat man sich entgehen lassen, um lieber dreißigmal so viel für ein geschlossenes Theater auszugeben. Das Abdera der Italiener heißt Cuneo, dieß ist aber nicht in Cuneo geschehen. Das Gold der Façade bringt mitunter feenhafte Wirkungen hervor. Um die Mittagszeit, wenn die Sonne gerade darauf scheint, strahlt sie selbst wie eine Sonne. Man darf sie dann natürlich nicht scharf anschauen, aber man sieht die Wirkung dieses goldenen Lichtmeeres ringsum, an ihr selbst sowohl als an den gegenüberstehenden Schatten, die ganz herrlich durchleuchtet sind. Das fremdartigste und märchenhafteste Schauspiel aber habe ich

eines Abends gehabt, als ich auf den jenseitigen Waldhöhen umherschweifte. Ich war bis zum Sonnenuntergang dort oben geblieben, und trat eben aus einem Kastanienwalde hervor, als das Gestirn dicht über den Bergen stand, Abendgluthen sprühend. Der dunkle braunrothe Fels von Orvieto war schon im Nachtschatten, ebenso wie der größte Theil der Baumassen, und stand im denkbar größten Gegensatz zu den zartduftigen Tinten der großen Berge, die sich jenseit der Stadt aus dem Thal erheben. Einzelne Flächen von Campanilen und Basiliken waren rothglühend beleuchtet, und über diesem riesigen ernsten Unterbau erhob sich die Façade eben so feurigsprühend wie drüben die Sonne selbst. Die Beschreibung eines solchen Augenblicks ist so dürftig, daß sie nur den Jubel andeuten kann, ihn erlebt zu haben. Und nun wieder eine Vollmondnacht auf dem Domplatze, wo die Façade silbern erglänzt, während der Koloß hinter ihr wie von schwarzem Ebenholz dasteht.

Die Photographie der ganzen Façade gibt kein richtiges Bild von ihr, weil das Gold und die Farben zu maßgebend sind. Alles ist hell, leuchtend, blond, und darum zerstören die schwarzen Schatten der Photographie den Eindruck. Das Innere des Doms gibt zunächst ein abschreckendes Bild jener unerklärlichen Zeit, wo man in Italien eine staunenswerthe Menge riesiger Fresken und Altarbilder malte, die absolut keinen Werth haben, ja sogar abscheulich sind. Aus allen diesen Pinseleien spricht nur dummdreiste Eitelkeit, und in allen jenen unzähligen Domen und Basiliken, die der Kunstfreund in diesem überreichen Lande besucht, ist bei weitem der größte Theil vom Flächeninhalt mit solchen todtgeschwiegenen Erzeug-

nissen angefüllt. Oft findet man fünfzehn, zwanzig solcher Altarbilder erster Größe, und in einigen Seitenkapellchen hängen an dunkeln Stellen ein paar kleine halbruinirte Bilder, die eine Reise werth sind. Man staunt nicht weniger über die vollständige Verdummung der Künstler des vorigen Jahrhunderts und ihrer ächt pfäffischen Mäcenaten, als über den gewaltigen Aufwand von Mitteln und Kräften, um das Alles herzustellen. Wäre Geist in diesen Bildern, so wäre dieß die bedeutendste Kunstperiode Italiens gewesen, wegen der Menge und Größe der Werke. Wenn nun diese Erzeugnisse von Eitelkeit und Selbstüberhebung förmlich strahlen, wenn man ihnen ansieht, daß die Verfasser geglaubt haben, alles Frühere, wie das Stadium der Kindheit, hinter sich gelassen zu haben, während sie doch nur nothdürftig von dem Fette der Vergangenheit zehrten; wenn man sich dabei vergegenwärtigt, daß das Publikum jene Bilder gewiß mit Stolz und Entzücken empfangen hat, so mag man wohl mit einigem Bedenken auf alle jene Abweichungen vom Classischen blicken, die in der Gegenwart oft tyrannisch herrschen. Wer weiß, wie bald sie wieder in ihr Nichts versinken, so gut wie der Jesuitenstyl! — Der Dom von Orvieto ist nun ganz und gar ausgemalt mit solchem Zeug, also eigentlich abscheulich anzusehen. Aber wir haben die Kunst erlernt, diese Verunzierungen gar nicht mehr zu sehen und über sie weg zum ursprünglichen Reinen zurückzublicken. Tritt man aus diesem grellen, bunten, seichten Zeug in die Kapelle der Signorelli und Fiesole, so sieht im ersten Augenblick Alles lederfarben und hölzern aus, wegen der Patina des Alters und wegen der Strenge der Zeichnung und Modellirung. Die echte monumentale Kunst hat etwas Herbes, und

darum wird allem Graciösen, Leichten, was den Sinnen schmeichelt, der Sieg bei den Massen so leicht.

Es ist sehr interessant, Fiesole und Signorelli mit einem Zwischenraum von einem halben Jahrhundert im selben Raume zu finden, und zwar oben an der Decke in ganz gleichartigen Gruppen von Heiligen, die in pyramidal aufgebauten Gruppen zusammensitzen. Hier ist das Bestreben oder der Drang Signorelli's dramatisch zu wirken, seinen Figuren in Bewegung und Ausdruck der Gesichter das Gepräge des momentanen Affekts zu geben, in einer Hinsicht eine Beeinträchtigung. Die heilige ewige Ruhe und religiöse Vertiefung der Gestalten Fiesole's üben in diesem Vergleich eine um so großartigere Wirkung aus.

Daß der Geist Signorelli's wie ein frischer Wind über das Land gefahren ist, sieht man auf den ersten Blick, und man staunt, wie ein Genie mit so viel ureigener Kraft erstehen kann. Aber sein Einfluß auf die ganze Kunst darf doch nicht mit dem der Antike oder eines Raphael, Michelangelo, Albrecht Dürer verglichen werden; denn in seiner fast schwelgerischen Lust, Schranken einzureißen und sich frei zu entfalten, hat er oft über das Ziel hinausgeschossen und das Classische beeinträchtigt. Wenn er allein stünde, würden sein Studium und sein Einfluß bedenklich sein, besonders für die Construktion der Gewänder. Cornelius, der ihn am meisten studirt hat, hatte alle anderen Meister längst in sich aufgenommen, und hatte vor Allem seinen eigenen, entschieden mächtigeren Genius zur Seite. Geringe Talente können durch Signorelli rasch in die Irre geführt, während feste Charaktere durch ihn in hohem Grade auf die Vereinigung der Naturwahrheit mit dem hohen Styl geführt werden.

In diesem Dom perlt es wieder von Ornamenten in weißem Marmor mit Vögelchen, Engelchen, Blumen und Früchten, daß man sich gar nicht satt sehen kann.

Einstens hatte Orvieto in seiner großen Zahl alter Kirchen einen Schatz von Freskogemälden früher Zeit. Dieselben herrlichen Männer, die alle jene neuen großen Altarbilder haben fertigen lassen, haben dieses „häßliche beschädigte" alte Zeug mit Mörtel ausflicken und weiß übertünchen lassen. Hie und da hat man mit großer Vorsicht manches wieder herausgekratzt, und so blicken aus der weißen Tünche große feierliche Gestalten in strengen Contouren mit heiligem Ernst in den Zügen hervor. Wo man in diesen kleinen Basiliken mit dem Messer die Tünche abschabt, kommt ein Finger, ein Auge, eine Locke zum Vorschein.

Außerhalb Orvieto's, am Fuße der gegenüberliegenden Hügel, dicht unter einem Abhang, an dem uralte Kastanienbäume zwischen Felsblöcken und wildwucherndem Gesträuche sich erheben, stehen die Ruinen der Badia, eines großartigen alten Klosterbaues. Was da noch übrig ist, zeugt von einer solchen Schönheit und Pracht, daß es nur mit Maulbronn in Württemberg zu vergleichen ist. Rundbogenfenster mit schlanken Säulchen, deren Schaft mit Blättern der feinsten Sculptur umrankt ist, ein hoher achteckiger Thurm in dem schönsten Verhältnisse mit feinen Fenstern, gewaltige Bogenthore, reich eingefaßt, freie Gallerien, ein außerordentlich reicher Mosaik-Fußboden — dieß alles ist jetzt unwuchert und umwachsen von Schlingpflanzen, alten Feigenbäumen, Weinranken und Kastanienbäumen. Contadini hausen in diesen glänzenden Prachtbauten. Die Schweine laufen auf den Höfen herum,

zwischen den Bogen liegen die Misthaufen, in den Gallerien hängt der glühend gelbe Gran Turco in Guirlanden zum Trocknen. Karren, Geräthschaften, Eselssättel, Körbe, Krüge, Fässer sind umher verstreut. Es ist traurig, ein so über Alles schönes Kunstwerk so vergehen zu sehen, es ist aber auch wieder ganz unmöglich in Italien alles zu retten, es müßten denn englische, deutsche, französische Gesellschaften diese theure Arbeit mit übernehmen. So aber, wie die Badia jetzt da steht, ist sie so malerisch, daß zu wünschen wäre, einer oder der andere unserer geschickten Meister suchte sie auf und gäbe uns einige von den ganz eigenthümlichen Bildern zu denen sie den Stoff bietet.

Steigt man an dieser Hügelkette durch die oben erwähnten alten Kastanienbäume aufwärts, so sieht man im Rahmen dieser großartigen Bäume die Kathedrale auf ihren Felsen, wieder ein herrliches Bild; dann kommt man zu zwei etruskischen Gräbern, in denen merkwürdigerweise die deutlich sichtbaren Figuren fast lebensgroß sind. Weiterhin steht ein altes Kloster hoch am Berge, und der Weg längs dieser Anhöhen gegenüber der Felsenstadt gehört zu den schönsten in Italien. Im Garten dieses Klosters, der auf hoher Mauer über die Abhänge emporragt, stehen Lorbeerbäume von ungewöhnlicher Höhe, die mit den Weinlauben, einem Springbrunnen, dem reichen phantastischen Hintergrunde, der goldenen Façade, wieder zauberhaft zusammenwirken. In der Kirche dieses ehemaligen Klosters — denn jetzt ist eine Ackerbauschule darin — sind zwei Frescobilder, eine Madonna mit Heiligen umgeben und eine Gruppe von Heiligen, die zu den Kunstwerken allerersten Rangs gehören. In das Madonnenbild hatten wieder jene herrlichen Väter einen Altar hineinmauern

lassen, den man jetzt weggerissen hat. Aber die ganze untere Hälfte des Werkes existirt nicht mehr. Man schreibt diese Fresken dem Pinturicchio zu, aber so wenig ich mir anmaße, in diesen heikeln Fragen ein bestimmendes Urtheil abgeben zu können, mir sind sie eher wie von Perugino selbst oder von Lo Spagna vorgekommen. Jedenfalls sind sie von einem Meister ersten Rangs, dem Verfall ziemlich preisgegeben, an einem allzu schwer zu erreichenden Fleck Italiens, und es wäre darum zu wünschen, daß eine deutsche Regierung einen Künstler beauftragte, sie in derselben Größe zu copiren. Wir würden unsere Museen um ein paar Schätze ersten Rangs bereichern.

In Orvieto ist noch ein Werk ganz anderer Art, das man beinahe unter die Weltwunder einreihen möchte. Durch den ganzen Berg bis zum Grundwasser des Paglia-Thales haben die kühnen Männer alter Zeiten einen Schacht von fünfzehn Meter Durchmesser gehauen und einen kolossalen Thurm aus der Tiefe herausgebaut. Dieser Thurm, dessen Mauern mindestens vier Fuß Dicke haben, trennt die Treppen von dem innern Raume des Brunnens. Diese Treppen sind so angelegt, daß die eine bis zum Wasser hinab, die andere von dort herauf führt, ohne daß sich die Steigenden begegnen. Zweihundertsechsundvierzig lange etwas schräge Stufen führen ab und auf, und die Treppenräume sind so breit, daß ein Lastthier mit Wasserbutten auf dem Rücken sich darin bewegen kann. So stiegen die Thiere auf der einen Seite hinab, unten führt eine Brücke über die Wasserfläche, die sie überschritten, um an der andern Seite wieder hinaufzusteigen. Sechsundsechzig große Fenster beleuchten diese Treppen vom Innern des Brunnens her. Dieses ganze Werk ist wieder so groß-

artig, daß man sich die Erbauer als gewaltige Männer vorstellen muß.

Gegenüber dem Dom steht ein großer Palast, der dem Grafen Faina gehört. Im oberen Stockwerk hat dieser Kunstfreund eine Reihe von Zimmern mit einem bräunlichen Ton, und mit Verzierungen, die den etrurischen Vasen entnommen sind, ausmalen lassen. In diesen Räumen ist eine sehr werthvolle Sammlung von Münzen, Geräthen und Vasen aufgestellt, viele Exemplare von ganz seltener Pracht und Größe, ägyptische, römische und etruskische Vasen. Das letzte Zimmer dieser Flucht ist von dem Grafen in sehr poetischer Weise dem Andenken seiner edlen Mutter geweiht. Diese war eine echt zünftige Malerin, die einen großen Theil ihres Lebens in den Gallerien Italiens zugebracht hat, um Copien zu machen. Eine Anzahl dieser Malereien, ein Porträt der Tochter, über dessen Ausführung die Gräfin gestorben ist, und manche andere Arbeit von ihrer Hand sind dort aufgestellt. Das Malerfenster ist noch erhalten, und so weilt man einen Augenblick in dem stillen Raume, wo eine geistige Natur unmittelbar gegenüber der goldenen Façade Umgang mit der Muse gepflogen hat. Der Vater Pontane hat mir viel von dieser edlen, geistreichen Dame erzählt. Er war ihr Lehrer und langjähriger Freund. Er hat auch einen Orvietaner so ausgebildet, daß ihn Seitz jetzt mit nach Croatien genommen hat als Gehülfen bei der Ausmalung einer großen Kirche für Stroßmayer.

Alle Reste alter Kunst, die Orvieto birgt, sind in schlechtem Stand, und werden von dem, was die großen Städte enthalten, so weit überboten, daß man sich um ihretwillen nicht aufzuhalten braucht. Andrerseits hat dieser

Ort wieder die Eigenschaft so vieler italienischen Städte, daß man, wenn er ganz allein übrig geblieben wäre, sich die ganze Kunstgeschichte dieses classischen Landes aus seinen Denkmälern construiren könnte. Dieß würde einem in Betreff der deutschen Kunst in Städten wie Halberstadt, Naumburg, Bayreuth und andern, die ungefähr den gleichen Rang in Deutschland einnehmen, etwas schwer werden.

Todi.

„Signor Cárlo, volete venire?“ so ward mir eines Abends vom Nebentische, an dem der Wirth mit einigen Herren speiste, zugerufen. Wohin? fragte ich. Nach Todi, hieß es. Es wird dort ein neues Theater eingeweiht. Die Stadt hat eine wunderschöne Lage am Tiber, ähnlich wie Orvieto auf isolirtem hohem Berge, und ist nur dreißig Miglien entfernt. Wir nehmen den großen Wagen, vier Pferde, und in fünf Stunden sind wir drüben. Ich bin selbst von der Partie, sagte der Freund und Geschäftsführer des Wirthes. Eine Dame fährt mit uns und Ihre beiden Freunde. Nur müssen Sie sich entschließen, um drei Uhr aufzubrechen. Ich erklärte mich bereit, diesen Ausflug mitzumachen. Gegen neun Uhr Abends, wo ich von der Piazza heimkehrte, erhob sich zum erstenmal seit vielen Wochen ein starker Wind, und Wolkenmassen ballten sich am Horizont zusammen. Die großen Gewitter, die im September eintreten und den Uebergang aus der Zeit trockener Sommerhitze in eine kühlere, frischere Station einleiten, mußten nahe bevorstehen. Ich theilte deßhalb mein Bedenken mit, ob es unter diesen ungünstigen Vor-

zeichen rathsam wäre, einen solchen Ausflug zu machen. Ohne weiteres, erwiederte mir der Amico, können Sie es wagen. Es kann in dieser Jahreszeit noch kein großer Regen eintreten, das ist noch nie geschehen und ganz unmöglich bei uns. Ich traute zwar mehr meinen Sinnen als diesen beruhigenden Versicherungen, trat aber doch nicht zurück, mich reizte eine so eigenthümliche Unternehmung zu sehr. Um drei Uhr Morgens stand ich reisefertig am Thor. Ein kleiner alter Wagen mit zerbrochenen Fensterscheiben stand auf der Straße. Zwei magere alte Pferde waren vorgespannt. Wohl saß eine Dame im Fond, aber trotzdem dachte ich, es müsse zufällig auch ein anderer Wagen in irgend welcher Richtung abfahren, wir hatten ja den großen Wagen mit vier Pferden zu erwarten. Aber meine beiden Freunde kamen, in leichten Sommerkleidern ohne Ueberröcke, und erklärten mir auf meine Frage achselzuckend, dieß sei doch wohl unser Wagen, denn die Dame sei die betreffende. Kurz darauf kam der Kutscher, und überbrachte uns einen Gruß vom Amico, er sei unwohl geworden und könne leider nicht mit uns fahren. Im ersten Zorn über all' dieses Gaukelwerk wollte ich mich zurückziehen, aber die Rücksicht für meine Freunde, die sich sehr auf meine Gesellschaft freuten, überwand ich meinen Zorn und stieg in Gottes Namen ein. Vor dem Thore gewahrten wir riesige schwarze Wolkenthürme an der Wetterseite, aus denen in kurzen Zwischenräumen Blitze zuckten. Während wir in das Pagliathal hinab und jenseits die Höhen wieder hinauffuhren, zogen diese drohenden Gebilde rasch näher und einzelne heftige Windstöße kündeten nur zu deutlich an, was uns bevorstand. Wir fuhren auf dem erklommenen Hochlande durch unabsehbare Oeden dahin.

Bald war der ganze Zenith umdunkelt und die Dame, deren Züge man nun bei vorrückendem Tageslichte erkennen konnte, sah bei jedem fernen Donnerschlage besorgter aus dem Wagenfenster zurück. Endlich gewahrten wir bei einer großen Biegung einen eilig nachjagenden leichten offenen Wagen mit zwei jungen Damen. Dieß waren die Töchter unserer Gefährtin, geführt vom jungen Gatten der einen, der in Todi wohnte. Gerade als dieses leichte Fuhrwerk uns erreicht hatte, erhob sich ein ganz gewaltiger Sturm und die ersten schweren Regentropfen fielen auf die Straße. Die jungen Damen wurden nun rasch in unsern Wagen aufgenommen, der Gatte hüllte sich in seinen großen Mantel, und jagte davon, die nächste Ortschaft zu erreichen. Wir drei Herren mußten uns nun auf dem Rücksitze unseres schlechten Fuhrwerkes zusammenpressen und die drei Damen nahmen den Fond ein. Zwei heitere, jugendliche, wunderschöne Wesen waren es übrigens, die uns diese schwere Uebung der Galanterie auferlegten. Aber es blieb nicht mehr viel Raum für Heiterkeit und Frohsinn, denn in der furchtbarsten Weise entlud sich nun bald das Unwetter. In erschreckender Nähe fuhren die Blitze um uns her in das Erdreich, gellende Donnerschläge betäubten unser Ohr und Ströme von Regen, gepeitscht vom entfesselten Sturmwind, hüllten uns ein. Das Wasser drang sofort mit Ungestüm von allen Seiten in unsern undichten Wagen. Mein Ueberrock, das einzige derartige Schutzmittel ward über die den Regenströmen ganz preisgegebene Mutter ausgebreitet, die dabei vor Furcht und Beklemmung fortwährend in halber Ohnmacht war, bleich wie der Tod. So fuhren wir stumm und geängstet von dem Getöse durch das einsame Hochland, bald Alle durch und durch naß,

bis wir endlich eine einsame Osterie erreichten. Hier wurde in zwei getrennten Räumen Feuer gemacht, und wir brachten mehrere Stunden damit zu, uns wieder zu trocknen.

Alles, was man uns in diesem verwahrlosten Hause zu essen und zu trinken bieten konnte, war so schlecht, daß es kaum möglich war, es über die Lippen zu bringen, und wenn wir nach etwas fragten, etwa Kaffee, oder Liqueur, hieß es immer, der Vorrath sei gerade ausgegangen.

Endlich war das Gewitter vorüber, und wir konnten das schmutzige, ungastliche Haus räumen. Die jungen Damen blieben bei ihrer Mutter, während ich zu dem Gatten auf die Carette stieg.

Bald sahen wir in weiter Ferne Perugia an seine Berge gelehnt. Dann kam Todi hervor, auch einen Inselberg krönend wie Orvieto, nur nicht so imposant und schroff. Am Fuße der malerischen Stadt das Tiberthal. Wir waren der Stadt, als wir sie zuerst erblickten, ganz nahe und fuhren nun auf den langen Zickzackwegen erst hinab, dann drüben hinauf noch zwei volle Stunden im Trabe. Dicht unter dem Berge fuhren wir über eine lange Tiberbrücke. Um Mittag kamen wir in Todi an. Wir waren, statt dreißig Miglien im Vierspänner in fünf Stunden zu machen, wie uns in Orvieto gesagt worden war, sieben Stunden in schlechten Wagen unterwegs gewesen, um siebenunddreißig Miglien zurückzulegen. Sei nur vertrauensvoll, deiner Natur gemäß, es nützt dir hier doch nichts, wenn du auch zweifelst. Zuverlässigkeit gibt es eben absolut nicht unter diesem blauen Himmel. Und blau wäre doch die Farbe der Treue.

Mit jedem Schritte, den wir bergan gemacht hatten, waren neue Schönheiten der Umgebung hervorgetreten,

und oben entfaltete sich die Rundsicht in ihrer ganzen Pracht. Unter den schöngeformten Höhen, über die wir am Morgen geschwommen waren, schlängelte sich der Tiberstrom durch waldige Thalgründe, Rom und dem Meere zu. Weiter gen Osten fielen die schroffen Abhänge der hohen Berge von Terni in blühende Thalgründe, und gen Norden breitete sich jenseit der nahen malerischen Hügelländer, auf denen Todi's guter Wein wächst, eine mächtige Ebene aus, an deren Gränze die blauen Berge von Perugia und Assisi aufstiegen. Die beiden Städte leuchteten wie das Haar der Berenice im Azur. Und mit welchen besonderen Gefühlen der Zuneigung und des Verlangens blickt das Auge hinüber zu diesen Wiegen der Schönheit!

Vor dem Thore breitet sich ein großer horizontaler Platz aus, der durch Steingeländer vom Abhang getrennt ist. Hier war bei unserer Ankunft großer Viehmarkt. Dasselbe Leben wie in Orvieto, dießmal aber hoch auf dem Berge, mit weiten Horizonten, gab ein herrliches Bild.

Wir wandten uns dem Quartier zu, das uns gastlich aufnehmen sollte, dem Haus eines Freundes meiner Reisegefährten, der jetzt in den Seebädern weilte. Dieses Haus gehört zu einer Kategorie ganz herrlicher Wohnungen, deren sich Italiener in den Bergstädten freuen. Wenn sie die Thüren des Hauses hinter sich geschlossen haben, ist die Stadt mit ihrem Elend, Schmutz und Gewirre vergessen. Fenster und Terrassen ragen über die Abgründe und Abhänge hinaus, der Blick ruht auf der großen weiten Natur. Ich beschreibe den Blick aus meinem Fenster. Zur Rechten erhob sich auf großartigen Unterbauten der bischöfliche Palast, ein Muster reinen großen Styls aus bester Zeit. Oben am blauen Himmel schwebte eine Loggie.

Vor dem Palast war der Garten, gefüllt mit hochragenden Lorbeerbäumen. Aus den Fugen der alten Mauer, die den Garten einfaßte, wuchs etwa zwei Fuß unter dem Gesims eine Reihe von mehr als zwanzig kleinen Lorbeerbäumen hervor, wie anderswo das Gras — ein seltener und schöner Anblick! Unmittelbar unter meinem Fenster lehnte sich nun an jene große Mauer der Garten unseres Hausbesitzers. Stufen von rothem ungeschliffenen Marmor trennten einen oberen Theil von dem größeren unteren. Auf diesem oberen Theil war der Fußboden in Mosaik, ein geschmackvolles Florentiner Muster. Ein großer Marmortisch stand in der Mitte, von eisernen Gartenstühlen umgeben, rechts an der Mauer ruhte auf schlanken Stäben ein dichtes Dach von Canna, um jungen Pflänzchen Schutz vor dem Sonnenbrand zu gewähren. Daneben stand ein Granatbaum in voller Blüthe. Links war der Platz abgeschlossen durch ein kleines, in feinem Renaissancestyl aufgebautes Gartenhaus aus rothen und gelben Ziegeln mit weißen Marmorsimsen. Die Pilaster, die auf dem flachen Dach als Geländerglieder endeten, waren abwechselnd mit einer Vase und mit einer Büste gekrönt. In den Vasen standen Aloëstauden, die Büsten in weißem Marmor stellten die vier Jahreszeiten dar. Im tieferen größeren Garten war in der Mitte ein Springbrunnen mit einer Bronzefigur; längs des Abgrundes zog sich ein dichter Weingang, und große Oleanderbüsche wetteiferten mit Rosen im Glanz der Farbe. Hier war auch viel weißer Oleander, der sehr schön aussieht. Und rechts und links und unter diesem Garten tauchten immer wieder neue ähnliche auf, so daß der ganze Abhang geschmückt war. Drüber hinaus blitzte im Thal der Tiber. Jenseits entfaltete sich der Theil des

obenerwähnten Panorama's der gen Rom hin liegt. Ein solcher Anblick kann wohl das Herz erfreuen, und zwar in ganz fremdartiger, echt italischer Weise. Aber wie vieles enthält auch ein solcher minder hervorragender, abgelegener Ort, um den höchsten Ansprüchen des Reisenden gerecht zu werden! Das ist der Zauber Italiens.

Ein hoch über dem kühnen Treppenaufbau aufragender Dom mit schlankem Thurm, alles in edeln Verhältnissen, steigt an der einen Seite der großen Piazza auf. Eben so großartig und schön sind die mittelalterlichen Paläste an den andern Seiten des Platzes, mit mächtiger Freitreppe, schönen Bogen, zierlichen Fenstern; dazu kommt aber außerhalb der Stadt, tiefer als der höchste Theil derselben, auf einem weiten Platz im Oelgartenland ein riesiger Marmorbau, den man in diesen Ländern mit stolzem Gefühle dem Bramante zuschreibt. In Wirklichkeit verdanken wir diesen Bau einer Reihe anderer Baumeister, deren Klang dem Kenner ein fast eben so guter ist. Man traut seinen Augen nicht, wenn man im freundlichen Gartenland außerhalb der Thore eines Städtchens einen so riesigen Prachtbau sich erheben sieht. Uebrigens ist gerade die Wirkung dieser Lage eine besonders schöne. Ist es einestheils ergreifend, so hohe vornehme Schönheit in größter Naivetät aufs Land verbannt zu sehen, so nimmt dieser hochaufragende helle Kuppelbau andrerseits die vom Dom abfallenden Linien alter ehrwürdiger Römermauern in malerischer Weise auf, und ragt dann an der Außenseite hoch über den Gründen in die freie Luft. Es ist ganz herrlich, eine große Reise werth. Aber auch weiter hinaus gestaltet sich das Kloster dei Risormati del Monte Santo zu einem italischen Bild erster Ordnung. Hoch

auf breitrückigem Hügel steht es da, halb ein uralter Bau mit großen dunkeln Bogen, halb aus der feinen Renaissancezeit, mit langen Dächern, feinem Campanile und reichbewachsenen Mauerterrassen. Die langen Linien sind überall durchschnitten und überragt von einer großen Zahl alter schöner Pinien, und im Vordergrunde stehen Cypressen in langen Reihen längs der Straße, dahinter die blauen Berge — ein großes reiches Bild!

Todi hat ferner bedeutende Werke von Lo Spagna, große Tafeln, schön erhalten. Das größte und schönste haben die Bürger jetzt als Hauptstück einer kleinen Pinakothek im Stadthaus aufgestellt, um ihre Ehrfurcht vor der Größe vergangener Jahrhunderte zu bekunden. Dante hat in Todi Zuflucht bei einem kleinen Bürger gefunden, Ariost hat dem vornehmen Geschlechte der Atti in ihrem wundervollen Palast einen feierlichen Besuch abgestattet. Dieß ist der edle Hintergrund, auf dem sich das neue Leben einer solchen kleinen Municipalität zu gestalten sucht. Einstweilen fassen sie es, wie eine große Menge kleiner italienischer Städte, am verkehrten Zipfel an. Sie haben sich, wie die Orvietaner und so viele andere, ein Theater erbaut, das in jeder großen Stadt Figur machen würde. Leute, die nicht aus und ein wissen, um sich Quellen für das neue Leben zu eröffnen, finden viele hunderttausend Lire um ein Theater zu bauen. Diese Unternehmen sind um so sinnloser, als es nachher vollständig an Mitteln fehlt, Aufführungen zu bewerkstelligen. Ueber vier Jahre hat das Theater in Orvieto ganz geschlossen gestanden, bis es sich neulich zuerst geöffnet hat für — ein Dilettantenconcert. Und so wird es weiter gehen. Auch Todi hört so leicht keine Oper wieder, wie wir sie dort gehört

haben. In einer Stadt — ich glaube sie heißt Coja — wo das Theater 400,000 Lire gekostet hat, nahm der Director, der es gewagt hatte, dort eine Reihe von Aufführungen einzuleiten, am zweiten Abend 9 Lire netto ein, und reiste schleunigst ab auf Nimmerwiedersehen. Ist es somit nicht ein unbesonnener Act schnöder Eitelkeit sich ein solches Haus zu bauen? Sie nennen das einen Beweis ihrer unveränderten Liebe zur Kunst!

Der Anblick des Theaters, das wirklich prächtig ist und funkelnagelneu, schön beleuchtet, sich aufthat, war um so überraschender, als die Bewohner Todi's sich einen außerordentlich schönen Vorhang von einem jungen Künstler Perugia's hatten malen lassen. Der Gegenstand kann nicht glücklicher gewählt werden. Graf und Gräfin dei Atti schreiten Arm in Arm aus dem Thor ihres Palastes, umgeben von Pagen, Edeln und Dienerschaft, die Embleme der Würde tragend, dem Arioſt entgegen, der mit hohen Reiterstiefeln eben vom Pferde steigt, um sie zu begrüßen. Die Stadtverordneten im Ornat haben sich zu dieser Festlichkeit eingefunden, Begleiter des Dichters und Herren der Stadt wechseln Grüße, das Volk steht bewundernd da. Ueber die Brüstung der hohen Terrasse hinaus sieht man die duftigen Berge. Dieses gewaltige Gemälde ist schön componirt, streng gezeichnet, außerordentlich echt und geschmackvoll in den Costümen und voll schöner Porträte. Einzelne Gestalten sind bewunderungswürdig schön. Die Italiener sind für die monumentale Kunst angelegt, und würden, nun die akademische Pedanterie überwunden ist und der Rückeinfluß Frankreichs und Deutschlands sich vollzogen hat, bald großes leisten, wenn sie Gelegenheit dazu hätten. Für Staffelei-Bilder neuer Art sind sie gar nicht

disponirt. Sie thun sich Gewalt an, um solche zu Tage zu fördern, um des lieben Brodes willen. Ach, und wir Deutschen ganz allein, die wir einen Cornelius gehabt haben, einen großen Propheten — wir sind es, die Europa diese Gewalt anthun aus Mangel an Treue, aus Hochmuth, Gewinnsucht und Mangel am Willen, die großen ernsten Studien fürder zu machen. Italien seufzt geradezu unter dieser modernen Nothwendigkeit. Ein wohlgetroffener Esel mit allen Haarzipfeln, eine Gruppe Arbeiter, die essen, oder trinken, oder raufen — kurz alles, was mit „ein" gesagt wird, ist den hiesigen Menschen gar nicht interessant, nicht einmal im Leben; sie wollen noch heute den Dante, den Can Grande, den Romeo, die Julia, die Medea u. s. w.

Höchst auffallend war mir beim Ueberblicken der Gesellschaft, daß in den Logen des ersten Ranges fast nur sehr bescheidene Menschen von echt bürgerlichem Habitus saßen. Todi hat eben gar keinen zahlreichen Kreis höherer Stände. Dieß erinnerte an die Krähe mit Pfauenfedern. Verdi's „Maskenball" wurde von tüchtigen Musikern und Sängern vortrefflich aufgeführt. Die Costüme waren echt und reich. Der Tenor war erkrankt, der Abend wurde deßhalb eine Akademie genannt; einige Flötensoli eines greisen Cavaliere, der hier berühmt ist, wegen seines Spiels und nur als Liebhaber auftrat, wurden eingeschoben und die Scenen mit Tenor ausgelassen. Den alten vornehmen Herrn empfing das Publicum mit einem solchen Ausbruch von Beifall, daß es eine Freude war, dieser Scene beizuwohnen. Und ein Bariton sang! Ein volles großes italienisches Instrument, ohne alle Eitelkeit und Gefallsucht, ein ernster, fleißiger Musiker und Schauspieler;

dazu diese langen köstlichen Arien, diese Duette und andere Nummern! Es war ein Hochgenuß. Als er einmal eine lange Arie sang, so recht mit seiner schönen Melodie das Volk emportragend auf mächtigen Schwingen (es war gerade die Zeit von Bayreuth gewesen), kam mir die Frage in den Sinn: Wenn dieser Mann mit seiner großen herrlichen Stimme, seiner guten Schule, in einer Pause dort im mystischen Saale plötzlich aufgetreten wäre und diese Arie gesungen hätte, was wäre wohl dem Wagnerpublicum geschehen? Und das war kein weltberühmter Mann der großen Opern von Mailand und London. In der großen italienischen Monatsschrift „Nuova Antologia di scienze, lettere ed arti“ stand ein Bericht aus Bayreuth von Enrico Panzacchi, in dem es hieß: „Wenn einmal ein wenig Melodie oder wirklich rhythmische Bewegung durch die Luftlöcher der unversöhnlichen Melopöie drang, hätte man sagen mögen, daß durch den Saal unvermuthet ein frischer Windzug ging, um jene erstickende Atmosphäre zu erneuern. Wie sehnte man sich nach der Tröstung eines Vocalaccords und nach der Abkühlung eines Unisono; mit welcher Ungeduld, in der Hitze eines duo d'amore, verlangte man danach, daß die beiden Stimmen sich vereinigten, wie die beiden Seelen!“ Dieser Berichterstatter spricht viel und geistvoll über den Drang Wagners, der Welt Gewalt anzuthun, und über alles, was sich in diesem geheimnißvollen Charakter vereinigt, um seine Künstlerwürde zu schädigen. Die mit so vielen gewaltsamen Mitteln großgezogene Welt seiner Bewunderer bezeichnet er mit „mormonismo musicale, una compagnia vera e propria di iniziati,“ die der neuen Wagner-Musik anhängen, wie einem philosophischen System oder einer religiösen

Disciplin. Wer weiß übrigens, ob das alles so weit gekommen wäre, wenn nicht zu Gunsten des Neuerers der große Rattenfänger mit einer den Deutschen unbekannten Leidenschaft in unseren Gauen gehaust hätte?

Als das Theater zu Ende war, tönte es in der hellen Mondnacht durch die Straßen tausendstimmig nach, straßenauf straßenab, treppauf treppab, nah und fern, in den Zimmern, den Gaststuben, Text und Melodie! Es war wunderbar zu hören in der kleinen Stadt.

Todi hat keine Hülfsquellen und keine Aussichten, der Bewohner ist contadino, fristet sein Dasein und treibt einigen Handel mit Gegenständen des Ackerbaues und der Viehzucht. So sieht man ungewöhnlich große, dunkelfarbige Esel, mit denen sie ausgezeichnete Maulthiere züchten. Von Neapel kommen die Händler in Menge um diese Thiere zu kaufen. Der Wein ähnelt dem von Orvieto und ist vorzüglich, wird aber so weggetrunken. Zwischen den Eisenbahnen sind sie stecken geblieben und werden am Ende noch so zurückkommen, daß sie alle in ihrem herrlichen Theater wohnen können. Inzwischen wird dieses so ziemlich leer stehen.

Die Rückfahrt nach Orvieto ging ohne Katastrophe vor sich. Wir wurden wieder über all die Höhen im Zickzack geschleppt, während der klar gewiesene Weg für die Straße nach Orvieto durch das Tiberthal ginge. Das Wagenfenster, das uns am Morgen fehlte, war gemacht worden, zerbrach aber wieder, als der Kutscher bei eintretender Abendkühle das Fenster mit Gewalt schließen wollte. Aber eine solche Abendkühle hat nicht viel auf sich. Um zehn Uhr Nachts kamen wir mit den müden alten Gäulen unbeschädigt wieder auf dem Felsen an.

Am Bolsener See.

Nach Verlauf eines vollen Monats nahm ich Abschied von den vielen Menschen, die mich auf das freundschaftlichste in ihren Kreis gezogen hatten, und bestieg vor Tagesanbruch den Wagen, der die Post nach Aquapendente bringt. Der zweite Passagier war ein junger Mann von vornehmer militärischer Haltung. Mit Tagesanbruch erreichten wir die Höhen jenseit Orvieto's gegen den Bolsener See zu. Die weiten Thäler um die Stadt her waren in eine dichte Nebelschicht gehüllt, auf die wir wie an einem Morgen in den Alpen niederschauten. Orvieto stand auf seiner Felseninsel in diesem Meere. Ich kam bald in ein lebhaftes Gespräch mit meinem Reisegefährten und erfuhr, daß er ein junger Graf war, der auf seine Besitzung hinausfuhr. Nicht eine Stunde war verstrichen, so hatte er mich schon auf das liebenswürdigste eingeladen, ihn in seinem Casino zu besuchen; ja, er schlug mir vor, mich sofort mit hinauszunehmen, und mir dann einen Wagen zu geben, um meinen Ausflug an den Bolsener See zu machen. Dieß lehnte ich ab, und wir kamen überein, daß der Graf mich Abends in S. Lorenzo abholen werde. Bei

S. Lorenzo, das hoch über dem See liegt, mündet die Straße von Orvieto ein in die alte große Courierstraße, die über Siena nach Rom führt. Sie kommt den Berg hinunter über Radicofano, Aquapendente, S. Lorenzo, geht hier an die Ufer des Sees hinab und folgt diesen über Bolsena bis Montefiascone. Von dort geht sie über Roncilione nach Rom. Einige Bedeutung hat diese Straße in dem bezeichneten Theile behalten wegen der Transporte des berühmten vino di Orvieto. In Monte Fiascone und Roncilione bleiben diese Fuhren den heißen Tag über liegen und gelangen in drei Nächten von Aquapendente nach Rom, wo der Consum ein außerordentlicher ist. Ich folgte der Straße von S. Lorenzo aus und kam nach dreistündigem Marsch in Bolsena an. Ernst und finster liegt der kleine Ort in der eben so ernsten Umgebung. Kummer und Mitleid erregend ist die Wanderung durch das Städtchen, wo die pompösen Straßennamen Corso Cavour und Corso Vittore Emanuele noch ganz anders als in Orvieto wie zum Hohn angeschlagen sind. In allen diesen kleinen Orten sollen die hingeschriebenen Namen wohl nur ein künftiges Glück bedeuten. Für jetzt sind sie unter dem Druck der übergroßen Steuerlast auf das äußerste heruntergebracht, so daß das Elend in seiner ganzen Nacktheit einen angrinst. Ein vollkommen trostloses Gefühl erregt dieser Anblick, denn die Bevölkerungen sind zu träge, zu muthlos, vielleicht auch schon zu arm, um noch irgend etwas für ihren Aufschwung unternehmen zu können, blicken krank und starr ins Finstere, denken an die Zeit der Priesterherrschaft zurück, wie ein goldenes Zeitalter, und erwarten alles von der Regierung. Halbgötter könnten das nicht leisten, was hier von der Regierung erhofft und erwartet wird.

Es war in der ganzen Stadt kein Local, in das einzutreten mir auch nur möglich erschienen wäre, wenn es sich nicht etwa darum gehandelt hätte, einem Unglücklichen beizustehen. Ich war aber am hohen Mittag noch nüchtern und vor Hunger förmlich gepeinigt. Trostlos wandte ich am jenseitigen Thore wieder um, in der Absicht mir ein Brod zu kaufen und im Walde bei einer Quelle meine Mahlzeit zu halten. Da sah ich in einem reinlichen Stübchen eine gutgekleidete alte Frau. Ich trat heran und klagte ihr meine Noth. Es war die Frau eines Apothekers. Sie war sofort bei der Hand, mir ein Mahl zu bereiten. Ich nahm einstweilen einen kleinen Imbiß und ging dann in die Kirche. Aus dem hellen Schiff der eigentlichen Kirche wird man, nachdem der Führer eine Kerze angezündet hat in einen dunkeln, gruftähnlichen Raum geführt und findet dort wunderschöne Werke von Luca della Robbia, eine kleinere Tafel hinter dem uralten Altar, der das Wunder von Bolsena einschließt, und einen ganz großen Altar mit allen den Früchten, Engelsköpfchen, fliegenden Engeln, ausdrucksvollen biblischen Figuren, die dieser Meister in so feiner Umrahmung darzustellen wußte. Diese Majolica-Arbeiten sind zwar dem Einflusse der Feuchtigkeit gar nicht ausgesetzt, und die kleinere Tafel, die zur Ausschmückung der Wunderstätte dient, dürfte auch nicht weggenommen werden. Aber der große Altar, der vollkommen zwecklos in einem dunkeln Raum in einer jetzt selten besuchten Stadt steht und von der größten Schönheit ist, sollte nach Rom transportirt und dem Museum einverleibt werden. Es sind sehr hohe Angebote auf dieses Werk von Engländern gemacht, aber nicht angenommen worden. Von der Kirche ging ich an das Ufer des Sees, den ein frischer

Wind leicht bewegte, und nahm ein Bad. Herrliche Augenblicke nach so langer, im Sommer so empfindlicher Entbehrung in den blauen Fluthen eines großen Sees sich zu tummeln. Als ich zu meiner Alten zurückkehrte, fand ich auf einem kleinen runden Tisch ein gut zubereitetes Mahl, eine Flasche vortrefflichen Monte Fiascone und auf dem Nebentisch einen Teller voll schöner Früchte. Während ich mir es schmecken ließ, erzählte mir die Frau mit einem Zuge tiefer Schwermuth, daß sie nicht hier geboren sei, und nun das Unglück habe, schon 25 Jahre in diesem Neste zu leben. Ihr Mann habe einmal die Apotheke errichtet und könne sie nun nicht wieder los werden. Das Volk sei bei seinem Elend so bösartig und schlecht, daß sie jahraus jahrein nicht von ihrem Hause weggehe, außer über den Platz in die nahe gelegene Kirche.

Man ist hier in einem Theil Italiens, der verrufen ist wegen des wilden und bösen Volkes, wie er ja auch einer der gefürchtetsten wegen der Räuber war. Ich selbst bin vor vierundzwanzig Jahren einmal mit dem römischen Courier hier durchgefahren unter Escorte von vier Dragonern, während zugleich die ganze Straße von berittenen Patrouillen besetzt war. Uebrigens hatte sich auch gerade die Unterhaltung mit dem jungen Herrn am Morgen zum großen Theil um diesen Punkt gedreht. Das Land ist noch heute weit entfernt, sicher zu sein. Vor zwei Jahren wurde ein Graf Faina von Räubern erschlagen, und seitdem ein reicher Besitzer der Gegend fortgeschleppt und erst gegen dreißigtausend Scudi ausgelöst. In dieser Gegend hört man noch sehr viel nach Scudi rechnen. In Castel Giorgio ist wegen der zunehmenden Unsicherheit eine Brigata, das heißt ein Posten Carabinieri aufgestellt. Seitdem

hört eine kleinere Art Räuberei wieder auf, die darin bestand, daß nächtlicher Weile Pferde und Rinder gewaltsam aus Ställen geraubt wurden. Die Gefahr der großen besteht noch fort. Aber merkwürdigerweise scheint diese Räuberei einen durchaus socialistischen Charakter zu haben, wie in Sicilien. Es ist ein Krieg gegen das Vermögen. Die Räuber führen eine Liste derjenigen Besitzer ihrer Gegend, die viel haben und wenig für das Volk thun. Sie haben in den umliegenden Städten, als Viterbo, Orvieto, Aquapendente ihre Spione, und suchen von Zeit zu Zeit einen solchen Besitzer zu erwischen, um das Lösegeld einzunehmen. Nachdem sie auf diese Weise wieder zu einem guten Stück Geld gelangt sind, ist für lange Zeit Ruhe. Ein sehr gefürchteter Räuber, dessen Name in aller Mund ist, den auch schon viele gesehen haben, treibt unmittelbar in diesen Wäldern sein Wesen. Ihm beizukommen ist außerordentlich schwer, weil kein Contadino den Mund aufthut, und zwar nicht nur aus Furcht vor seiner Rache, sondern weil sie mit ihm unter einer Decke stecken. Fast komischerweise benutzen die Contadini diese Räubergefahr auch, um ihre eigenen Betrügereien treiben zu können. Wenn nämlich die großen Viehmärkte von Viterbo sind, dann verbreiten sie, wie sie nur können, das Gerücht, daß wieder Räuber in der Nähe seien, um dadurch die Besitzer abzuhalten, auf ihre Güter zu kommen. Dann verkaufen sie eine Masse herrschaftliches Vieh für ihren eigenen Beutel. In der That sind hier viele Besitzthümer, deren Herr sich nie hinausgewagt, andere wieder umhüllen ihre Bewegungen mit einer Heimlichkeit, wie Kaiser Nikolaus, kommen plötzlich mit der Eisenbahn an, fahren mitten am Tage heraus, weilen einige Stunden und kehren dann zurück. Man kann

sich vorstellen, wie es auf solchen Besitzthümern zugeht. Man nimmt es hier mit der persönlichen Freiheit so genau, daß man nur solche verhaften will, die man auf der That ergreift. Einmal hat man aber doch eine Ausnahme gemacht. Es hatte sich eine höchst gefährliche Bande gebildet, die ihren Sitz in Bologna hatte und ihr Unwesen vollständig organisirt über ganz Italien, von Neapel bis Genua und Turin, trieb. Alle Welt kennt diese gefährlichen Männer. Da hat man sie auf einen Schlag verhaftet und in die Gefängnisse Italiens vertheilt, so daß man überall bezahlte Gefangene mit ihnen zusammen that, die sie geschickt ausforschten. Am hartnäckigsten war das Haupt dieser Bande. Man suchte einen sehr listigen Menschen aus und that diesen mit ihm zusammen. Dieser wußte sich erst der Freundschaft des Räubers zu versichern. Dann fing er an, heimliche Gespräche mit dem Wärter zu wechseln. Dieser steckte ihm Billete zu, und empfing solche wieder von ihm. Als der Räuber dieß eine Zeit lang mit angesehen hatte, überwältigte ihn die Neugierde. Sein Genosse vertraute ihm nach langem Zögern, daß der Wächter bestochen sei, um seine Befreiung einzuleiten, und betheuerte ihm, daß es für ihn auch ein Leichtes sein würde, sich mit den Seinigen in Verbindung zu setzen. Endlich ging der Räuber in die Falle, und nachdem er einen Brief hinausgeschrieben hatte, wurde in Bologna ein Riesenproceß gegen die ganze Gesellschaft eingeleitet, der unter den Juristen berühmt geworden ist.

Die Gegenden um Bolsena sind für das Räuberwesen sehr günstig, weil sich die Straße lange Zeit durch einen Wald zieht, der in die flachen Maremmen hinab sich in das Unendliche forterstreckt. Uebrigens gehören diese Theile

auch schon zur Maremme und heißen die hügelige Maremme. Der Postwagen und alles Privatfuhrwerk, mit der oben genannten Ausnahme, wird indeß seit vielen, vielen Jahren nicht mehr belästigt. Ein Beamter fährt viermal des Jahrs mit 80,000 Lire Steuergeldern von Aquapendente nach Orvieto, ohne jemals angehalten zu werden.

Als ich mein Mahl eingenommen hatte, schickte ich mich zum Rückweg an. Ich hatte auf dem Hinwege bemerkt, daß die Straße von S. Lorenzo nach Bolsena einen großen Bogen macht und verhältnißmäßig unschöne Gegenden durchzieht, während sich auf der geraden Linie große alte Wälder auf mannigfachen Bergabhängen ausbreiteten. Einen Augenblick kam mir der Räubergrusel, dann aber nahm ich mir ein Herz und schritt darauf los, um auf diese Weise einen außerordentlich schönen Weg zu machen. Gleich hinter dem Ort erhebt sich der Weg hoch über den See, und tritt, nachdem er durch reichbewachsene Vorländer gezogen ist, bald in den Wald. Dieser, ein alter Eichwald, ist zunächst wieder, wie in vielen Gegenden Italiens, höchstbefremdend für uns, und zwar auf Kosten des ächten Waldcharakters. Alles Unterholz und Buschwerk ist ausgerottet, nur die großen alten Bäume stehen, und der Boden ist mitten im Wald in langen Strecken mit Getreide bebaut, oder es wimmelt auf ihm von Heerden schwarzer Schweine. Man nennt das Schwein in diesen Gegenden animale nero, um das Wort Schwein zu vermeiden. Einer der bei Neapel ein weißes Schwein gesehen hatte, erzählte ganz erstaunt: er habe ein animale nero tutto bianco gesehen. Die Rückblicke aus diesen Waldbergen über die alten Eichen hinaus auf den See mit seinen

Bergen und Inseln waren außerordentlich großartig und schön. Tief im Walde begegnete ich einer „homerischen Gestalt.“ Ein riesengroßer Sauhirt, mit langen schneeweißen Haaren, tiefbrauner, durchfurchter Haut, feurigen schwarzen Augen, langem zottigen, gescheckten Bart, das Hemd über die Brust hinab weit offen, einen braunen Tuchfetzen über die Schulter gehängt, Beinschienen von weißem Ziegenfell vom Gürtel bis zu den Knöcheln herab, eine gewaltige Stange in der Hand, einen großen zottigen Hund zur Seite, trat mir aus einer engen Felsschlucht entgegen. Dieser antike Riese — denn gewiß sind sie vor zweitausend Jahren ebenso gekleidet gewesen — that dem kleinen modernen Zwerg auf das freundlichste Bescheid und wies mir den weitern Weg. Ich verstand ihn falsch, machte dadurch einen Umweg von anderthalb Stunden und gerieth in den dichten Urwald. Vorher traf ich noch einen schönen jungen Ochsenhirten, der mir zurief: ich solle meinen Malstock ausschnallen und in die Hand nehmen, weil ich auf große Hunde stoßen werde. Ich spürte keine Lust zu einem Gefecht mit diesen zottigen Rüden, und bat ihn, mich lieber zu begleiten. Er trieb seine Ochsen etwas zusammen und ging mit mir. Bald kamen wir an eine große tenuta. Auf der Freitreppe saß eine Menge wilder brauner Kerle, die Wein tranken. Diese pfiffen die weißen Hunde heran, welche knurrend und widerhaarig gehorchten, und luden mich auf das freundlichste ein, mit ihnen zu trinken. Ich schlug dieß dankbar aus und wurde von meinem Begleiter noch ein gutes Stück über die tenuta hinausgeführt. Solcher Art sind die Räuber, denen ich in diesen Wäldern begegnet bin. Man muß das Räuberwesen dieser Länder, so schlimm es ist, nicht auf eine Stufe

stellen mit der abgefeimten Dieberei großer Städte und anderer Gegenden. Es ist viel mittelalterliche Tradition darin und viel aufgehäufter Haß gegen die reichen Schwelger. Darum ist es um so schwerer auszurotten. Der lange Weg der Volkserziehung soll diese Arbeit verrichten. In diesen ganzen Gegenden, in der Stadt wie auf dem Lande, wird nie eine Thüre zugemacht. Es wird nichts aus Häusern und Zimmern gestohlen, der ächte Diebssinn scheint ein kranker Auswuchs raffinirter Cultur zu sein, die Räuberei eine Spitze mittelalterlichen Faustrechts.

Gleich hinter der tenuta wurde der Berg steiler und der Wald dicht. Die Brombeerstauden wurden so hoch, daß ich lange Strecken unter den Bogen herging, die ihre Zweige über den Pfad hin bildeten. Die Früchte waren so groß wie Maulbeeren und zuckersüß. Vieles Gebüsch war in Schlinggewächse ganz eingehüllt, und die Farrenkräuter ragten weit über Mannshöhe empor. Ich mußte oft unbequem klettern und mich durchhauen mit meinem großen Stock mit eiserner Spitze durch das Geschlinge verschiedener Art, aber es war auch ein seltener und lohnender Anblick, den ich dadurch gewann. Jenseit dieses Waldes gelangte ich auf einen höchst romantischen Felsensteig, der sich längs des oberen Bergabhangs gen S. Lorenzo zog, und auf dem man zwischen Steinen und Buschwerk auf- und abkletterte, gerade wie auf den Steigen in der Nähe der Hochalmen. Von allen Seiten streckten sich zu meinen Füßen lange dichtbewaldete Bergrücken gegen das Uferland. Weit über den See hinaus sah man noch ferne Höhenzüge in zarten Luftfarben.

Der Graf war richtig zur Stelle mit einem leichten Carretchen und einem Gebirgspferdchen davor. Wir fuhren

über die Hochebene von Aquapendente, aus der das Casino auf einer Anhöhe, gegen bewaldete Hügel gelehnt, hervorragt, und waren bald unter dem gastlichen Dache. Die Gräfin, Tochter einer Marchese aus Orvieto, eine blutjunge, hellblonde, wunderhübsche Frau, die man eher für eine Engländerin gehalten hätte, empfing mich auf das freundlichste und machte mich bekannt mit den anwesenden Gästen, einem dem Hause verschwägerten Präsidenten aus Rom mit seiner Familie und einem jungen Arzt aus der nahen Stadt. Um 7 Uhr war die cena, die also dem englischen Dinner entsprechen würde, wenn nicht das pranzo um Mittag eine eben so vollständige Mahlzeit wäre. Eine ganz vorzügliche Küche, ausgezeichnete Weine von den zugehörigen Weingärten selbst, heitere, scherzhafte, vollkommen unbefangene Unterhaltung wirkten höchst wohlthuend zusammen. Nach der cena wurde bis in die Nacht hinein gesungen, Clavier gespielt und getanzt. Dann zündeten sich alle an einem Tisch im langen Flur die Lichter an und vertheilten sich in ihre Gemächer. Mich nahm eine mit aller Bequemlichkeit ausgestattete Stube auf, und ich schlief, wie es sich nach einem so bewegten Tag erwarten ließ.

Campo Morino.

Das Anwesen, in dem ich mich nun häuslich niedergelassen hatte, gehört zu einer Gattung, die, fern den großen Städten, auf dem eigentlichen Lande weit verbreitet ist, und ist darum beschreibenswerth. Es ergeben sich bezeichnende Unterschiede zwischen Italien und den Ländern jenseit der Alpen. So viel ich mir vorstellen kann, sind die hiesigen Verhältnisse denen im Innern Rußlands ähnlicher als den deutschen, französischen und englischen. Jene besonders ausgebildete Species des Landluxus existirt nicht. Die wenigen derartigen großherrlichen Etablissements in Italien stehen allein, lehnen sich an die Städte und an das übrige Europa. Die große Menge der Besitzer, die einige Sommermonate auf ihren poderi zubringen, ruht von jedem Luxus vollkommen aus. Zunächst fehlt einmal der große Stock von Familien, die das ganze Jahr auf ihrem Gut leben, und nur Aufenthalt in Städten machen, um die Töchter tanzen zu lassen. Diese haben bei uns dem Landleben seinen Stempel gegeben. Die Herren tragen zum Spazierengehen, Reiten, Jagen ꝛc. verschiedene, aber immer elegante, herrenmäßige Kleider. Das Haus wird

Schloß genannt, wenn es irgend möglich ist, hat schönen Garten und Park. Die Wirthschaftsgebäude stehen in gebührender Entfernung, durch schöne Baumgruppen verdeckt, aber imposant und eine rationelle concentrische Bewirthschaftung andeutend. Wo möglich ein großer Teich, ein See mit Schiffchen, ein reich ausgestatteter Hühnerhof, kurz, eine ganz durchgeführte kleine Welt, die sich sehen lassen kann und etwas auf sich hält. Dabei ist das Haus von oben bis unten mit einem feingefühlten Stich des Ländlichen herrschaftlich ausgestattet. Und dieß Alles ist in Deutschland immer noch so bescheiden, daß unsere Herren ganz niedergeschlagen von England nach Hause kommen. Nahe Nachbarschaft, häufige gegenseitige Besuche in schönen Wagen, Vierspänner, wenn die Gnädigste selbst ausfährt, Pony-Equipagen mit Galopins halten das Alles zusammen, und bilden es immer weiter aus. Der Italiener hat vor allem keinen nahen Nachbar. Weit und breit gehört das Land ihm, dann folgen große Besitzungen Anderer, auf denen gar kein Casino steht, weil diese auch anderswo Besitze haben und dort ihre Villeggiatura machen.

Das Haus hat nur einen kleinen Raum vor der Front in seinen Bereich gezogen, eine Terrasse mit tiefem Schatten von Akazien und Steineichen und ein Blumengärtchen. Der Blumengarten kann überhaupt in Italien im Sommer keine große Rolle spielen, weil in den vielen heißen, regenlosen Monaten die größten Zierden solcher Anlagen verdorren und versengen würden. Immergrüne Gewächse und eine gewisse Anzahl von Blumenarten, die den Sonnenbrand ertragen, müssen Genüge leisten. An den übrigen Seiten des Hauses geht der Rasen bis an das Haus, und der

Acker drängt von allen Seiten bis dicht heran. Unmittelbar unter der Terrasse ist schon ein eingezäunter Raum, indem die großen Ochsen ausruhen. Das Wirthschaftsgebäude steht dem Herrenhaus ganz nahe und ist unbedeutend, weil das ganze Gebiet unter die einzelnen Contadini vertheilt ist, und der dem Haus nahe wohnende, eben auch nur einer von den vielen ist. Dieses Wirthschaftshaus ist verwahrlost und schmutzig, wie alle Häuser der Contadini, die Thüren desselben stehen offen, die Arbeiten der Leute geschehen in unmittelbarster Nähe des Herrenhauses, die grunzenden Schweine-Heerden ziehen dicht unter den hintern Fenstern her, begleitet von den Rufen der treibenden Hirten; das Schreien, Lachen und Weinen der Kinder, das Zurufen und laute Besprechen der Arbeiter, das Antreiben der anfahrenden Ochsenwagen, der Lastthiere, der Pferde-Carretten dringt unmittelbar in die stets offenen Fenster des Herrenhauses. Wenn der Herr eingezogen ist, legt er die guten Kleider ab, zieht alte draußen verwahrte Sachen hervor, stülpt sich einen weichen verschlissenen Hut auf, krämpt sich die Hosen in die Höhe, läßt sich die Schuhe nicht mehr putzen, und versetzt sich somit in den Zustand, den er mit Wonne bezeichnet: „stare in libertà.“ Die Dame hat einen leidlich eingerichteten Salon, bleibt in guter Toilette, verläßt fast nie das Zimmer, wenn nicht, um auf der Terrasse unter den schattigen Bäumen im Grase zu liegen, und die im Hause weilenden Herren versammeln sich um sie, die Zeit vertändelnd und verplaudernd. Von täglichen Spaziergängen, Spazierfahrten ist keine Rede. Hie und da wird ein Ritt durch den Wald gemacht. Das Haus hat im hohen Untergeschoß neben der Außentreppe zur Hausthüre

eine alterthümliche gewölbte Küche, mit offener Thüre ins Freie. Aus dieser Küche führt wieder eine Treppe auf die Haustreppe im Innern. Diese Küche ist zugleich der Durchgangsraum für die Herren (die Dame allein geht regelmäßig durch die Hausthüre), ist der Sammelplatz der fattori, guardiani, nahewohnenden Contadini, Arbeiter, zufahrenden Kutscher ꝛc. Morgens sitzen die Herren, ehe sie auf die Jagd gehen, unten am Küchentisch, essen Fleisch und trinken Wein, in fröhlichstem Geplauder mit den Küchenmädchen, welche Töpfe scheuern, dem Koch, der Salat wäscht, den Arbeitern, die schmauchend auf einer Bank sitzen, ganz vollkommen wie mit ihres Gleichen. Das Innere des Hauses besteht fast ganz aus gut eingerichteten Gaststuben, die auch fast immer gefüllt sind. Wenn man irgend ein Wort fallen läßt, daß man nicht länger die Gastfreundschaft mißbrauchen möchte, heißt es: „Lei ci fa un regale," so lange wie irgend möglich, zu bleiben. Da schwirrt es nun ab und zu, mitunter Herren und Damen von brillanten Namen, alle in derselben Schlichtheit und Anspruchlosigkeit. Hie und da, wenn einmal recht vornehme Marchesinnen in der Gesellschaft sind, wird im Freien ein Tisch gedeckt, auf dem schöne Service und reicher Blumenschmuck prangen, an der täglichen Tafel ist aber auch das ganz einfach. Im Speisezimmer steht ein praktischer Anrichtetisch, und damit basta. Aber die Mahlzeit besteht aus vielen Gängen und ist reichlich. Es wird sehr viel Wein getrunken, der aber nicht leicht zu Kopfe steigt. Man kommt nicht weiter, als bis zu einer angenehmen Aufheiterung. Die Jagd besteht, bevor der October herannaht, darin, daß die Herren sich die Doppelbüchsen umhängen und, im Walde schleichend,

die armen Singvögelchen, Meisen, Rothkehlchen, Grasmücken, auch Spatzen todtschießen. Daher in den Wäldern nicht der Jubel des Vogelconcerts, wie bei uns. Gegen den October hin wird der posto di palombe errichtet. Um diese Zeit beginnen die Wildtauben ihre Wanderung nach Afrika. Dieß sind nicht die Waldtauben unserer Länder, sondern sehr große Tauben, grau mit grauschillerndem Schwarz, die gerade so zu den zahmen aussehen, wie der Wild-Enterich zum schwarzköpfigen schillernden, zahmen Enterich. Sie sind im Sommer in Dalmatien und im Winter im Innern Afrika's. Wie groß ihre Zahl ist, kann man danach berechnen, welche außerordentliche Menge jährlich auf der Hin- und Herreise durch das gefährliche Italien zu Grunde geht. Man kann annehmen, daß zehntausend solcher Jagdposten errichtet werden. Zwanzig Tage, gering gerechnet, dauert der Durchzug, und da mitunter 100 Tauben an einem Tage fallen, so ist ein Durchschnitt von zehn Tauben täglich per Posten eher zu gering angeschlagen. Dabei kommen zwei Millionen Tauben heraus. Und das ist noch die weit geringere Beute. Im Frühjahr, wo sie bei der Rückkehr tief streichen, werden sie in großen Massen in Netzen gefangen, wie die Lerchen. In diesen Perioden speist nun ganz Italien Tauben, der posto di palombe ist der Punkt, um den sich Alles dreht, nach allen Seiten werden Geschenke an Freunde und Verwandte expedirt, Dankbriefe laufen ein — kurz, Tauben und wieder Tauben von Morgens bis Abends, wenn nicht einmal, wie dieses Jahr, eine Auflösung der Kammern dazwischen fährt, um das Interesse einigermaßen zu zertheilen.

Der Taubenposten ist folgendermaßen eingerichtet: Auf

einer nach Beobachtung ausgewählten Waldhöhe sind in die höchsten Gipfel alter Bäume Jagdhütten mit Schießlöchern gebaut. Lange Leitern führen hinauf. In einer dieser Hütten, die der Leiter der Jagd einnimmt, laufen Schnüre zusammen, deren andere Enden an verschiedenen Stellen dieser Baumgruppe an einem Ende einer Stange befestigt sind. Die Stange ist an einen Ast so gebunden, daß sie beweglich ist; am anderen Ende der Stange sitzt eine am Bein gefesselte Wildtaube, die im Netz gefangen ist. Etwas abseits von diesem Platze steht eine Hütte als Schlafstätte des Jägers, der die ganze Zeit auf dem Posten bleibt, und eine Hütte mit Bänken und großem Tisch, für die Geselligkeit bestimmt. Die Damen und nichtjagenden Gäste gehen oft für lange Stunden mit auf den Posten, müssen in der Hütte sitzen und genau Acht geben, wann das Jägerzeichen gegeben wird, um dann vollständig zu verstummen und still zu sitzen. Dieses Zeichen erfolgt, wenn die auslugenden Jäger Tauben anfliegen sehen. Nun zieht der Leiter seine Schnüre an, und die Tauben an den Stöcken fangen an zu flattern. Dieß zieht die Zugtauben an, sie lassen sich nieder, aber zuerst außer Schußweite, denn sie sind außerordentlich vorsichtig. Nun darf sich nichts mehr rühren, besonders was ihrem scharfen Auge sichtbar würde. Dann kommen sie näher. Der Leiter gibt verabredete Zeichen, die bestimmen, welcher Schütze zuerst schießt. Dann folgen rasch die anderen Schüsse. Mit schwerem Aufschlag fallen die großen Thiere zur Erde. Da sie sehr zähe sind, müssen viele dann erst erwürgt werden. Die Jagd ist sehr spannend und, wenn viele Tauben fallen, förmlich aufregend.

Am Morgen nach meiner Ankunft ließ der Graf zwei

Bergpferde satteln und führte mich weit und breit durch seine Wälder. Er hat bei diesen Ritten eine Lanze mit langer scharfer Spitze, und als ich bemerkte: „Gut gegen die Hunde," antwortete er: „Und gegen die Menschen." Wir ritten so steile Steinwege auf und ab, daß ich, dergleichen gar nicht gewohnt, oft den Athem anhalten mußte, dem Pferd Alles überlassend. Wir besuchten ein sehr großes anderes Gut, in dessen Casino die Besitzer kurze Zeit weilen. Hier fiel nun auch die Schranke weg, die dem stare in libertà doch noch dadurch gesetzt wird, daß meine Wirthin den allervornehmsten Häusern angehört, und es trat mir eine Einfachheit, eine Genügsamkeit entgegen, die wir mit gar nichts Anderem vergleichen können, als wenn wir uns erinnern, bei schlichten wohlhabenden Landleuten eingekehrt zu sein. Derartiges Güterleben mag manchem Leser durchaus nicht beneidenswerth erscheinen, ob aber Italien nicht darum zu beneiden ist, das ist eine andere Frage. So wie es jetzt ist, mag es nicht ganz in der Ordnung sein, denn ein gediegener Luxus bringt Geld unter die Leute; aber wenn es sich in der Entwicklung des neuen Italien nach den richtigen Lebensanschauungen vervollkommnet, so enthält es gewiß nicht die Gefahr, einen Kastengeist, ein Junkerthum, großzuziehen, wie wir es noch in so hohem Maße zu erdulden haben. Das Leben im Casino war nun die folgenden Tage das wahre nationale dolce far niente, wie es unsere emsige Natur nicht kennt und nicht duldet. Die großen Dichter des Vaterlandes liegen in schönen Ausgaben auf allen Tischen; Schachbrett und Damenbrett sind zur Hand. Deutsche und italienische Musik enthält der Notenschrank vollauf. Ueber unserem Kreise schwebte wie ein wohlthätig belebender Genius der

Geist der jungen Gräfin, welche die neueren Sprachen sehr gut spricht, sehr viele Kenntnisse aus wissenschaftlichen und poetischen Werken gesammelt hat, ganz vortrefflich Clavier spielt und in wunderbarer Weise imponirenden Ernst mit kindlichem Frohsinn vereinigt. Dieß Alles wird von der höchsten weiblichen Grazie geadelt. Unsere größte Freude war, wenn die Gräfin die Mandoline ergriff und das Ständchen von Schubert spielte. Sie handhabt dieses Instrument in ächt nationaler Weise. Allem ihrem Thun und Treiben mit Hoch und Niedrig ist keine Spur von Eitelkeit oder Adelsstolz beigemischt, nur die wahre Frauenwürde umgibt sie mit Schranken. Die Herren waren alle musikalisch und sangen ohne künstlerische Prätension, aber mit angeborenem Takt Opern-Arien, Chöre, großartige Volksweisen. Dieß alles füllte die kühlen Abende bis tief in die Nacht aus, und am Tage wurden viele Stunden im Gras unter den Akazien vertändelt. Ich war dann abwesend, mit Studien beschäftigt. Im neuen Italien werden die Männer sich wohl auch mehr und mehr daran gewöhnen müssen, in dieser Weise abwesend zu sein, denn mit wie viel Grazie immer sie dieses süße Nichtsthun treiben, wie gut es ihrem schönen Klima und ihrer herrlichen Sprache angepaßt ist, sie selbst haben doch einst den Völkern den Beweis gegeben, zu welchen Zielen scharfe Arbeit führt — ja, sie arbeiten, wenn sie einmal dabei sind, noch heute ganz außerordentlich, wir haben ja den Beweis davon bei unseren Bauten zur Genüge, und sie werden sich entschließen müssen, zu sich selbst zurückzukehren. Die wilden Schößlinge müssen abgeschnitten werden, daß der Saft wieder in die Frucht geht, dann werden wir bald gewahr werden, daß die Wurzel unverdorben und

der Boden vortrefflich ist. So aber, wie sie es jetzt noch treiben, werden sie mit jedem Tag um ein bedenkliches Stück zurückgelassen von den kolossalen Maschinen, die neben ihnen um die Wette arbeiten. Und keines ihrer Fehler sind sie sich alle so bewußt, als der gefährlichen inertia. Jetzt glüht das Eisen, die neuen Schulen sollen es zu Stahl hämmern. Mögen sie schmieden, weil es noch warm ist.

Piancastagnajo und Sta. Fiora.

Die Hochebene, auf welcher unser Casino liegt, ist begränzt von der Montagna di Sta. Fiora, deren höchster Gipfel der Monte Amiata ist. In edeln Formen dehnt sich die hohe Kette am Horizont aus. Dante hat dieses schöne Gebirge in seinen Cantiken verherrlicht. Die Herzoge von Sta. Fiora haben dort in dem Orte gleichen Namens ihren Ursprung und Stammsitz und haben Luca della Robbia lange Zeit beschäftigt. Herrliche Werke dieses Meisters verewigen ihn dort oben. Der Präsident, der früher einmal dort gewesen, erinnerte sich auch uralter Kastanien, großartiger Felsen und eines Ueberflusses von köstlichen Wassern. An unserer Seite leuchtete gerade am Saum der tiefblau scheinenden großen Wälder über dem röthlich schimmernden kahlen Abhange der Ort Piancastagnajo herüber, man konnte deutlich Paläste erkennen, denn Häuser konnten das nicht mehr sein. Niemand zwar wußte die Entfernung sicher zu bestimmen, doch konnte ein Berg, auf dem man Gebäude sehen kann, nicht gar so weit entfernt sein. Ich konnte denn auch nach allen Beschreibungen dem Anblick dieser freien Höhen nicht mehr

lange widerstehen, ergriff meinen Stab, hing mir Malstuhl, Schirm und Tasche über die Schulter, und brach eines schönen Tags auf, um dort hinüber und hinauf zu wandern.

Von Aquapendente, das am hohen Rand eines felsigen Kessels liegt, ging es hinunter in das Paglia-Thal (der Paglia entspringt auf der Montagna Sta. Fiora). In dem Kessel von Aquapendente gegen den Fluß zu fand ich die Weinberge so gehalten wie am Rhein und in Frankreich, niedrige Weinstöcke auf steinigen terrassirten Weinbergen. Hier gedeiht aber auch ein Wein erster Qualität, der im Handel unter dem Namen Vino di Orvieto geht. Also nicht die nächste Umgebung der Stadt, sondern ihr ganzer Bezirk gibt dem Weine den Namen. Auf einer alterthümlichen, langen schmalen Brücke überschritt ich den Fluß und ging am jenseitigen Ufer aufwärts. Obwohl es schon October war, herrschte eine so gewaltige Hitze, daß ich kaum den Muth zu dieser Fußreise gefaßt haben würde, wenn ich das vorausgesehen hätte. Nach vierstündigem Marsche durch das von waldigen und felsigen Höhen umgebene Thal kam ich um Sonnenuntergang an den Scheideweg, wo in der Mitte auf einem großen Stein auf der einen Seite geschrieben stand: Per la montagna di Sta. Fiora, auf der andern: Per Siena e Firenze. Ein Contadino sagte mir, daß ich noch drei Stunden bis Piancastagnajo zu gehen habe. So stand ich denn bei einbrechender Nacht in einem ganz abgelegenen Thale mit der Aussicht, drei Stunden einen fremden Berg hinauf zu steigen. Es war kein Hercules am Scheidewege, das merkte ich am sinkenden Muth. Ich fragte einen kleinen Sauhirten, ob hier ein Wirthshaus in der Nähe sei. Auf der Straße nach Siena kommen Sie nach zwei Miglien

an die Novella, eine kleine Locanda, antwortete er mir. So zog ich denn schon im Dunkeln gen Radicofani und kam müde und geängstet an die Herberge. Nur die äußerste Noth, in der ich mich befand, vermochte mich, im Hause zu bleiben, als ich in den Raum getreten war, wo die Bewohner beim Licht jener römischen Messinglampen ihre Abendmahlzeit verzehrten. Es war ein so abschreckender Schmutz um und an diesen elend aussehenden Menschen, daß ich förmlich zurückschreckte. Als das Volk mit seinen widrigen, öligen Speisen fertig war und sich verlaufen hatte, zog die Wirthin eine Schublade hervor, deckte ein blendend weißes Tischtuch auf, und legte Besteck für zwei auf. Auf mein Befragen: für wen das zweite? hörte ich, daß ein alter Maurermeister, der in der Nähe ein Haus baute, bei ihnen wohne. Das war mein Glück, denn wegen dieses Gastes hatten die Leute einige Vorräthe angeschafft. Bald darauf erschien mein convive, ein biederer anständiger Alter. Eine sehr gute Suppe, vortreffliches Fleisch mit Linsen und feuriger Wein wurden aufgetischt. Ein wunderschönes junges Mädchen, Namens Helene, blieb, nachdem sie aufgetragen hatte, mit ihrer Arbeit bei uns, und stand freundlich Rede und Antwort. Mein Alter sprach über alles, was Baukunst angeht, mit großer Kenntniß und vielem Geist, stellte Vergleiche an zwischen den Façaden von Orvieto und Siena, sprach über römische Kirchen, Gothik und romanischen Bau vortrefflich. So war denn bald alles anders geworden. Von jenem Raume des Jammers und Ekels war nur noch ein etwas verdächtiger Geruch vom Fußboden übrig. Das große Bett war wieder vortrefflich, wie alle Betten in diesen Ländern. Die Matratzen sind mit gedörrten Maisblättern gefüllt,

weich und elastisch. Wenn man hinaufgeklettert ist und sich auf dem Gefilde des Hypnos umschaut, kann man mindestens für dreimaligen Wechsel der Lagerstätte während der Nacht seine Pläne machen. Als ich bei Tagesgrauen weiter wandern wollte, war nur ein alter Sauhirt auf den Beinen. Dieser verhandelte mit meinem Wirthe durch die Thüre seines Schlafzimmers und überbrachte mir die Botschaft, daß ich una lira zu bezahlen habe. Beinahe hätte ich mich entschlossen, ein Jahr in diesem Hause zu bleiben, um noch einmal wieder für hundert Thaler jährlich in unserem lieben theuern Europa gelebt zu haben. Aber das Thal war von abschreckender Oede, und so zog ich denn zurück an meinen Scheideweg und von dort dem Berg entgegen. Auf Fußgänger über Land scheint man hier gar nicht zu rechnen, denn die Straße ging einfach in den reißenden Bergstrom und drüben wieder hinaus. Erst wurde ich stutzig, dann lachte ich laut auf und schritt todesmuthig bis über die Kniee durch die Fluthen. Nun ging es langsam, gleichförmig, kahl und öde bergauf und immer bergauf. Landleute, die Mais nach Piancastagnajo brachten, luden mein Gepäck auf ihre Esel, so daß ich wenigstens frei ging. Es war ein ermüdendes Aufsteigen, um so mehr als der Scirocco wehte. Aber diese Anstrengung sollte reichlich belohnt werden. Zuerst mußte ich freilich in dem Orte eine Herberge suchen. Hier hört nun alle Beschreibung auf. Wenn ich bei der ersten Schilderung von Orvieto vielleicht noch ein wenig in der Hyperbel gesprochen habe, so war es hier wörtlich wie bei den Schweinekoben; ein tiefen Abscheu und Ekel erregender Grundschmutz, die Straßen mitten im trockenen heißen Wetter von nassem Koth bedeckt, und obendrein rompicolli,

so daß ich mich des Malstockes als Stütze bediente um nicht umzuschlagen. Und noch haben mir die Leute hier erzählt, daß ihr Städtchen sich durch geringeren Schmutz vor vielen ringsumher hervorthue, daß es welche gebe, in denen ihnen selbst übel wird, in denen sie einfach auch den Menschenkoth mitten auf die Straße werfen. Und dießmal war ich in dem gesegneten Toscana. Müde und hungrig schaute ich mich nach einem Kaffeehaus um. Abscheuliche Spelunken mit verlumpten alten Weibern führten diese Aufschrift. Ich trat denn nothgedrungen in eine ein und würgte das braune Fluidum herunter, es mit einigen Gläsern herrlichen Gebirgswassers hinabspülend. Dann zog ich wieder durch den Ort, eine Locanda suchend. Sie waren zu abschreckend, selbst für einen opferfähigen Reisenden. Verzweifelnd ging ich auf einen Platz, von dem man in die blauen Fernen sieht, und klagte meine Noth einem alten Priester. Dieser wies mich in eine Locanda, in der die Leute allerdings von gleichem Schmutz waren, aber doch das Zimmer leidlich, und mit der Bedingung, daß ich in meinem Raum auch die Mahlzeiten einnehme, eine Existenz denkbar. Ich fragte die blutjunge hübsche Nichte des Wirthes, die Lätitia hieß, warum sie gar so verlumpt gekleidet gehe. Sie erzählte mir, daß sie ein Jahr lang in einer Stadt in der Nähe von Siena bei einer Tante gewesen und von dort mit guten Kleidern und der Gewohnheit solche zu tragen, wiedergekehrt sei. Sofort habe man von allen Seiten auf sie hineingehackt: „Wer weiß, was das Mamsellchen vorhat, wer sie wohl aushalten und ihr die schönen Sachen bezahlen mag.“ So habe sie keine Ruhe gehabt, bis sie wieder in den alten Lumpen einhergegangen sei.

Sobald ich von meinem Zimmer Besitz genommen hatte, ging ich aufwärts zum Thor hinaus. Was ich hier erblickte, gehört zu dem größten und schönsten, was Italien aufzuweisen hat. Aus den überschrittenen kahlen Abhängen, die nun von oben gesehen, einen höchst malerischen, großartigen Anblick gewährten, erhebt sich unmittelbar um den Ort her ein terrassenförmiges Felsengebiet, von einem Chaos einzelner Blöcke wild durchschleudert. Und auf diesem Boden erheben sich uralte Kastanienbäume in riesigen Dimensionen, das Wurzelwerk mit den Felsblöcken verklammert, wie die Feigenbäume aus Mauern, so aus den Felsfugen hervorbrechend. Starke Quellen sprudeln überall aus dem Gestein hervor, dicht umwachsen von üppigen Pflanzen. Schöne Weingärten ziehen sich am Rande zwischen den mit Schlinggewächsen überwucherten Felsen hin, weit hinaus in Seitenschluchten sieht man auf die Wipfel der uralten dunkeln Wälder, dann das mächtige schöngeformte Gebirge, drüber hinaus das Paglia-Thal und am Horizont den Bolsener See. Trotz des Scirocco war auf diesen Höhen im Schatten der alten Bäume bei den sprudelnden Quellen eine köstliche Luft. Und in einem solchen Gottessegen wohnen die Menschen in solcher Weise beisammen! ja sie setzen nie ihren Fuß in diese paradiesischen Gärten, sondern lungern in ihren stinkenden Gassen herum, auf alten Mauern sitzend und die Stunden verplaudernd. Sie finden dieß un brutto deserto. Ich blieb gleich, so lang es der gebieterische Magen irgend erlaubte, in dieser großen Natur. Dann bestellte ich mir einen Einspänner und fuhr am nächsten Morgen sofort wieder nach Campo Morino, um meine Effecten zu holen und mich für längere Zeit hier oben aufzuhalten. Der Scirocco

wurde immer drückender, und im Paglia-Thal war eine ungesunde Gluth. Mein Fuhrmann machte mich auf zwei große Complexe von Gebäulichkeiten aufmerksam, die auf je einer Anhöhe an der Straße einander gegenüber liegen, und deren Bestimmung nicht zu errathen war. Dieß sind die beiden Zollgebäude, das toscanische und das römische, aus vergangenen Zeiten.

Hier war übrigens der vierte Ort an der alten Courierstraße, wo mir alte Leute von einem Signor Müller erzählten, dessen Andenken sich legendenhaft erhalten hat. Diesen Müller habe ich vor Zeiten in Rom gekannt, es war der kaiserlich österreichische Courier, der zwischen Wien und Rom reiste, zur Zeit, wo die österreichischen Soldaten bis Viterbo standen. Es war ein riesiger Ex-Feldwebel von den Grenadieren, der auch in Rom männiglich bekannt war, weil er mehrere Räuberbanden, die ihn unterwegs anfielen, in die Flucht geschlagen hatte. Er trug auch wegen dieser Heldenthaten österreichische und päpstliche Orden. In Bolsena, S. Lorenzo, hier bei den Zollhäusern und in der Novella ist er noch wie ein fabelhafter Held bekannt, denn gerade in dieser Gegend hatte er seine Siege erfochten. Dann war er oft bei Schneewehen und Unwettern durchgefahren, und die alten Leute hatten ihn ausgeschaufelt, ihm Vorspann von Ochsen geleistet und waren reichlich bezahlt worden. Bald wird niemand mehr von ihm wissen.

Nach Campo Morino hatte mich mein gutes Glück zu diesem Tage zurückgeführt. Der Koch bot seiner Herrschaft ein Fest in seiner Küche an. Nach dem Essen zogen sich die jungen Damen zurück, um bald darauf in wunderschönen Nationalcostümen wieder zu erscheinen. Die Gräfin

sah unbeschreiblich schön aus, schlank wie eine Ceder, im reichen Costüm der römischen Gebirge. Ihr Gemahl zog ein dunkles Wollenhemd an, band eine rothe Leibbinde um die Hüften, stülpte den Hut in den Nacken, ergriff das Tamburin, und nun tanzte das junge Paar die Tarantella mit einer solchen Leidenschaft und Grazie zugleich, daß es ein seltenes Schauspiel war. Spät Abends wurde endlich das Zeichen gegeben, das Fest zu beginnen. Die alte gewölbte Küche war ausgeräumt, die Wände waren mit weißen Tüchern behangen, auf die von Blumen und Zweigen Verzierungen geheftet waren, die Thüren waren reich umkränzt. Die ganze nahe wohnende Bauernschaft war versammelt, und nun wurde die Tarantella fort und fort getanzt, ein buntes wildes Treiben. In der Pause trat der Koch, mit Handschuhen angethan, in die Mitte der Küche, sang große Arien oder declamirte mit komischem Pathos Stellen aus italienischen Dichtungen. Dann wurde bis spät in die Nacht hinein statt des Cotillon der Lieblingstanz der Italiener getanzt. Man kniet vor einer Dame nieder, und klagt ihr, man habe sein Herz verloren. An wen denn? fragt diese, und der oder die Bezeichnete muß dann herzutreten, sich neben den verrathenen Anbeter knien, worauf sie dann im Tanz davon jagen. Der Bezeichnete ist nun an der Reihe, und so spinnt sich diese Liebeskette fort und fort. Kostbare Erfrischungen wurden herumgereicht, und endlich ging man befriedigt und ermüdet auseinander, tief in der Nacht. Der Wind war indessen zum Sturm angewachsen und heulte furchtbar um das ächzende Haus. Trotz aller Müdigkeit gelang es mir bei diesem großen Lärm erst spät dem Schlaf in die Arme zu fallen.

Als ich spät am Morgen erwachte, rührte sich kein Lüftchen, und keine Wolke war am Himmel. So fuhr ich bei herrlichstem Wetter wieder den Berg hinan und wurde von den Wirthsleuten begrüßt, wie ein naher Verwandter, mit einer Herzlichkeit, die wirklich rührend war. Gleich am folgenden Morgen brach ich auf, um nach Sta. Fiora zu gehen. Eine breite vortreffliche Straße führt erst auf der Südseite des Gebirges mitten durch den großen Kastanienwald, der in diesen Theilen des Gebirges den Charakter riesiger Pflanzungen hat und in der Wirkung den großen Parks in der Nähe alter königlicher Schlösser ähnlich ist.

Alles Unterholz und Gebüsch ist sorgfältig vertilgt, und die großen Bäume stehen jeder mit voller Freiheit der Entfaltung neben einander. Denn dieß sind gepflegte Besitzungen. Die Kastanien werden geerntet, gedörrt, zu Mehl gemahlen, und dieses geht in den Handel. Weiter ab von den Ortschaften gegen die Gipfel der Berge zu wird der Wald wieder „vergine“. Die Straße tritt dann aus dem Walde hervor, läuft am Abhang des Gebirges hin, den Buchtungen folgend, den Blick nach links auf die Wipfel der thalwärts gelagerten Wälder, nach rechts auf nahe gewaltige Felspartien, von Riesenbäumen bestanden, gewährend. Dann zieht sich die Straße dem Kamm des Gebirges zu, fortwährend begleitet von den schönsten Baumgruppen, in deren dichtem Schatten malerische kleine Ortschaften zwischen die Felsblöcke geklemmt sind, und jenseit des Kammes geht es gerade wieder so am Gürtel hin, nur fließt tief unten im Thale statt des Paglia die Fiora, die auch in diesem Gebirg entspringt. Oben auf dem Kamme tritt dem Deutschen ein ergreifendes Bild

vor die Augen. Ein Theil des Gebirges ist nämlich mit prachtvollem alten Fichtenwald bestanden, und in den Lichtungen leuchten die grünen Bergwiesen hervor, gerade wie in unsern Alpen. Nahe diesem Theile des Gebirges sind die Einfahrten in die höchst bedeutenden Quecksilberwerke. Eine italienische und drei französische Gesellschaften beuten diesen Reichthum aus. Auf dieser nördlichen Seite des Berges, wo die Straße über Arcidosso zu einer nahen Eisenbahnstation führt, wimmelt es von französischen Ingenieuren, und jeder Fremde wird hier Signor Ingeniere angeredet. Sta. Fiora liegt über alle Maßen schön über dem Fiora-Thal am gewaltigen Rücken des Monte Amiata. Ganz dieselben Felsen und Kastanien wie drüben, und dabei ist der Ort auf einen Felsengrat zwischen zwei Schluchten hinausgeschoben, in denen die Bergwasser in kühnen Fällen über das Gefelse und Gemäuer rauschend, abwärts stürzen. Ein hoher Aquäduct mit weiten schönen Bogen führt über eine Schlucht; in die andere zieht sich der Ort in malerischer Weise jählings hinab. Die Felsen des Orts sind mit wahren Mähnen von Schlinggewächsen üppig überwuchert, dazwischen Substructionen mit Bogen, Treppen, Gärten mit überragenden Feigenbäumen und Weinlaubengängen, hoch darüber schweben die leichten Campanilen, und überall dazwischen sind riesige Kastanienbäume mit ihren Felsblöcken. Es entstehen daraus Bilder von solcher Gewalt und Schönheit, daß man sie nur mit Staunen und Befremden ansehen kann. Sta. Fiora hat wenigstens eine große reingehaltene Piazza, an der ein erträgliches Kaffeehaus steht. Mit dem Nachtquartier sieht es indeß wunderbarerweise auch hier höchst bedenklich aus. Eine einzige Locanda, von der ich nun nicht mehr erzähle.

Und hier ist doch die Seite der Eisenbahn, der Verkehr großer Bergwerke, die Sommerresidenz der Cesarini Sforza, die jetzt die Erbschaft der Herzoge von Sta. Fiora angetreten haben; hier sind die großen Schätze des Luca della Robbia, hier sind die kostbaren Riesenwälder, herrliche Bergwasser in Hülle und Fülle. Uns steht dabei der Verstand still, wir würden hier mindestens fünf große Pensionate und dreißig bis vierzig Villen suchen. Die ganze Schweiz hat keinen schöneren Punkt. Was ist das nur bei den Italienern! Doch am Ende der Mangel an Begeisterung für die freie Natur in der Nation selbst. Eine wahre Nation der Städte und der Piazze!

Mitten aus dem berauschenden Genusse dieser großen Scenerie einzutreten in die stille Basilika, die ein wahrer Tempel des Luca della Robbia geworden ist, das ist ein feierlicher Gang! Diese kleine Kirche birgt sechs bedeutende Werke dieses sympathischen und höchst eigenthümlichen Meisters, alle in Majolica, daher alle erhalten, als wären sie gestern vollendet worden. Zuerst der große Hauptaltar, ein Werk von kolossaler Größe. Oben schwebt Gott Vater, von betenden Erzengeln umgeben. Darunter auf der Haupttafel die Himmelfahrt Mariä. Sie ist von einem Kreise geflügelter Engelsköpfe umrahmt und von fliegenden anbetenden Engeln umgeben. Unter ihr ist das Grab mit vier aufblickenden anbetenden Heiligen. Diese Figuren haben über halbe Lebensgröße. Unter diesem Hauptblatte folgen in den Predellen: Christus im Tempel lehrend, die Taufe Christi und die Beweinung des Gekreuzigten auf dem Grabstein. Das zweite Werk ist ein Tabernakel: Gott Vater hat die Hände segnend erhoben, umgeben von fünf geflügelten Engelsköpfchen. Darunter

in einer runden Vertiefung die Frucht der Erkenntniß. Unter dieser die goldene Thüre, über die sich zwei wunderschöne betende Engel tief andächtig beugen. Das dritte Werk ist ein großer Seitenaltar. Die Krönung Mariä bildet das Mittelbild. Rechts von diesem ist Daniel in der Löwengrube, links zwei heilige Mönche, denen ein Engel eine Botschaft bringt. Darunter in der Predelle die Verkündigung Mariä, die Geburt Christi, die Verkündigung der Hirten und die Anbetung der Könige. Das vierte Werk ist die Kanzel, ein wahrhaft classisches Gebilde. Vorne ist das Abendmahl zwischen zwei Lorbeervasen, links die Auferstehung und rechts die Bergpredigt. Dem folgt ein ganz außerordentlich geistvolles Crucifix und endlich, schöner, hinreißender, abgerundeter als alles vorige, das Baptisterium! In einer flachen Bogennische, in deren feiner architektonisch gegliederter Umrahmung eine Fruchtguirlande von unbeschreiblicher Meisterschaft die innere Platte füllt, ist über dem Taufbecken in sehr großer Gestalt die Taufe Christi mit ministrirenden Engeln dargestellt. Adel, Innigkeit, Grazie und Ebenmaß sind hier auf das höchste gesteigert. Alle diese Werke enthalten weiße Figuren und Umrahmungen mit dunkel gebrochen blauem Grund und farbigen Fruchtguirlanden. Wenn diese Werke noch nicht in Gypsabgüssen in einem deutschen Museum existiren, so wäre es wahrhaft zu empfehlen, daß hierzu an geeignetem Orte die Veranlassung gegeben würde. Es würde dadurch ein seltener und großer Schatz für Deutschland erworben werden.

Bei meinem Marsche nach Sta. Fiora hatte ich bemerkt, daß die Straße auf der Nordseite des Berges eben so weit vom Kamm des Berges zurückging, als sie auf

der Südseite zu ihm hingezogen war. Darum entschloß ich mich keck, quer durch Feld und Wald in gerader Linie auf Piancastagnajo loszugehen. Ich behielt dabei die dritthöchste kahle Spitze des Amiata im Auge, um diese zu erklimmen. Ein überaus romantischer Kletterſteig durch große Wälder führte mich bis an die kahlen Rippen dieses Kegels, den ich dann, abgesehen von großem Sonnenbrand, ohne Beschwerde erklomm. Merkwürdigerweise lag auf dem äußersten Höhepunkt dieses Berges ein Steinblock, nach oben so zugespitzt, daß man also die höchste Spitze des Berges mit dem Daumen zudecken konnte. Die Aussicht war weit und großartig. Nach Nordwesten sah man über ein Wellenmeer von Hügeln und Ländern ins Nebelhafte. Mit dem Fernrohr hätte man die Seegestade zwischen Porto S. Stefano und Livorno erblicken müssen. Nach Süden sah man den Bolsener See, den Lago di Bracciano, den Soracte, die ganze römische Campagna mit dem Sabiner- und Albaner-Gebirge, daneben die schönen Berge von Viterbo, weiter östlich die Apenninen von Narni, Terni, Spoleto; den Trasimener See mit Perugia's Höhen deckte der hohe bewaldete Gipfel des Amiata. Nun schritt ich, nachdem ich den Fuß dieses Gipfels glücklich wieder erreicht hatte, über wilde Hochlande in gerader Linie auf Piancastagnajo zu. Ein uralter, weißhaariger Schafhüter sprach mir sein Befremden aus, daß ich so allein durch dieses Gebirge wandere; er habe das noch nie erlebt. Er beklagte sich bitter, daß er bei so hohem Alter dieses rauhe Leben führen müsse. Wieder für unsere Vorstellungen höchst befremdend, fand ich hier, wo alles in hohem Maß an unsere Hochalmen erinnert, auf einmal große Flächen von Kornfeldern mit Lehmhütten am Rande für die Unterkunft

der Arbeiter. Und mitten aus dem gepflügten Boden schossen überall die unverwüstlichen tiefwurzelnden Farnkräuter hervor. Diese mit dem Ginster bedecken diesen ganzen früheren Waldboden durchweg. Von Blumen fand ich nur dieselben, wie bei uns im Gebirge, klein und trocken, wegen der Sonnenhitze, keine einzige fremde Blume. Nach langen Stunden in einsamen Wüsten kam ich an einen Bauernhof, in dessen Nähe ich wieder mit den bösen großen Hunden zu thun hatte, bis der alte Contadino sie heraupfiff. Dieser zeigte mir einen Pfad weiterhin und machte mich mit großer Deutlichkeit auf die Stellen im Wald aufmerksam, wo ich irre gehen konnte. Fünf Minuten abseits vom Hofe traf ich die erwachsene Tochter bei den Schafen und redete sie freundlich an. Sie wurde dunkelroth, eine unbeschreibliche Scheu und Angst malte sich auf ihren Zügen, und sie ging raschen Schrittes auf Felsblöcke zu, hinter denen sie sich barg. Dann machte sie ihrem Schrecken durch lautes Singen Luft. Ich trat nun wieder in den Wald und stieg durch ein felsiges Gebiet abwärts, bis ich eine halbe Stunde vor dem Orte die Straße wieder erreicht hatte. Der Mond war in ganzer Pracht aufgegangen und schickte sein mildes Licht durch den edeln Hochwald, durch den ich nun eben hinschlenderte, bis ich meine Spelunke wieder erreicht hatte. Mag alles andere einen im Stiche lassen, ein Glas feurigen edlen Weines und einen Trunk frischen Bergwassers findet man.

Piancastagnajo, Torre und Città della Pieve.

Herrliches Wetter begünstigte nun meinen Aufenthalt in den Wäldern rings um die Stadt. Ein großer Theil des Gebiets scheint in Bezug auf die Kastanien-Ernte preisgegeben zu sein, denn hier wimmelt es den ganzen Tag von Kindern, die mit Steinen und Knüppeln die Früchte abwerfen und gierig verzehren. Wie die Schweine im Eichenwald, so sind hier die Kinder förmlich auf der Weide, und bekommen gewiß in der Zeit der reifen Kastanien wenig oder keine andere Nahrung zu sehen. Ihre Zahl ist Legion. Ich fragte eine Frau von höchstens vierzig Jahren, deren Töchterchen ich zeichnete, wie viele Kinder sie habe. Acht lebende und sieben todte, war die Antwort. Mit fünfzehn Jahren hatte sie ihr erstes Kind. In diesem Alter heirathen hier die meisten jungen Mädchen, und ihre würdigen Gatten sind achtzehn, neunzehn Jahre alt. Da ist denn der ganze Ort und seine Umgebung von Kinderschaaren überschwemmt, die dem sicheren Elend entgegenwachsen. Fast alle Menschen sind hier Taglöhner auf dem unermeßlichen Gebiet eines Crösus. Sie müssen auch hier wieder stundenweit bergab und bergauf in glühender Hitze

gehen, bearbeiteten alles Land, das nicht in glatter Fläche liegt, mit der Hacke und bekommen einen Franc Tagelohn. Um einen etwas höheren Lohn zu erschwingen, wandern sie hinab in die Maremmen, holen sich aber dort das Fieber, und sind hinfort ganz elende Menschen. Jener Millionär von guter Familie, der eine Herrschaft nach der andern kauft und in der hiesigen Gegend längst alles kleine Eigenthum verschlungen hat, ist wieder ein Exemplar ganz eigener Art, wie man sie anderswo in der Welt nicht ahnt noch kennt. Am Eingang des Ortes stehen auf hoher Terrasse zwei große Schlösser; das eine gegen siebenzig Fuß hoch und in entsprechender Länge und Tiefe, ein Prachtbau der edelsten Architektur, ähnlich dem Palazzo Farnese in Rom, war die Residenz des Herzogs Bourbon del Monte, der diese Länder einst zu Lehen hatte, wie unter dem Lilienwappen auf einer großen steinernen Tafel eingegraben steht. Diese beiden Paläste besitzt und bewohnt jetzt der Crösus. Seine HH. Brüder und Neffen sind Monsignori in Rom. In den Palästen hat er sich eine kleine nothdürftige Wohnung eingerichtet, alles übrige dient als Magazine, Trockenböden ꝛc. für die Früchte des Feldes. Der alte Herr geht in denselben schmutzigen, abgetragenen Kleidern einher, wie die oben beschriebenen Bewohner der Stadt, und ebenso seine Damen. Wenn diese in die Stadt gehen, um etwas zu besorgen, schlagen sie sich ein altes graues Tuch um den Kopf, und zeigen sich eben gerade so wie die armen Frauen. Dieser Herr thut gar nichts für sein Land und seine Leute, sondern sitzt nur wie ein furchtbarer Vampyr oben auf dem Felsen. Wenn er seinem Stand und kolossalen Reichthum gemäß sein Schloß einrichtete, darin im Sommer Gäste empfinge, das Land verbesserte,

Musterwirthschaften einrichtete, er könnte spielend den Segen über die ganze Gegend verbreiten. Aber die Reichen Italiens haben nicht bloß den Fehler der Indolenz, die sie dazu treibt, auf ihren unermeßlichen Besitzungen alles gehen zu lassen, wie es geht, wuchernden Speculanten, die das Land schonungslos aussaugen, alles ohne Controle überlassend, so daß der Betrug von oben nach unten das Ganze durchfrißt — nein, sie haben auch wirklichen bösen Willen. Sie können es nicht verschmerzen, daß die neuen Gesetze sie ihrer maßlosen Privilegien beraubt haben und ihrer zügellosen Willkür den Zaum anlegen. Ihnen ist es gerade recht, wenn das neue gottlose Italien in Trümmer geht, und sie thun das ihrige absichtlich dazu. Sie sind ein gewaltiger Hemmschuh der neuen Entwicklung, mit einer Kette eingelegt, die nicht so leicht bricht. Und diese Kette ist der Vatican. Jener hat Päpste unter seinen Ahnen, dieser hat einen Cardinal zum Oheim oder ist der Sohn — ich wollte sagen der Neffe — eines solchen. (Denn in Italien sagt man: il figlio di un cardinale si chiama nipote.) Der hält es für vornehm, päpstlich gesinnt zu sein (wir kennen dieß ja auch mehr als zur Genüge) u. s. w. Solche Gesinnung gibt, wenn man nur einigermaßen weiß, welche Besitzungen diese Herren in Süditalien haben, einen Begriff, mit welchen Schwierigkeiten die hiesige Regierung zu kämpfen hat, welche furchtbaren Verbündeten der Vatican besitzt. Und die ganze aufstrebende Jugend Italiens sieht das, ist damit beschäftigt und häuft einen sich rasch steigenden Haß gegen die Reichen in sich auf. Wenn das einmal Feuer finge!

Das Municipium von Piancastagnajo hat, wie das so vieler anderen Orte, eine schöne weiße Marmortafel in

die Façade des Stadthauses eingelassen, auf der die Geschichte des Plebiscits mit stolzen Worten eingegraben ist. Am Schlusse heißt es: „Così constata il plebiscito del popolo Toscano volere l'unione alla Monarchia costituzionale del Rè Vittorio Emanuele.“ Mit dieser Tafel, dem einzigen reinen Fleck im Orte, soll sich das immer mehr dem Elend verfallende Volk einstweilen trösten.

So reich an malerischem Stoff mein Aufenthalt auch war, der elende Ort und die schlechte Verpflegung trieben mich doch an, ihn früher zu verlassen, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Lag mir ja Campo Morino, ein kleiner leuchtender Punkt in der azurnen Fläche, immer vor Augen. Und wie wohl that es hier wieder in auserlesener Gesellschaft ein gut zubereitetes Mahl einzunehmen. Der Präsident war mit seiner Familie abgereist, um sich das eiserne Joch seines Berufes wieder geduldig auf den Nacken zu legen. Der Syndikus von Aquapendente mit Bruder und Schwester, reiche Grundbesitzer, waren dießmal Gäste des Hauses. Der Syndikus war eigentlich gekommen, um den Bewohnern von Campo Morino seinerseits ein ländliches Fest zu bieten. In seiner Gesellschaft war noch ein sehr gebildeter Finanzbeamter aus Rom, ein alter Freund beider Häuser, und Campo Morino war verstärkt durch einige lustige Taubenjäger. Morgens früh kamen die vier Pferde der Gäste aus Aquapendente, alles was im Stalle von Campo Morino war, wurde gesattelt, und nun ritten wir in langem Zuge, voran der Fattore und einige Guardiani, in den Wald hinein. Ueber zwei Stunden kletterten unsere Thiere durch das Gefelse auf und ab, bis wir auf dem hohen Plateau eines Felsennestes Namens Torre angelangt waren. Jetzt ging es in gestrecktem

Galopp über ein flaches Weidegebiet dem Orte zu, dessen Bewohner in Menge vor dem Thore standen, um uns ankommen zu sehen. Der Syndikus hat bei Torre große Besitzungen und im Ort ein Haus. In diesem war auf luftigem Söller eine reiche Tafel gedeckt, um die wir schmausend, zechend und toastend fröhliche Stunden verbrachten. Dann erstiegen wir die Terrasse des alten Schlosses, welches den Ort beherrscht, ein großes Ritterschloß mit weitem Turnierhofe, das dem Hrn. Bourbon del Monte zu eigen ist. Der Bau ist großartig, aber sehr zerstört. Hie und da sieht man noch schöne Reste der Decorationsmalerei an den Wänden, steinerne Büsten von Ahnen in Harnischen und Wappen. Diese letzteren zeigen die Verschwägerung der Bourbon mit den Sforza an. Sforza ist, wie mir der Syndikus sagte, der alte Hausname der Monaldeschi. Die Rundschau von der Terrasse ist außerordentlich reich, man sieht das Paglia-Thal weit auf- und abwärts, die Kette von Sta. Fiora und zahlreiche andere Bergketten nah und fern. Als wir im Grase gelagert der Ruhe pflegten, trat durch das große Burgthor ein uralter weißhaariger, hochgewachsener, aber gebeugter Priester ein, auf einen Knaben gestützt. Er hatte Kunde erhalten, daß die Enkel zweier alten Häuser heut auf der Burg weilten, und hatte sich heraufgeschleppt, um sie zu begrüßen. Ein Sessel wurde herbeigebracht, und der Greis saß zwischen dem lagernden jungen Volke, jedem von seinem nonno und bisnonno mit lauter zitternder Stimme erzählend. Mich sah er mit mißtrauischen Blicken an, er mochte den teutonischen Ketzer wittern.

Der tiefe Stand der Sonne mahnte uns zum Aufbruch, aber doch waren wir schon zu spät aufgesessen. Mitten im

Wald überraschte uns die Nacht. Jeder hatte nun mit sich selbst genug zu thun, und so mußte ich auf unbekanntem Pferd unbekannte und unsichtbare jähe Felssteige, von Gebüschen überwachsen, im Finstern dahin reiten. Nur der Gedanke, daß vor mir her zwei junge Damen denselben Weg ritten, half mir über die unangenehmen Empfindungen weg, die diese rauhe Vergnügungsart hervorzurufen drohte. Und als wir aus dem Walde traten, wieder geraden Weg unter den Füßen, war ich doch sehr zufrieden. Beim Abendessen kamen nach und nach die Geständnisse zum Vorschein, daß niemand diesen Theil des Festes besonders anmuthig gefunden hatte. Aber den jungen Damen wurde mit vollem Recht für ihre Unerschrockenheit das größte Lob ertheilt.

Nach diesem Ausfluge mußte ich mich bald entschließen, das gastliche Dach für dießmal ganz zu räumen. Unter der Versicherung dauernder Freundschaft, mit den herzlichsten Abschiedsgrüßen, schied ich von dannen, von allen bis an den Wagen begleitet, der, von Aquapendente unter dem Hause vorbeifahrend, mich aufnahm, um mich wieder nach Orvieto zu bringen. Als ich dießmal die Wälder hinter mir hatte und die nahe Stadt durch die Nacht zu uns herüber schimmerte, war ich doch froh, endlich mit einer Straße quitt zu sein, auf der man fortwährend von Räubern spricht. Wenn man die italienischen Blätter dieses Herbstes durchsieht, so wird man bemerken, in wie bedenklichem Maße das eigentliche Wegelagern, statt zu verschwinden, wieder zunimmt. Verzweiflung mag dazu treiben! Und so lange das Landvolk sich nicht entschließt, die Hehlerei aufzugeben, wird alles Bemühen diesem tiefeingewurzelten Uebel ein Ende zu machen vergebens sein.

In Orvieto hielt ich mich dießmal nur auf, um den Zug abzuwarten, der mich nach Chiusi bringen sollte. Abends war ich angekommen, und schon vor Tagesanbruch fuhr der große Omnibus zum Thore hinaus. Mit dieser Fahrt schloß ein Zeitabschnitt meiner Reise ab, während dessen alles, was sich darbot, in einem gewissen Zusammenhange stand. Freundliche, gastfreie und viele interessante Menschen hatten mich überhäuft mit Beweisen der Güte und Zuvorkommenheit. Freundschaftliche Beziehungen waren angeknüpft für das Leben, Natur und Kunst hatten ihre Schätze reichlich dargeboten. Scheiden und Meiden thut weh! Und doch war dieses Scheiden auch wieder eine Befreiung, denn der ganze Boden, auf dem ich mich bewegt hatte, war doch im Grund ein finsterer. Ernste Trümmer vergangener Größe, strenge, großartige Landschaften, Fiebergegenden, Räuberboden, tiefstes Elend der Menschheit wirkten fortwährend verdunkelnd auf die Eindrücke. Ich war mir einer heiteren Welt bewußt und eilte ihr entgegen. Die riesige dunkle Masse der Felsenstadt, die wir hinter uns ließen, als wir im Morgengrauen das Paglia-Thal aufwärts fuhren, ließ nicht einmal ein sehnsuchtsvolles Zurückblicken zu, und als die liebe Sonne wieder Licht und Farbe verbreitete, war der lange Tunnel durchfahren, und wir waren in heitere Länder versetzt. Ueber die Abhänge des Monte Cetona goß sie ihr erstes rosiges Licht, und die Bergstädte, sowie die unzähligen Häuser, die längs seines Gürtels hingestreut sind, schienen in Flammen zu stehen durch den blendenden Wiederschein der Fenster. Leichte Morgennebel umschleierten noch das Bett des Chiana. Hoch über dem waldigen Berglande zur Rechten zeigte sich bald eine thurmreiche Stadt, an der

wir vorüberfuhren. Dieß war Città della Pieve, der Geburtsort des Pietro Perugino. Bald darauf waren wir in Chiusi. Diese Stadt ist nur wegen ihrer etruskischen Gräber eines Aufenthalts werth, und diese werden nach und nach in Folge der neuen Ausgrabungen so zahlreich, daß man nicht mehr allen nachgehen kann, wenn man nicht eben sie zum Gegenstand eines besondern Studiums macht. Mir aber winkte der vielgeliebte hochgepriesene Meister unseres Rafael!

Ich ließ mein Gepäck auf dem Bahnhofe zurück, und schlug sofort die Straße nach Città della Pieve ein. Nach kurzer Zeit trat diese schon in die großen schönen Eichwälder. Es war der achtzehnte Tag ununterbrochenen schönen Wetters mit reinem blauem Himmel, der dritte Sonntag des October. Die Straße steigt im Waldgebirge rasch aufwärts, große Waldschluchten umgehend, die sich in das Flußthal ziehen. Zwischen den Aesten und Stämmen der nahen alten Bäume leuchtete das sonnige Land hervor, der Horizont erweitert sich, neue Bergstädte tauchen auf, namentlich das große majestätische Montepulciano im Norden. Schaaren von Landleuten kamen mir entgegen, die nach Chiusi gingen, die Mädchen mit flachen Strohhüten, deren Rand mehr als einen Fuß breit ist und die sie ganz hinten im Nacken tragen, so daß aus ihnen die freundlichen hübschen Gesichter wie aus einer großen Glorie hervortraten. Sie gingen muntern Schrittes durch den Waldschatten bergab, plaudernd, scherzend und lachend. Nach anderthalb Stunden war das Hochland erstiegen, aber nicht eine Hochebene, sondern ein reichbewegtes Gebirgsland mit unzähligen abwärtsziehenden Einschnitten. Zur Linken stehen auf Waldboden alte Eichen weit von

einander entfernt, hinter deren Stämmen sich die blaue Fläche des Trasimener Sees ausbreitet. Die umgebenden Bergketten schimmerten goldig im Morgenlichte. Gen Süden stiegen aus den Oelgärten die Thürme der Stadt empor. Der Wald hörte nun auf und die Sonne wurde auf dem offenen Wege sehr empfindlich. Aber weit vor der Stadt nimmt den Wanderer eine schattige Allee auf, so daß er abgekühlt und behaglich dem Thore zuschreiten kann. Alles ringsumher ist schön bewachsen und bewegt sich in feinen edeln Formen. Je mehr ich mich der Stadt näherte, desto mehr beschäftigte ich mich im Geiste mit dem kleinen Peter, der hier seine Kindheit verlebt, seine Jugendeindrücke empfangen hat. Alles ist hier vereint, was die große Seele rasch und glücklich entfalten mußte. Man athmet eine herrliche elastische Bergluft ein, nach allen Seiten bieten sich weite Horizonte, die große Wasserfläche unterbricht die üppige, wellige Landschaft, leichtgefiederte, fast kugelförmige Baumkronen zeichnen sich am reinen Himmel ab, aus dem Silber der Oliven, dem ernsten Grün der Eichen emporragend. Klöster strecken ihre langen flachen Dächer dazwischen aus, fein profilirt und von feinen Campanilen überragt — es ist ganz die Landschaft des Perugino!

Voll Verlangen Bilder des Meisters zu sehen, ging ich gleich in den Dom und stellte mich dort hinter dem jetzigen Hochaltar auf, um das am Ende des Chors befindliche große Altarbild zu betrachten. Aber die Chorstühle füllten sich rasch mit acht in Seide glänzenden, mit Spitzen behangenen Priestern, die ohne Verzug einen solchen Heidenlärm anfingen, als gelte es, noch zu dieser Stunde den Himmel zu erstürmen. Ich wich dieser Naturerscheinung

und verschob meine Betrachtung auf einen ruhigeren, weniger feierlichen Moment. Mein Weg führte mich zum andern Thore des Städtchens wieder hinaus. Dort steht unweit der Stadt am Abhange des Berges eine schöne Villa. Tiefschattige Alleen von Elci (immergrünen Eichen) umgeben den Platz vor dem Hause. Wie ein Schild gegen die Sonnenstrahlen zieht sich der dichte Baumwuchs des Gartens am Abhange hin, überragt von schönen Gruppen von Pinien und Cypressen. Dieß ist die Wohnung des Cavaliere Volletti, des Sindaco von Città della Pieve, der ein naher Verwandter des Sindaco von Aquapendente ist, und an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte. Der Herr empfing mich auf das freundlichste, bot mir an, bei ihm zu bleiben und führte mich ohne Verzug die Treppe hinauf in eine Halle, auf die er mit vollem Recht stolz ist. Hier sieht man in der Mitte der einen Wand das Bildniß des Perugino nach dem Original in Perugia im Cambio und ringsum an allen Wänden eine vollständige Sammlung von Kupferstichen und Photographien, durch die alle Originalwerke des Meisters veranschaulicht sind. So errichtet dieser Kunstfreund dem berühmten Sohne seiner Heimathstadt an schöner Stelle ein passendes Denkmal. Der Katalog, den er selbst angefertigt hat, enthält die vollständigen Notizen über die Geschichte jedes einzelnen Bildes. Ebenso ist Volletti ein treuer Pfleger der Wissenschaften, und hat das werthvolle Archiv der Stadt, in dem sich mehrere uralte Dokumente von Wichtigkeit befinden, aus staubigen Winkeln, aus alten vergessenen Truhen, wieder hervorgezogen, zweckmäßig geordnet und den Katalog ausgearbeitet. Jetzt ist er beschäftigt mit dem Katalog einer großen sehr merkwürdigen Bibliothek, die in dem Kloster zurückgeblieben

ist, welches heutzutage den Schulen eingeräumt worden. (Die Italiener haben bei ihrer modernen Kulturarbeit den Vortheil, daß sie überall großartige zweckmäßige Gebäude finden, die dem Staate durch die Aufhebung der Klöster zugefallen sind.) In dieser Bibliothek findet sich eine große Zahl von Folianten, die in der ersten Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt worden sind. Den gleichen Fleiß verwendet Volletti auf seinen Amtsbezirk, wie überhaupt durch das ganze neue Italien die Sindachi eine tiefeingreifende bedeutungsvolle Thätigkeit in aller Stille und Unscheinbarkeit verrichten. Der Sindaco ist ein vom Staat über einen Bezirk gesetzter Beamter, der im Hauptorte residirt und gewöhnlich begütert ist. Der Bezirk ist aber nicht der Regierungsbezirk, sondern eine Gruppe von Orten, in denen er Gemeindevorstand ist. Es ist also nur eine Aehnlichkeit mit dem Landrath in Preußen vorhanden, und zwar in Bezug auf den Einfluß, den dieser gebildete, wohlhabende Mann in der Gegend, deren er ganz kundig ist, gewinnen kann. Nach der Mahlzeit machte nun Volletti selbst mit wahrer Begeisterung den Cicerone, um mir die großen Werke vorzuführen, die dieses Städtchen wie Heiligthümer birgt. Man kann sich leicht vorstellen — und mancher Leser mag es auch erfahren haben — wie intensiv die Wirkung dieser Bilder an solcher Stelle auf den hingegebenen Beschauer ist. Es sind wahrhaft feierliche Stunden, die man so zubringt. Und bei dem Hauptwerk, dem großartigen Frescogemälde, welches die ganze Hinterwand einer Kapelle ausfüllt, wird diese Zusammenwirkung der Empfindungen noch gesteigert durch einen Brief Perugino's, der neben dem Bild an die Wand geheftet ist, und in welchem dieser eben seine Ankunft zur Anfertigung anzeigt.

Durch den Anblick dieses Schreibens werden die Jahrhunderte, die uns vom Schaffen des Meisters trennen, einerseits weggewischt, andrerseits auch wieder deutlich fühlbar gemacht. Es heißt in diesem köstlichen Briefe:

„Charo mio Sennore. — Sabeto me manne la mula che veronne a pentora. Mi saluta la chomare — lo pietro penetore mano propria perussia 1 d. marzo 1504.“

Während zweier unvergeßlichen Tage, die ich unter dem gastlichen Dache des Cavaliere zubrachte, in dieser herrlich gelegenen Villa, von der aus man Fluß und See und alle Nähen und Fernen beherrscht, lernte ich einige bemerkenswerthe Persönlichkeiten kennen: zunächst den Direktor der technischen Schulen, Giovanni Battista Gobani, Professor der Naturwissenschaften, der als solcher einen guten Namen hat. Dieser ernste, geistvolle Mann zeigte mir seine ganze Anstalt, deren Entstehen wieder das Verdienst Bolletti's ist. Alles war nach den besten neuen Systemen eingerichtet und die Ausstattung eine vollständige, ja reiche. Da dieses Gebiet eine Fundgrube für Fossilien ist, so sieht man wirklich eine ungewöhnlich interessante Sammlung derselben schön geordnet. Das chemische Kabinet enthält die besten, werthvollsten Instrumente. Der Professor durchstreift mit seinen Schülern emsig das vulkanische Gebiet, sammelnd und lehrend. Die zweite Persönlichkeit, mit der ich in Berührung gekommen bin, ist der Professor der bildenden Kunst an dieser Anstalt, Namens Pio Bernabei. Dieser, auf der Kunstschule Perugia's ausgebildet, hat sich von Jugend auf in die Werke Perugino's vertieft und copirt sie mit großem Glück in Wasserfarben. Er trifft, außerdem daß seine Zeichnung vollständig genau ist,

den Gesammtton vortrefflich, auch da, wo er die alten verwitterten Bilder viel farbiger hält, und erschöpft wirklich die Wiedergabe des Ausdrucks in diesen tiefheiligen Köpfen. Seine Preise sind sehr bescheiden. Eines der in Città della Pieve aufbewahrten Werke Perugino's war vor dreißig Jahren nach einem Erdbeben dem Untergang nahe. Man hat es deßhalb von der unsicher gewordenen Mauer abgenommen und auf Leinwand übertragen. Diese wichtige Aufgabe ist aber leider Menschen anvertraut worden, die derselben nicht gewachsen waren, und es stellt sich nun heraus, daß das Bild sich langsam und stetig abblättert. Man rechnet, daß es in zehn Jahren zerstört sein wird. Eine Copie desselben, etwa in der halben Größe, würde Bernabei, der an Ort und Stelle ist, vollkommen genügend anzufertigen im Stande sein. Die deutsche Regierung sollte diese Gelegenheit benützen, um dadurch wenigstens das Mögliche zu retten.

Das vorhin erwähnte Erdbeben war für die Bewohner von Città della Pieve ein eben so schreckenvolles, wie merkwürdiges Ereigniß. Es begann mit einigen so gewaltigen Stößen, daß sofort in einer Menge von Häusern die Mauern große Risse bekamen. Die ganze Bewohnerschaft floh zu den Thoren hinaus. In den ersten Nächten waren hundert Fuß lange Pritschen, mit Zelttüchern überdeckt, die Schlafstellen, auf denen sich alles durcheinander niederließ. Da sich die Stöße immer Nachts wiederholten, so wurde nach und nach draußen eine ganze Barackenstadt erbaut, in der das verschenchte, geängstete Volk drei Monate lang lebte. Jetzt haben sie durch die ganze Stadt ein Netz von starken Eisenstangen gezogen, so daß alle Häuser zusammenhängen und sich so halten, daß nur alle miteinander stürzen

könnten. In der Stube, wo ein älterer Herr mir diese Geschichte erzählte, wurde mir zugleich die starke Eisenstange gezeigt, die unter der Zimmerdecke herlief.

An den Straßenecken der Stadt fand sich während meines Aufenthalts folgender drollige und pomphafte Theaterzettel angeschlagen:

„L'umile direttore previene questo colto publico, che trovandosi in questa illustra citta etc.“ — Aufgeführt wird werden: „la tremenda battaglia di Wissemburg con variazioni sui motivi dell' carnevale di Venezia, esseguite dalla prima ballerina assoluta di rango Francese.“

Ich brachte den Abend in diesem Winkeltheater in der Loge des Sindaco zu, und wohnte somit einer der komischsten Aufführungen bei, die man sich vorstellen kann. Es war auf der Bühne die kleine Bühne für das Puppentheater aufgeschlagen. Auf dieser hantirten nun etwa fußhohe Puppen, alle jene typischen komischen Figuren, die sich auf solchen Schaubühnen wiederholen. Aber es war staunenswerth, mit welcher Geschicklichkeit diese kleinen Menschen an ihrem Mechanismus geführt wurden. Alle feinsten Bewegungen des Körpers, vollkommen verschieden je nach dem Charakter der Puppe, zeigten sich so täuschend und treu, daß man wahrlich vergaß, Puppen vor sich zu haben. Viele bewegten auch den Mund beim Sprechen in höchst drolliger Weise. Und es kamen da Situationen zum Vorschein, bei denen es wie ein Wunder erscheinen mußte, daß die Illusion nicht einen Augenblick gestört wurde. So kleidete sich ein komischer Kerl aus, der eine Gespensternacht in einem verwunschenen Schlosse durchzumachen hatte, ging dann im Hemd durchs Zimmer, blies das Licht aus, tappte nach

dem Bette, legte sich hinein, schlug die Decke über den Kopf, fuhr erschreckt in die Höhe, als das erste Gespenst kam und so weiter. Es war eine Lust anzusehen. Die Art der Komik ist überall dieselbe, in Wien, Köln, München, und ist männiglich bekannt, aber eine so raffinirte Kunst zu bewegen, hatte ich nie gesehen. In den Logen dieses nämlichen Theaters saßen wieder Marchesen, Comtessen mit großen alten Namen, daß es nur so klang.

Was ich an Werken Perugino's in dieser Stadt sehen und bewundern konnte, steht im Gsell-Fels so genau und schön geschrieben, ist auch sonst so viel von Berufenen dargelegt worden, daß ich mich nicht dabei aufhalte. Ich ziehe weiter nach Perugia, in dem einmal angeschlagenen Tone die Eindrücke des Augenblicks mittheilend.

Perugia und Assisi.

Auf der Fahrt von Chiusi nach Perugia wird dem Reisenden die große Ueberraschung zu Theil, daß er unmittelbar am Wasser längs des ganzen Trasimener Sees hinfährt. Das Wasser dieses großen Sees ist so scharf blaugrün, wie das des Tegernsees, und der Anblick der Scenerie an dieser Seite ist ein viel schönerer, als jener auf dem Wege nach Orvieto. Auf der Hälfte des Weges zeigt sich ein ungewöhnlich wild-malerisches Oertchen auf einem Felsen über dem See, eine große Insel mit einem alten Castell ragt aus den Fluthen hervor. Drüben am Ufer tritt Castiglion del Lago auf seiner felsigen Landzunge in den See hinaus, zahlreiche Berg- und Hügelketten steigen überall auf, und draußen am Horizont über den Wassern ragt majestätisch das Geschwisterpaar Monte Cetona und Monte Amiata in den Aether. Dieß ist eines der großen Bilder Italiens. Auf dieser Fahrt wurde mir ein ganz neues Schauspiel zu Theil: in einem großen Morast nahe der Bahnlinie, wälzten sich Schweine und nackte Kinder um die Wette. Ob dieß moderne Fröbel'sche Kinder-Schlammbäder waren, in denen die Schweine

hospitirten, um ihr altes Anrecht geltend zu machen, oder ob die animali neri hier die Herren waren und die Kinder sich nur nach altem Landesbrauch durch deren schönes Beispiel verführen ließen, das habe ich nicht feststellen können.

Am Bahnhof in Perugia stieg ein Schwarm drolliger Engländer von der großen Cook-Armee in den Omnibus, schlichte Leute aus dem Bürgerstande. Es waren zufälligerweise nach langer Zeit die ersten tramontanen Gesichter, die ich wieder sah. Von so verzeichneten Gesichtern hatte ich gar keine Vorstellung mehr. Es gibt überall häßliche Menschen genug, wenn wir jenseit der Alpen uns aber erlauben, von der Schönheit abzuweichen, wozu wir sehr disponirt sind, dann nehmen wir uns Freiheiten in der Gesichtsbildung heraus, die jedem Gesetze spotten. Wir nennen diese verwaschenen Formen mit Vorliebe die individuelle Ausbildung der Köpfe. Die Cook-Engländer schritten mit einer staunenswerthen Todesverachtung auf das erste Hôtel Perugia's los. Sie können nicht geprellt werden. Ich fand Unterkommen in einer sehr empfehlenswerthen Locanda, genannt del Belvedere, in der That wie lucus a non lucendo, aber am Corso in der Stadt sehr bequem gelegen. Ich war von Pontane an dieses ächt italienische Haus gewiesen.

Perugia macht auf den Reisenden so recht den Eindruck eines Pioniers des Südens. Denn man kann wirklich das neue Italien mit einem wunderschönen Vogel vergleichen, der sich auf den freigewordenen Schwingen erheben will, und an dessen Füße ein ungeheuer schweres Bleigewicht gebunden ist. Und dieses Blei ist der Süden. An Talent geben die Völker dieses von der Natur gesegs-

neteren Theiles gewiß jenen des Nordens nichts nach, aber der Stoß, den die modernen Culturreiche jenseit der Alpen gegeben haben, läuft an der Grenze des Südens aus. Hier ist, wie Gregorovius sagt, Alles so, wie es vor tausend Jahren gewesen ist. Es ist also keine heruntergekommene Masse, sondern unberührter Rohstoff. Wenn Riehl mit seinen Anschauungen im Recht ist, so liegt darin für die weitere Zukunft Italiens ein großer Segen. Denn wenn diese Völker auch leider nur zu selten mehr im Walde wohnen können, so wohnen sie doch in der Wildniß, und sie sind mit solchen Gaben ausgestattet, Talent, Gedächtniß, Begriffsvermögen, poetische Neigung, Drang zum Ueberirdischen sind so allgemein, daß man fast jedes Individuum auf dem kürzesten Wege zu den höchsten Lebensstufen erheben könnte. Hierin liegt der bedeutsame Unterschied von slavischen und asiatischen, wilden Völkermassen. Auch hält christliche Religion und Sitte, aber auch nur dieß, den Ausbruch der vollen Wildheit fern, und gibt die Wege an die Hand, direkt einzugreifen.

Perugia ist in dieser Thätigkeit begriffen. Hohe Schulen aller Zweige blühen dort, umdrängt von mannigfachen Erziehungsanstalten, so daß die Menge der Zöglinge, Lehrer, und Gouvernanten lebhaft an Genf und Lausanne erinnert. Auch für den äußern Glanz der Stadt sieht man hier mit Entschiedenheit eintreten. Aber ach, es gelingt ihnen nur allzu gut, modern anzufangen. Da steht ein theurer Prachtbau prunkhaft am Eingang hoch über den Landen, ein wahres Renommirstück, und das schlägt allen großen Traditionen, allem, was dicht hinter ihm in Fülle steht, dummdreist ins Gesicht. Es ist eine moderne Kaserne mehr. Daneben steht ein von außen mit Orna-

menten bekleyter Zinshausthurm der geschmacklosesten Art. Und diese beiden Häuser mit einem Terrassengeländer, auf dem (in Umbrien!) Vasen von einer unbeschreiblichen Unform prangen, finden nun die Italiener wunderschön, weil sie endlich einmal neu aussehen wie die Sachen in Berlin und Hamburg. So wird denn da auch wieder durch die anspruchsvolle Geistlosigkeit jetziger Baumeister so drauf los gesündigt, daß alle edle Menschheit aufs neue um ein halbes Jahrhundert betrogen wird. Daß man sich am Ende in der Kleidung die Mode unmächtig gefallen lassen muß, ist traurig genug, daß aber auch Baumonumente, die stehen bleiben, nachdem sie Geld und Raum verschlungen haben, der Mode unterworfen sind, das ist zu schlimm! O wenn wir das Ende des Fadens wieder aufnähmen! Gott erleuchte unsere Baumeister. Uebrigens wenn Hand angelegt wird, eine Stadt des Südens aufzufrischen, so stößt man auf uns fernliegende Schwierigkeiten. Eine solche Stadt ist ganz durchwachsen von wichtigen interessanten Baureſten, um die sich unbequeme Gassen drängen, treppauf, treppab. Dieß Alles ist altersgrau und verwettert, interessirt auch nur den gebildetsten Theil der Menschheit. Und nur aus diesem Grunde muß es stehen bleiben, jede Erneuerung hemmend und unterbrechend. Ueber die größte Frage der Zweckmäßigkeit aber können sie gar nicht wegkommen, denn unten durch das ferne Thal ziehen die Betriebsadern der neuen Welt, während sie einen vollkommen paralysirenden Aufwand von Zeit und Geld machen müssen, theils um die prachtvollen Kunststraßen nach oben zu bauen und zu erhalten, theils um den Rohstoff, sowie die fertige Arbeit mit der Achse auf und ab zu führen. Sie müßten eigentlich damit

anfangen, den Berg ganz zu räumen und sich unten anzubauen.

Wenn man aber davon absieht — was einem heutzutage schwer wird, denn wer mag das schöne Italien verdammen, ewig nur ein Antiquitäten-Cabinet zu bleiben — dann gibt der Aufenthalt in Perugia gewiß mit die schönsten und reinsten Eindrücke in Italien. Es ist ja eine wahre Verschwendung unerschöpflicher Kunstwerke, die alle wie eine große Familie zusammenhängen. Lange saß ich auf dem Stein gegenüber dem Hause, was als an der Stelle gebaut, wo einst Pietro Perugino gewohnt haben soll, bezeichnet wird und stellte mir vor, wie er und der Knabe Rafael aus und eingingen, drinnen ewig Dauerndes schafften, künstlerische Heilande der Menschheit. Am Hause steht eine würdige Inschrift, welche besagt, daß die Stadt dieselbe hier eingelassen hat, „perchè ancor essa testimoniasse alle genti la venerazione di Perugia al fondatore della sua scuola, al maëstro di Raffaello.“ Ebenso ergreifend ist in ihrer stolzen Vornehmheit die Inschrift am Eingang des Fresko-Gemäldes, an dem beide Meister vereint gearbeitet haben:

Quid Raphael pictor longaevus, quidque valeret
Petrus opus muro ductum testatur eodem.

Wer Perugia nicht gesehen hat, kann sich gar nicht vorstellen, welche Augenweide auch nur die Gänge in der Stadt und um sie her bieten. Ueber ein gar nicht zu enträthselndes System von hohen Bergrücken mit tiefen Schluchten breitet sich dieses phantastische Mauergebilde aus. Lange breite Treppenstraßen verfolgt man in die Tiefe, während kolossale Substruktionen neben einem

aufwachsen. Ein Viadukt auf kühnen Bogen führt über die Dächer und Gärten weg, einen Stadttheil mit dem andern verbindend. Aus urgewaltigen Grundmauern steigen Bogen von unglaublicher Höhe auf, durch die man schreitet. Und hie und da entzückt mitten in diesem Gewaltigen ein kleines zierlich gebautes Werk der Baukunst das Auge. Sobald man aber einen freien Platz gewinnt, öffnen sich große, höchst mannigfache Horizonte mit imposanten Bergmassen. Und immer noch ragt, als der schönste edelste Anblick, aus der Ferne meine kastanienreiche Montagna die Santa Fiora hoch empor, eine wahre Königin der Gebirge. Auch sieht man in dem großen Bild Assisi, den Urquell umbrischer, ja italischer Kraft und Größe, lockend von seinem wilden Berghange herüberleuchten. Es ist in all diesen imposanten Umgebungen so viel Harmonie und Lieblichkeit durch die zahllosen kleineren Hügel, die hindurchgestreut sind, und die weiten üppig blühenden Thäler. Obendrein ist der Menschenschlag ein sehr hübscher. Schöngeformte Männer und Frauen beleben die reiche Landschaft, und die Köpfe der jungen Mädchen, die vom Lande herein kommen, sind mitunter so eigenthümlich, so zart und sinnig im Ausdruck, daß sie noch heute zu Vorbildern für heilige Frauen dienen könnten, wenn die Maler noch nach solchen suchten. So wie es jetzt ist, erscheinen sie als späte Nachkommen in einem rührenden Zusammenhange mit den Werken der Vorzeit. Als ich in der Pinakothek weilte, in dieser wahrhaft erbauenden Gemälde-Sammlung, der es einen eigenen Zauber verleiht, daß sie in einer Kirche aufgestellt ist, wollte es der Zufall, daß ein sehr großes Pensionat von Töchtern hereingeführt ward. Abgesehen davon, daß es einen wohlthuenden Eindruck

machte zu sehen, wie ihnen die Bilder gezeigt und erklärt wurden, muß ich gestehen, daß ich ganz erstaunt war über das Durchschnittsverhältniß der Schönheit: es war fast kein einziges Kind in der ganzen Schaar, das man nicht lieblich genannt haben würde, und wenigstens zehn von diesen zarten Wesen waren bildschön.

In Perugia ist mir das Glück zu Theil geworden, zuerst nach mehr denn zwei Monaten wieder einen Deutschen zu sehen. Er war auch Gast derselben Locanda, hatte wie ich den kostbaren Führer Gsell-Fels zur Seite und war, wie ich, diesem Führer so treu, daß er seinem Plan in der Reihenfolge der Besichtigungen folgte. So ist es geschehen, daß wir im selben Zimmer gespeist, überall in kleinen Kapellen dieselben Bilder beschaut, gemeinsam die Initialen desselben Folianten bewundert haben; wir waren zusammen auf einen engen Balkon über dem Abgrund gesperrt, um den Zugwind von uns abzuhalten, wir gingen dieselben Straßen entlang, saßen stundenlang in dem kleinen Cambio; wenn ich irgendwo einsam stand, versunken in den Anblick edler Theile eines Baues, nach einigen Minuten hörte ich ihn wieder ankommen, ich kannte schon seinen Schritt — aber wir haben kein Wort gewechselt, keiner hätte es gewagt, den andern in seiner ernsten Arbeit zu stören, und ich hätte ihn so gern geküßt; er hat nicht geahnt, wie lange ich keinem Deutschen begegnet bin, aber er war unnahbar, bei jedem Impuls ihn doch anzureden, stockte mir das Blut. Auch schön diese feierliche fast übernatürliche Reserve, dieser furchtbare Ernst, den Heine sich die Mühe gegeben hat, den Franzosen begreiflich zu machen. Schön, aber gruselig! Gewiß habe ich in dem Andern dieselben Gedanken hervorgerufen!

Ein kurzer Sprung hinüber von einer dieser Schwesterstädte zur andern, und um so unmittelbarer die Wirkung der Gegensätze! Wenn man den Berg hinanfährt, über dessen Rücken die langgedehnte Stadt mit ihren Kirchen so hell und herrlich ausgebreitet liegt, überragt von der hohen Burg, dann imponiren einem die überaus großen Substruktionen der Doppelkirche des heiligen Franciscus dermaßen, daß man ein Gefühl hat, wie beim Anblick einer Weltstadt. Von unabsehbaren Bogenreihen durchbrochen, dehnt sich dieser Riesenbau längs der Abhänge aus, und oben strahlt die schöne berühmte Kirche. Wenn man aber zum Thor hineingefahren ist, so ist man mit einem Schlag aller Gegenwart, allen großen Verhältnissen entrückt. Eine stille Hirtenstadt, scheinbar unberührt von dem Strome der Zeiten, hat uns aufgenommen. Das Wirthshaus steht nahe der Kirche des heiligen Franciscus hart am Abhang, und von meinem Balkon hatte ich wieder die große schöne umbrische Landschaft in neuer reizender Verschiebung zu Füßen, wunderbar verklärt durch die majestätische weiße Kuppelkirche, die mitten im Thal aus den Pflanzungen der Landleute aufsteigt wie ein Wunder. Ja, die Herren von Rom haben schon gewußt, die feinsten Mittel anzuwenden, um die Sinne zu umstricken!

Ich zog durch den stillen öden Ort. Vor der Franciscuskirche breitet sich eine Weide aus, bis hart an das Portal, von einem Fußsteig durchzogen, eine alte Mauer begrenzt dieses Hirtenfeld. Eine Heerde Schafe graste auf demselben, darüber erhob sich die helle Kirche, es war als wenn sich der Stall, in dem der Heiland geboren, in einen Dom verwandelt hätte. Im schönen Gegensatze zu dieser Legenden-Stimmung steht dann der wohlerhaltene

römische Tempelbau, das Wahrzeichen irdischer Machtfülle. Die römische Kirche hat den Bastard groß gezogen, der diesen beiden Elementen entsprungen ist, und voll Geist und voll Poesie, wie alle Bastarde, nach der Weltherrschaft ringt, daß die arme Erde um all ihren Frieden gebracht ist. Assisi, so vereinsamt und friedlich es daliegt, ist nun noch heute ein Brennpunkt dieses Weltenkampfes. Ich habe nur zwei Tage dem Schauspiel beigewohnt, was müßte einer für Beobachtungen machen können, der Monate hier zubrächte! Das ist ein Wallfahrtsort ganz anderer Art als Lourdes, eine Parallele im offenen Kampf, als Mariahilf, der Sammelplatz alter Weiber und altväterischer Bauern. Nach Assisi und Loretto wandern die Generale und Officiere der furchtbaren Armee, Mönche, geistliche Herren und Laien, Männer von Bildung und Einfluß, die mitten im Kampfe stehen, um sich durch dieses berauschende Gedicht zu stärken — im Aberglauben. Gfell-Fels macht einen Versuch, durch umständliche Erzählung einen für diesen heiligen Franciscus zu interessiren, damit der Anblick der Bilder eine tiefere Wirkung hervorbringe. Aber gerade, weil wir auch an diese heilige Stätte der Väter der Kunst wallfahrten, kann es nicht ausbleiben, daß wir nach kurzer Zeit auf das empfindlichste gestört werden durch jenen anderen mächtigeren Strom, der uns umgibt. Sollte nicht die Wallfahrt zu den Meisterwerken gottbegabter Künstler auch gottgefälliger sein, als die zu einem wunderlichen Heiligen, der seine krankhaften Poesien und Visionen der Welt mit einer furchtbaren Zähigkeit aufgedrängt hat, so daß der Papst und die ganze Welt sich vor ihm beugte? Franciscus hat den Bettel kanonisirt, und sobald man sich Assisi nähert, wird man in einem

solchen Maße von Bettlern angefallen, daß alle anderen Erfahrungen dieser Art in nichts verschwinden. Wenn er sich die Armuth zur Braut gewählt hat, so ist es ihm auch in erschreckender Weise gelungen, seiner Heimath die Erbschaft dieser heiligen Ehe zu hinterlassen. Und zu diesem Prediger der Armuth wandern die englischen Lords, die spanischen Granden, die westphälischen Grafen, die römischen Prinzen, die in Reichthum schwelgen, das Volk zurückhalten und bedrücken, um an dieser Stätte ihre Seele neu zu tränken mit Haß gegen den Protestantismus und das neue Deutschland. Alle diese dämonischen Frommen, die Nachtvögel unserer Tage, haben kaum ein Auge für die verwetterten Wandbilder in den düstern Räumen der Kirche, fallen aber in Verzückungen an der Stelle, wo die Reliquien aufbewahrt werden und die Wunder geschehen sind. Es ist ein böses durchdachtes Spiel, und so lange es ein Spiel bleibt, wollen wir uns wieder beruhigen. Ich habe gerade verschiedene Sorten zu sehen bekommen, Herren von der übelberüchtigten spanischen Wallfahrt, einen jungen Mann vom westphälischen, einen vom polnischen Adel in geistlichen Weiberröcken, eine himmelnde kreuzschlagende englische Gesellschaft, Italiener, die wirklich aberglaubten, alrannartige Mönchsgestalten aus Asien und Spanien, man glaubt gar nicht, welch ein verzwickter Gedankengang unser einfaches, nach Wahrheit strebendes Zeitalter mit seinen Wallfahrtsfäden durchzieht. Unten im Dome, der über dem Häuschen des Franciscus aufgebaut ist, stand eine Schaar Mönche aller Länder, barfuß mit Kutten und Stricken, abscheuliche, alte, magere und dicke Faulenzer im Halbkreise vor dem Häuschen, glotzten es an und erhoben ein so mörderisches, barbarisches Geschrei,

daß ich die Flucht ergriff und draußen mit den Thränen kämpfte, in Trauer und Schrecken darüber, daß unsere Zeit noch solche Ausgeburten hat. Ich war so glücklich, auch Stunden zu finden, wo ich allein war, und das Herz erfreuen konnte an dem Geiste Giotto's, an den eigenthümlichen und großartigen Architekturen, an den Meisterstücken der Bildhauerei. Welch ein Denkmal, diese Kirche des S. Francisco!

Die Schnellzüge von Florenz nach Rom gehen von Terontolo über Orvieto, an Perugia, Assisi, Terni vorbei, und hier verkehren nur noch Personenzüge. Dieß bestimmt Tausende von Reisenden vorüberzufahren. O lasse sich kein Deutscher abhalten, hier einzubiegen, er ahnt nicht, was er liegen läßt! Und ist es denn so schlimm, durch eine reizende Gegend in kurzen Etappen langsamer zu fahren! Da ist das große Hinderniß der Koffer und die vollkommen unbegründete Annahme, daß auf den italienischen Eisenbahnen keine Ordnung herrsche. Ich habe jetzt genügende Erfahrungen gemacht und, weil ich merkte, wie regelrecht die Bedienung war, mich rechts und links, wo ich konnte, erkundigt. Meinen Koffer, der gar keine Adresse hat, habe ich an den verschiedensten Stellen der Bahn zurückgelassen, ohne irgend jemanden ein Wort zu sagen, und wenn ich oft nach zwei Tagen weiter fuhr, habe ich meinen Gepäckschein der vorigen Reise an einen Facchino gegeben, der mir den Koffer sofort brachte. Ich habe ihn zurückgelassen, von Italienern nach meiner Abreise nachsenden lassen, diese haben mir im Briefe das Recepisse geschickt, und so habe ich meinen Koffer nach aller Regel wieder abgeliefert bekommen. Außerdem nehmen die Omnibus, die einen zu diesen Bergstätten hinaufbringen, alles Gepäck ohne Umstände mit.

Und so sollte niemand um solcher kleinen Hemmnisse willen, es versäumen, so belehrende und erquickende Eindrücke sich zu verschaffen. Wir Deutschen haben hier ohnedieß noch einen feierlichen Besuch abzustatten. An dem Häuschen des heiligen Franciscus ist ja das schöne Freskogemälde von unserm Overbeck. Wenn man sich in die Seele dieses Meisters versetzt, so thut es einem wohl, zu denken, daß es ihm gegönnt gewesen ist, an dieser für ihn so bedeutungsvollen Stätte sich zu verewigen. Und obendrein kann man sich keinen Ort denken, an welchem ein Bild besser wirken könnte. Ganz allein auf der Giebelwand eines Häuschens, das mitten in einem hellen Kuppelbau steht! Eine höchst poetische Wirkung macht an dieser Kirche ein außen längs ihrer Grundmauer hinlaufender, sehr langer Marmortrog, in den 25 Röhren, die aus der Kirchmauer hervortreten, das Wasser speien. Neben der kleinen Kapelle, in der das Herz des Heiligen beigesetzt ist, und in der so überaus schöne Köpfe von Beati und Santi, Klosterbrüdern jenes, von Lo Spagna gemalt sind, zeigt man nun den kleinen eingepferchten Raum, wo die Rosen ohne Dornen mit Blutflecken auf den Blättern immer fortwachsen, und der ganz verheuchelte Kirchendiener sagt einem in diesem Moment mit Emphase: „Eine fortwährende Erneuerung des Wunders.“ Dieß wird die rosa alpina aus den Alpen oder aus dem Himalaya sein, und bei diesem Anblick werden bei den Wallfahrern alle Zweifel niedergeschmettert.

Auf der Burg, die über Assisi emporragt, habe ich zum erstenmal eine bei uns ganz unbekannte Pflanze im Freien bemerkt, eine kleine Distel, deren Blume, sowie die ihr zunächst stehenden Pflanzenblätter von wunder-

schönem Blau sind, ein Uebergang von Stahlblau zu Kornblau.[1]

In Assisi kauft man große Photographien von allen Fresken, den schönsten Architekturtheilen, sowie köstliche Ansichten des malerischen Orts, um einen geringen Preis. Ich bringe das Verzeichniß mit und werde versuchen, dasselbe in weiteren Kreisen bekannt zu geben. Man erwirbt einen außerordentlichen Schatz mit dieser Anschaffung.

So einsam und unberührt vom neuen Geiste der Völker sich nun diese Bergstadt dem Besucher auch darstellt, sie hat doch schon ihren beträchtlichen Antheil an den jetzigen Bestrebungen. In den weiten Klostergebäuden ist ein großes Seminar errichtet, in welchem ausschließlich Söhne von Lehrern jedes Ranges und jedes Faches Aufnahme finden. Die obere Kirche ist dem Gottesdienst entzogen, und wird, nachdem sie neu ausgeputzt ist, feierlich als Kunsttempel der Nation übergeben werden. Dieß legt von officieller Seite einen Nachdruck auf die Wallfahrt der Geister zu diesem bedeutsamen Ort. Es ist eines jener Parolis, die ohne Ermüden die italienische Regierung im ganzen Reiche dem klerikalen Geist biegt. Einen sehr bedeutenden Einfluß übt übrigens auch hier, wie überall im Reiche, die allgemeine Wehrpflicht aus. Die jungen

[1] Von mehreren Seiten sind mir über diese Blume Mittheilungen in Briefen zugegangen, von denen ich eine aus Tyrol hier folgen lasse:

„Sie haben ohne Zweifel Eryngium amethistieum gesehen. Diese Pflanze wächst auch auf deutscher Erde. Ihre Nordgränze ist zwischen Klausen und Bozen. Dort ist sie im Sommer streckenweise ganz nahe der Landstraße auf Porphyrschutt zu finden. Das ganze genus Eryngium heißt Mannstreu, auch Brachdistel. Eine verwandte Art ist auch nördlich der Alpen nicht selten (Eryngium campestre), die auch ein wenig ins Blaue sticht. Der Name Eryngium kommt schon beim älteren Plinius vor."

Männer durchziehen während ihrer Dienstzeit ganz Italien und kommen mit neuen Vorstellungen nach Hause. Abgesehen davon, ist in Assisi unter der eingebornen Jugend der Bürgerklasse ein ganz besonderer Eifer für das neue Italien wach. Die Jünglinge widmen sich, wenn irgend ihre Mittel es zulassen, den Studien auf Hochschulen, und treten als Beamte und Ingenieure in das öffentliche Leben. So mögen denn diese beiden Städte gesegnet sein in ihrer Arbeit!

Ueber Terni nach Rom.

Bei der Weiterfahrt von Assisi gen Rom bietet der wilde breitrückige Berg Subasio, an dessen Fuß die Stadt sich aufbaut, einen ganz besondern Anblick, weil am andern Ende desselben sich in ähnlicher Weise wieder eine Stadt über einen Vorberg ausbreitet, so daß sich förmlich ein symmetrisches Bild darbietet. Es ist dieß Spello, auch reich genug an Denkmalen von Wichtigkeit. Aber wie lange müßte man wohl in Italien reisen, um alles zu sehen! Man fährt im Thale längs des Gebirges hin, und es fällt uns hier wie an so vielen Stellen auf, daß dieselben Berge, die in der Ferne so lockend, so verklärt vor uns liegen, in der Nähe das Interesse verlieren und sich unschön darstellen, zum großen Unterschied von unseren Alpen. Sie sind eben des Waldes beraubt bis zum Scheitel und bis hoch hinauf angebaut. In dieser Beziehung mögen sie freilich im Mai und Juni anders aussehen, wo alles von Blumen strotzt und ein saftig grüner oder goldener Pelz von Fruchtfeldern die Stelle der eingeschrumpften verdorrten Rinde einnimmt, die sich jetzt zeigt. Foligno, die erste Stadt in der Ebene nach so langer Zeit, erweckte heimathliche Empfindungen; ebenso Terni, von außen gesehen. Wenn man aber hineinfährt, vergehen einem gleich wieder derartige Gefühle.

Die Städte dieser Länder, die sich einigermaßen dem Begriff einer anständigen Stadt zu accommodiren bestrebt sind, haben immer noch das Besondere, daß es verboten ist, in die Nebengassen zu schauen. In eine solche fuhr ich aber sogar ein, und stieg in einer Locanda ab, die in einem alten mächtigen Palast eingerichtet ist. Dann fuhr ich sofort wieder zur Stadt hinaus, durch die ersten hochstämmigen alten Olivenhaine, die ich auf meiner Reise zu sehen bekam, und hinein in eine malerische Schlucht, aufwärts vorbei an einem über die Schlucht ragenden Felsennest, und nun hoch ins Gebirge hart an den riesigen Abgründen hin. Dann zeigten sich neue hohe Gebirge in der Ferne und der obere Ansatz des Wasserfalls. Dieser ist berühmt genug, und es bedarf keiner Schilderung des überwältigenden Eindrucks, den der Sturz in die schattigen Tiefen mit dem vom Schluchtenwind wieder aufwärts gejagten Schaumnebel auf den Beschauer macht. Nach Möglichkeit wurde er mir noch erhöht dadurch, daß eine feurige Gluth von der untergehenden Sonne über die fernen Kulmen gegossen war, während es in der grausen Schlucht schon nachtete. Bei einem Mäuerchen, das an einem der besten Ansichtspunkte vor dem Absturze schützt, erzählte mir der Führer, ein Müller, der dieses Weltwunder zu einem Drittel über seine Räder führt, bevor es zu dem Schauspiel mitwirken darf, daß im vorigen Jahr ein junger Römer hier verunglückt ist. Der Wasserfall war im Mai in seiner ganzen Fülle, der Jüngling war an die Brüstung gelehnt, und rief seinem nachfolgenden Freund in voller Begeisterung entgegen: „O wie schön!“ als der Stein wich und er im Schaum verschwand. Die Verzweiflung des Freundes hatte dem Müller einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Als

im Hochsommer das Wasser klein war, suchte er mit scharfem Auge nach Spuren des Verunglückten, und fand endlich, daß die Kraft des Wassers ihn tief unten an der senkrechten Wand in eine Höhle geschleudert hatte. Er machte seine Vorbereitungen, ließ sich an einem Strick nieder in diese schreckenerregenden Tiefen, holte den zerschmetterten Leichnam hervor, ließ sich mit seiner Bürde aufwinden und lieferte dieselbe der Familie aus. Ein wahres Gegenbild zum Taucher! Die Regierung hat ihm für diese That einen Orden verliehen. Ein fernerer Punkt heißt das Napoleonshäuschen, weil der Feldherr hier gestanden hat. Es mischen sich unter diesem Dächlein in aller Blitzesschnelle viele Gedanken mit dem Gefühl der Bewunderung. Das Municipium von Terni hat auf dem Bahnhof und in den Gasthöfen Zettel anschlagen lassen, auf denen zu lesen ist, daß, um den Beschauer eines so großartigen Naturbildes in seinen weihevollen Empfindungen nicht zu stören, bestimmte Führer mit festgesetzten Taxen angestellt seien. Nichtsdestoweniger wird man oben überlaufen und in hohem Maß gestört. Ich hielt den Leuten unter Begleitung des Donners eine Standrede, worin ich sie auf die Menschenwürde und auf die Bedeutung des großen Schauspiels aufmerksam machte. Sie lachten mir ins Gesicht und sprachen höchst zuvorkommend: „fatte buon viaggio!“ Es wird also wohl vorderhand noch so bleiben, und ich habe mich so angestrengt! Zurück flogen wir nur so die Berge hinunter, vor uns die goldene Fluth des Aethers über schön umrahmten Fernen schwimmend, zu den Seiten den übermüthig reichen und mannichfachen Wuchs der feuchten Schluchten im letzten Flackern der Abendlichter schimmernd, bis uns die Nacht in den Oelhainen umfing. Abends im

Kaffeehause war es voll von Cavallerie-Officieren, deren Regiment in Terni steht. Es waren schöne junge Männer von schlankem Wuchs und vornehmer Erscheinung, die das völlig freie unbefangene Wesen auch im Gemisch mit ihren Stabsofficieren ganz vortrefflich kleidete. Keine Spur von Adelshochmuth war zu bemerken, nur natürlicher Anstand.

Am Morgen ging's weiter nach Rom. Hoch und kühn auf riesigen Felsen starrte Narni mit seinen Nadeln in die Luft, und hing mit phantastischen Unterbauten noch über uns, als wir mit der Bahn in die überaus malerische Klamm getreten waren. Das ist ein herrlicher Gruß auf der Fahrt nach Rom, eine Klamm von so brausender Wildheit, wie unsere schönsten in den Alpen. Sobald man herausgetreten ist, leitet sich in höchst interessanter Weise der Uebergang in die Hirtengebiete ein, die Rom umgeben. Der Pioppo hört endlich einmal wirklich auf, man fährt ohne Pioppo durch Italien, welch eine Erlösung! Doch nein, da ist er wieder, die Freude war zu rasch; nochmal für eine halbe Stunde, dann wird der Weingarten seltener und verschwindet endlich. Der Tiber beginnt seine vielverherrlichten Windungen zwischen hohen Uferrändern mit den Zungen von gefährlichem Flugsand, die kleinen schöngeformten Felsen am Abhang gestreckter Hügel treten auf, erhaben steigt der einsame Soracte in die Luft, man sieht Gruppen der großen silbergrauen Rinder, rasch wächst die Zahl, die Heerden werden groß, Reiter mit Lanzen sprengen daher, und nun erblickt man die unabsehbar großen Schafheerden, umgeben von fellbehangenen Hirten. Die weißen Hunde bewegen in Wellenform ihren Rücken durch das hohe verbrannte Gestrüpp, ein furchtbarer Stier, wie ein Gebilde der Urzeit, steht nah an der Bahn — ein Thier, so

groß und mächtig und schön, wie sie nicht nach Rom kommen. Wer sein Bild hätte, um es zu zeigen! Nun wird die Gegend bald bekannt und traulich, es kommen die Erinnerungen. Da liegt Tivoli, dort das Albanergebirge. Aber die Kuppel bekommt man nicht zu Gesicht. Die Bahn hat nicht einmal diese Rücksicht auf die Reisenden genommen, sondern schleicht nach starrer Gewohnheit durch die Gräben. Und wie stolz ist nun die Einfahrt! Ein hohes dreifaches Thor ist in die alte Römermauer eingelassen. Durch das mittlere gleitet, vorher eine lange Curve durchziehend, das Dampfroß, des Gewichtes spottend, das es in langem Zuge nach sich zieht. Links der Lateran, dort Sta Maria Maggiore, gewaltige Trümmer der Thermen ringsum, vor denen die langen Reihen der Packwagen allerdings einen wunderlichen Anblick gewähren. Wir werden ja nur deßhalb, weil uns in Rom so bedeutende Reste aus uralter Zeit geblieben sind, zu solchen Empfindungen geführt, und versetzen uns mit Leichtigkeit Jahrtausende zurück, das Damals in das Jetzt hineinziehend. Es kommt einem unwillkürlich der Gedanke: wenn ein alter Römer von derselben Mauer herunter diesen Einzug hätte ansehen können! Auf der Fahrt in die Stadt sieht man gleich die im Bau begriffene via nazionale, die erste neue Ader, die hinein geführt wird, eine breite Straße mit Baumreihen und modernen Zinshäusern. Ganz natürlich, Rom hat ja uns zum Muster zu nehmen, um die hohe Kulturstufe zu erklimmen, deren herrliches Wahrzeichen das Zinshaus ist. Bald kommt man in sein gutes altes Rom, und sieht und weiß nichts mehr von seiner neuen Bestimmung. Da ragt der Palazzo Barberini empor, da bläst der alte Tritone in seine Muschel, da ist die Baum-

terrasse vor den Capucinern, die propaganda fide, das geschmacklose Denkmal des Dogma's von der immaculata, alles wie sonst. Ich stieg im Hôtel Anglo-Americain ab, dessen Wirth ich viel bei Pontane gesehen und auch auf seinem Landgut besucht hatte, und wurde demgemäß empfangen wie ein Freund des Hauses. Ich begab mich sofort auf die Wanderung, und ging hierhin und dorthin, alte Erinnerungen wachzurufen. Aber die zwanzig Jahre und darüber waren wie weggewischt, ich hatte zu lange in Rom gelebt, es war alles, als hätte ich es gestern noch gesehen. Ueberall hatte man mir gesagt: Sie werden es sehr verändert finden, und keine Spur einer Veränderung ist zu bemerken. Höchstens sind auf dem Corso mehr Häuser verputzt als sonst, ein Schritt, zu dem sich die Italiener am allerletzten herbeilassen. Gegen das Verputzen innen und außen müssen sie einen natürlichen Widerwillen haben. Hier sind die Farben zu grell gewählt, so daß sie nicht mit dem Styl und den Profilen harmoniren. Das Orangegelb, Fleischfarben, Chamois mit grellgrünen Fensterläden steht den neapolitanischen Häusern gut mit ihren flachen Dächern, ihren langgezogenen Fenstern und luftigen Balcons, die Römer müßten feines Grau, Weiß und Braun wählen. Im Corso sind einige Erdgeschosse großer Kaufläden mit grauem und schwarzem Marmor in schönem Styl bekleidet und mit Goldbronze oder grüner Bronze reich verziert. Das ist ein außerordentlich taktvoll gewählter Schmuck. Wenn sie in diesem Sinn und Styl fortfahren, dann kann ihr schmaler Corso eine prachtvolle Straße von großer Eigenthümlichkeit und von römischem Geiste werden.

Rom ist noch immer eine wunderbar stille Stadt — „quieta“ nennen sie die Italiener. Mit Ausnahme der

einen Stunde gegen Sonnenuntergang, wo die Equipagen, vom Monte Pincio zurückkehrend, den Corso auf- und abfahren, beläſtigen ſelbſt in dieſen engen Gaſſen nicht einmal die Wagen den Fußgänger. Die Menſchen ſind nicht zahlreicher, als daß man immer den Einzelnen ins Auge faſſen kann, und ſie bewegen ſich zumeiſt langſam ſchlendernd. Da iſt von dem geſchäftigen Treiben, der Eile in der Bewegung, durch die ſich die Großſtadt ſonſt kenntlich macht, keine Spur zu ſehen. Es iſt, als ob alle Menſchen, die hier weilen, die Welt mit ihren Sorgen und Mühen hinter ſich gelaſſen hätten und ſich hier erholten, einem beſchaulichen Daſein hingegeben. Da iſt denn auch in den bewegteſten Stadttheilen der vierte Menſch ein Fremder, und in dem Bewußtſein, wie viel ernſtes, bedeutendes Studium hier gemacht wird, blickt man die Vorübergehenden immer mit dem Gedanken an: „Wer weiß, was für ein berühmter Mann das ſein mag!“ Demſelben forſchenden Blick begegnet man auch von der anderen Seite, und man kann ſich nicht einmal gegenſeitig beruhigen, daß es mit dem Ruhme keine Gefahr hat.

Müde ſchlendern die wunderhübſchen Töchter Deutſchlands und Englands oft auf etwas großen Füßen neben den Beſchützern her, von irgend einer anſtrengenden Beſichtigung heimkehrend, im verklärten Ausdruck der „veredelten Bummelei,“ wie Kendall als junger Mann das Reiſen in Italien bezeichnete. Rom als Ganzes genommen, mit ſeinem Syſtem von Hügeln, ſeinen unermeßlichen Weiten, ſeinen rieſigen Denkmälern, ſeinem überſchwänglichen Reichthum an wahrhaft ſchönen Punkten, um gar nicht von ſeinem geiſtigen Gehalt zu reden, iſt wohl in einem anderen Sinn eine Weltſtadt, oder die Weltſtadt. Aber die Haupt-

stadt eines blühenden Reiches stellt es nicht dar. Die Reisenden fahren rasch von einer Herrlichkeit zur andern, oder sie sind, wenn sie germanisches Blut haben und zu Fuße gehen, getragen von der Erwartung des nächsten großen Eindrucks, wenn sie abseits vom Corso und wenigen anderen Straßen durch die Stadt ziehen. Wenn man aber darauf achtet, um den Stand Roms als Capitale zu bemessen, dann gewahrt man, daß unmittelbar neben dem Corso ein Labyrinth finsterer, schmutziger, ganz enger Gassen sich ohne Unterbrechung in ungeheure Entfernungen hin ausdehnt. Kein Trottoir, schlechtes Pflaster, Miasmen aller Art, die unbedingte Herrschaft des niederen Bürgerstandes, kein Haus, das sich irgend durch interessanten Styl auszeichnete, keine Thüre, kein Fenster mit einem Schmuck — so kann man eine gute halbe Stunde, ja noch mehr, dahinziehen. Und dieses Rom bewohnen die Italiener, die Beamten aller Art, die Kaufherren, Lehrer, Schüler u. s. w. Hier hinein sind die sechzigtausend Menschen getaucht, die bei der Uebersiedelung der Regierung von Florenz eingewandert sind; durch diese langen Gassen müssen die Herren und Damen wandern, um ihre Wohnungen zu erreichen, wenn sie sich im Freien ergötzt haben oder von ihren Geschäften kommen. Darum berührt das „Roma Capitale“ den Italiener immer noch in sehr verschiedener Weise. Das politische Stichwort feuert ihn an und macht ihn opfermuthig, aber sein eigenes Leben in Rom freut ihn nicht. Sie können nicht immerfort alle für die Loggien Rafaels und den Moses von Michelangelo schwärmen, wie die Reisenden und Studirenden, und sobald man die Perlen herausnähme, bliebe, außer der schönen Landschaft von Rom, ein häßlicher Rest. Die Italiener

nennen es eine Città sporca, brutta, und träumen von Florenz und Mailand. Schwerlich wird es auch so bald wesentlich anders werden, es sei denn, daß die Tagesparole: Roma porto di mare, zur Wirklichkeit würde. Denn die Italiener bleiben, wie die Deutschen, in ihren Heimathstädten trotz allem Ruhm. Einem Turiner, Mailänder, würde es gar nicht in den Sinn kommen, nach Rom zu ziehen, um sich mehr geltend zu machen. Das ist nicht wie in Frankreich, wo jeder nach Paris gehen muß. Ein Italiener kann sein ganzes Leben in einem abgelegenen Winkel zubringen und doch in aller Welt Munde sein. Sein Fleckchen Heim wird mit ihm berühmt. Große Industrien aber hat Rom nicht, die breite bequeme Verkehrsadern mit der Zeit zur absoluten Nothwendigkeit machen würden, und solche Adern bloß à la Haußmann durchzulegen, damit die Stadt vornehmer und eleganter aussieht, dazu ist hier kein Geld vorhanden. So wird es wohl im wesentlichen bleiben wie es war, mit Hinzufügung jenes theuren Luxusquartiers, das sich in der Nähe des Bahnhofes bildet, wo die Häuser nach neuester Façon im Garten stehen. Seine wesentliche Veränderung, bis zu dem Stadium, wo es sich jetzt befindet, hat Rom seit der Zeit durchgemacht, wo Koch und seine Zeitgenossen dort hausten. Der alte Plattner, Kestner, der Bildhauer Wagner, die wir in jungen Jahren als die alten Herren in Rom verehrten, wußten uns nicht genug zu erzählen von dem früheren Zustande Roms und konnten ihn nicht verschmerzen. Diese Herren kamen sich wie bevorzugte Abenteurer in weiter, weiter Fremde vor, und jede Spur tramontanen Lebens verkürzte sie in diesem Gefühl. Diese Art von Reiseschwärmerei, bei der aller Reiz in dem Ungewöhn-

lichen, durchaus Fremdartigen liegt, wird immer weniger Nahrung finden, je weiter sich das Eisenbahnnetz ausdehnt. Man wird nach Marokko, Persien, Indien gehen müssen, um diesen Drang zu befriedigen.

Auf den Kaiserpalästen war am Sonntag Nachmittags ein Fest der turnenden Jugend. Die großen neuen Ausgrabungen, die für die Männer der Wissenschaft ein beneidenswerthes Gebiet des Streites sind, aber dem Auge des Unwürdigen keineswegs schmeicheln, der weit ausgedehnte öffentliche Garten, der mehr eine Sammlung fremdartiger Pflanzen zu wissenschaftlichen Zwecken, als ein lieblicher Vergnügungsort ist, die Masse Menschen mit Cylindern, die Turner — das alles wollte auch mir nicht recht scheinen im Vergleich mit unserer früheren geheimnißvollen Wildniß dort oben. Hier hatte ich zuerst seit Monaten das Glück, einen Bekannten zu treffen, deutsch zu sprechen und deutsch zu hören. Und zwar war es Hr. v. Dachröden, der treue fleißige Römer, den ich traf. Aber die Freude sollte nicht lange dauern; ich wurde plötzlich von Fieberschauern überfallen und hatte meine Noth, noch in einen Wagen und ins Bett zu gelangen. Nach mehreren Stunden heftigen Unwohlseins, während dem mir wie im Traum eine fremde Arztgestalt erschien, erfolgte eine gewaltsame Krisis, und am Morgen nahm ich nach Vorschrift Chinin-Pulver ein. Weil ich ohnehin noch weiter nach Süden wollte, ehe ich mich hier aufhielt, so reiste ich, sobald ich mich stark genug fühlte, schleunigst ab, und war froh, dießmal mit der Angst vor dem römischen Fieber, in dessen Klauen ich schon zu sein glaubte, davon zu kommen.

Neapel.

Jäger und Maler wissen nicht mehr, mit welchem Aufwande von Schwierigkeiten es in früherer Zeit verbunden war in sein Revier zu gelangen. Heutzutage fahren sie in der Frühe ein paar Stationen auf der Eisenbahn, und sind zu guter Zeit unermüdet in medias res versetzt. So setzte auch unser Zug in der Campagna ein Anzahl rüstiger Männer mit Ledergamaschen ab, die, mit ihren Flinten und Hunden die einen, die andern mit den Malergeräthen sich seitwärts schlugen. Wenn man Velletri hinter sich hat und auf das Hochland gekrochen ist, wird es recht öde und unschön um uns her. In dieser Gegend ist es, als ob uns die Karte in die Hand gegeben würde, um zu sehen, wie schädlich der Großgrundbesitz in Italien wirkt. Stundenlang fährt man durch ein Land, dessen Boden von Fruchtbarkeit strotzt, und sieht kein Haus und nur elende Menschen. Aber bald erregen diese ein anderes Interesse. Die malerische Tracht der Ciociari wird allgemein. Die Männer sieht man freilich noch, wenn auch in dem bekannten Schnitt der wandernden Modelle, in starker weißer Leinwand, gehen, aber bei den Frauen erscheinen

die schönen Farben, und zwar in diesem Theile Nüancen, die bei den Modellen nie vorkommen, besonders ein gesättigtes bräunliches Orange, verbunden mit Braun und tiefem Blaugrün, was mit dem dunkeln Gesicht und dem faltigen Schneeweiß auf dem Kopf und an der Brust außerordentlich schön wirkt. Endlich treten die schroffen Abhänge des Volskergebirges wieder nah' und beschäftigen das Auge, so kahl sie auch sind. Aber rasch wird es schöner und schöner zu beiden Seiten. Die wundervollen Bergketten des Liris, die mächtigen Höhen von Sora erheben sich gen Osten in der Ferne, und dann gleitet der Zug durch das großartige Gebiet des Garigliano dahin, gewaltige nackte Felsmassen zur Linken, rechts die waldigen Höhen von Pontecorvo, bis das Riesenschloß Monte Cassino auf hohem Berge leuchtet. Unmittelbar hinter diesem sieht man in ein weites Seitenthal, das von der mächtigen wilden Apenninenkette eingeschlossen ist. Als höchste Spitze ragt der Monte Cavallo hervor. Dann geht es dicht unter diesen Gebirgen hin den neapolitanischen Gefilden zu. Wie es uns bei dem raschen Vorrücken überschleicht! Citronen- und Orangengärten, Aloë-Umzäunungen, Cactus, Pinien, Lorbeer- und Granatbäume, flache Dächer, kleine afrikanische Kuppeln, weiche Sommerluft und die wunderschönen, strotzenden Pflanzungen! Längst schon sieht man zur Rechten den Epomeo auf Ischia, dem meerumspülten; jetzt wendet sich die Bahn nach Westen und, da steht der Vesuv mit einer großen schwarzen Rauchsäule. Nichts Stolzeres und Passenderes konnte den Neapolitanern in den Sinn kommen, als daß sie auf deutsche Meilen weit vor der Stadt Pinien längs ihrer Bahn gepflanzt haben, eine herrliche Avenue! Von den Stationsgebäuden geht's im windesraschen Wägel-

chen gleich hinab ans Meer! Ach, das Meer! Ich bin am Meer geboren, habe als Kind am Strande gespielt und habe es seit mehr denn zwanzig Jahren nicht gesehen. Welch' eine Augenweide! Spiegelglatt breitete sich das tückische Element aus, im Sonnenglanz leuchtend. An Netzen, Barken, buntem Fischerleben jagten wir vorüber, da kam der Mastenwald der Seefahrer, am Eingang des Kriegshafens ein russischer Koloß, ein Panzerschiff erster Classe mit der Admiralitätsflagge. Nun ging's wieder etwas stadteinwärts am königlichen Schlosse vorüber, ans Meer zurück nach Sta. Lucia. Dort hielt der Kutscher, und ich wurde im thurmhohen Haus in das oberste Stockwerk geleitet, wo ich ein Zimmer bezog, den weiten Golf zu Füßen, Capri, das edelgeformte, gerade vor Augen, sobald sich die Thüre öffnete. Wenn man die breiten Treppen des Quai von Sta. Lucia hinabgestiegen ist, findet man auf dem Steindamme unmittelbar am Meere feste Zelte aufgespannt, an die Mauer gelehnt, nach außen auf Säulen gestützt. Zwischen den aufs Trockene gezogenen Booten, die mit ihren Kielen bis an diese Zelte reichen, treibt sich das Schiffervolk herum; unter den Zelten sind Tische gedeckt, in gewölbten Räumen unter dem Pflaster von Sta. Lucia sind die Küchen und auch Gastzimmer, für den Fall, daß kalter Wind es verbietet, draußen zu sitzen. In einem dieser Gastzimmer stand ein schönes großes Boot, auf dem Tauben gurrend hin- und hergingen. Hühner und Kalikuten liefen zwischen den Tischen herum. Dort hielt ich meine Mahlzeit, allem Gewohnten wunderbar entrückt. Man gab mir eine kräftige Suppe mit kleinen Muscheln, Austern, eine Frittura von Fischen und Seeungethümen, Trauben und schweren Wein von Capri. Dazu

das lustige Geschrei ringsumher, das leise Anschlagen der Brandung, das Einathmen der Seeluft und das Anbrechen einer Mondnacht! — —

Während der Nacht hatte sich ein frischer Wind erhoben, so daß Morgens der Schaum an den dunkeln Klippen des Castelnuovo aufspritzte und die Luft erfüllt war von dem Getose der Brandung. Ich nahm ein Boot und fuhr weit in den Golf hinaus, mit geschwelltem dreieckigen Segel die Wellen scharf durchschneidend. Der Rauch des Vesuvs, welcher gerade jetzt in gewaltiger Masse aus dem Krater aufsteigt, war von der Morgensonne hell beschienen und vom Höhenwinde auf die Flanken des Berges niedergedrückt, so daß er wie lange weiße Locken an dem dunkeln Nacken herabhing — ein seltsamer Anblick! Der Schiffer hatte einen Knaben mitgenommen, der zur Seekrankheit neigt, und häufig hinausfährt, um sich dagegen abzuhärten. Das arme Kerlchen wurde bald kreidebleich und mußte sich auf dem Boden der Barke ausstrecken. Wir fuhren dicht unter dem Rumpf lavirender Kauffahrer dahin, und begegneten zwei großen Paketbooten, die nach Genua und Bombay ausliefen. Dann kam in vollen Segeln eine russische Fregatte gefahren, und von dem Panzerschiffe, sowie von der Hafenfestung erdröhnten die Salutschüsse. Es scheint gerade kein sehr bequemer Besuch zu sein, den das russische Geschwader in dieser Zeit den Häfen Italiens abstattet. Es soll in denselben überwintern, was die Engländer im Fall eines Krieges nicht sehr freundlich aufnehmen würden. Zwei Dampfschiffe jagten dicht hinter einander her, furchtbar heizend, um den Vorrang streitend. Diese Schiffe fahren tagtäglich nach Ischia, laufen gleichzeitig aus, und erhalten die Passagiere während der ganzen Fahrt in der

Todesangst, in die Luft zu fliegen. So wird hier die Concurrenz aufgefaßt! Unwillkürlich dachte ich an die abscheulichen Kerle beim Pferderennen in Orvieto, mit ihrem todbrohenden Haß auf den Gesichtern. Man möchte den ganzen Tag vor Neapel kreuzen, es ist ein so großes und so lachendes Bild, das sich vor einem ausbreitet, um so mehr, da die schneebedeckten Häupter der Apenninen, sobald man eine halbe Meile weit vom Land ist, mit hineintreten. So kostete es keine geringe Ueberwindung, meiner Mannschaft den Befehl zur Heimkehr zu geben. Der Knabe war von diesem willkommenen Worte so erregt, daß er freudig auffuhr und sich auf die Bank setzte. Aber er mußte doch gleich wieder hinab auf den Boden, weil wir bei der Rückfahrt viel mehr tanzten, in Folge unserer neuen Stellung zu den Wellen.

Nach unserer Landung blieb ich noch lange Stunden, wie in einen Zauberkreis gebannt, auf den Treppen und Steindämmen von Sta. Lucia, dem kleinen, abgeschlossenen und doch so lärmenden Treiben zuschauend. Sobald ich mit noch so großer Vorsicht eine Gruppe aufzuzeichnen begann, wurde sofort Lärm gemacht, nicht um die Betreffenden zu warnen, sondern um sie zu necken und sich lustig zu machen. Dabei ward ich mit einer Keckheit angeredet, wie ich sie sonst nie erlebt habe. Und auch die jungen Damen dieses Fischparadieses sind nicht zurückhaltend zu nennen. Eine derselben hielt mir ein kleines Kind dicht unter die Augen und sagte mit starker Stimme: „Nicht wahr, das ist ein schönes Kind! Was sagt Ihr dazu?“ Als ich nachher auf der Steinbrüstung saß, kamen drei andere rasch und keck auf mich zu. Die eine setzte ihr Kind neben mich und stellte sich dicht daneben, die zweite

lehnte auf meiner anderen Seite den Arm auf die Brüstung, die dritte drängte vorn dicht an mich heran. Nachdem sie mich so eingeschlossen hatten, begann der Angriff. Ich sollte sie ritrattare. Mit drolligen, neckischen Worten drangen sie in mich. Die in der Front war die hartnäckigste, eine bleiche, schlanke, junge Frau mit langgeschnittenen Augen, deren Iris halb unter dem großen dunkelgeränderten oberen Augendeckel lag und trämmerisch glimmend in dem schattigen Weiß auf mich gerichtet war, die Sinne umstrickend. Neben ihr stand ihre Schwester, ein fünfzehnjähriges, dunkelbraun verbranntes Mädchen mit brennenden Kohlen im Kopf. Da ich dauernden Widerstand leistete, so verlangte die junge Frau, ich sollte ihr dann wenigstens einen Soldo geben. Ich antwortete mit einer weisen Auseinandersetzung über die statistischen Studien in Bezug auf den Bettel, und bewies ihnen, daß wir weithergereisten Menschen, wenn wir täglich den Hunderten gerecht werden wollten, die uns angingen, nicht mehr bis nach Hause gelangen würden und selbst zu Bettlern werden könnten. Sie versicherten mir aber feierlich, daß es damit in Neapel keine Noth hätte, hier würde ich gewiß von niemanden belästigt. Es hatte sich indessen schon ein Kreis von Zuhörern eingestellt, der uns dicht umschloß. Ich fuhr nun fort, mit der mittleren zu verhandeln, und erklärte ihr: ich könne ihren Blick nicht ertragen, ich habe mein Herz an sie verloren. Der Chorus rief mit lautem Lachen: dice, che ha perduto il cuore! Sie sagte: Gut, also jetzt wirst du mir etwas schenken! Ich darauf: Ich will dich heirathen, und dann werde ich dir viel schenken, ein Haus, einen Garten, schöne Kleider, Maccaroni u. s. w. Chorus: la vuol' sposare! Sie

erklärte sich bereit, mir sofort in die Ehe zu folgen. Lautes Lachen ringsum. Jetzt drängte sich ein junger Mann heran, der mir als Fachino gedient hatte, und erklärte mir, dieß sei seine Frau. Und, rief ich aus, wie hast du gesagt, du willst meine Frau werden, du hast mich betrogen, du Schlimme! Chorus: dice, che l'ha ingannato! Sie machte ein reizendes schelmisches Gesicht. Ja, was ist da nun zu machen, fuhr ich fort — da muß ich deine Schwester heirathen, die braune Fischerin! Chorus: mò vuol' sposare l'altra! Ach, sagte der Fachino, die ist ja zu jung! Ich zupfte an meinem grauen Bart und antwortete: Ich bin auch noch zu jung, wir warten eben noch ein paar Jahre. Lautes Gelächter ob dieses vorzüglichen Scherzes, und ich konnte endlich aus diesem Liebeskerker entschlüpfen.

Wahrhaft ergötzlich sind die Tramway-Fahrten in Neapel. In offenen eleganten und bequemen Wagen, mit Maulthieren bespannt, die bis auf das Bruststück mit Zugriemen ganz nackt sind, gleitet man von Portici bis weit hinaus am Posilippo längs des ganzen Golfes dahin, und zwar große Strecken dicht am Meer, umgeben von dem vielbeschriebenen bunten Getreibe. Wenn man sich Portici nähert, fährt man durch eine majestätisch breite Straße, die nach der Seite des Meeres von einer ununterbrochenen Reihe von Palästen eingeschlossen ist. Durch jeden der großen Thorwege sieht man in einen wunderbar üppigen Garten, der sich bis an das Meer erstreckt. Die Küste ist hier felsig, so daß die Bewohner dieses schwelgerisch schönen Gebiets am Ende ihrer Gärten an einen zwanzig bis dreißig Fuß hohen Abhang treten, tief versenkt in Orangen- und Citronenhaine, umschattet von Pinien und immer-

grünen Eichen, umgeben von phantastischem Pflanzenreichthum, die Brandung zu Füßen, die blauen Fluthen überall hin ausgedehnt, beide Inseln, Capri und Ischia, vor Augen und über ihren Palästen den Gipfel des nahen Vulcans mit seiner Wolke. Und dazu fast das ganze Jahr hindurch schönes mildes Wetter. Nur dann, wenn unsere Freunde nach der römischen Osterwoche, bevor sie heimkehren, noch nach Neapel eilen, um im tiefen Süden zu schwelgen, dann gerathen sie in die Schneestürme des Frühjahrs, die ganz Europa durchziehen, und werden jämmerlich betrogen. Unterdessen haben die Neapolitaner schon seit Mitte Februar im herrlichsten Frühjahr gelebt, und sind, wenn Ostern spät fällt, sechs Wochen vor der Weizenernte. Jetzt aber, im November, wird es auf Feld und Flur erst wieder saftig grün nach der langen Dürre des Sommers. Das Volk, welches nur in seltenen Fällen einen Garten am Gestade betreten kann, hält sich schadlos, das niedere Volk am Strande weilend, der Bürgerstand sich niederlassend in einer Unzahl von Trattorien, die über das Meer hinausgebaut sind oder deren Terrassen unmittelbar am Wasser aufragen. Dort hausen sie, übermüthig scherzend in ihrem abscheulichen Dialekt, unter fortwährenden Salven von Gelächter und übermäßig essend und trinkend. Ganz besonders romantisch ist die Trattoria am Fuße des alten berühmten Schlosses der Donna Anna. Dieses selbst ragt ja mit seinen riesigen Massen ganz ins Meer hinaus. Auf einer schmalen Felsplatte am Fuße der Mauer stehen Tische und Stühle unter Lauben, und in den den Wettern preisgegebenen riesigen Räumen des Schlosses ist der Herd aufgerichtet mitten zwischen trocken gelegten Barken. Die Welle leckt bis an die Füße der

Stühle, die nach außen stehen, wenn man dort sitzt, durch kolossale Mauern, an denen man auf einem schmalen Treppchen im Zickzack niedergestiegen ist, abgeschieden von der ganzen Welt, die salzige Fluth förmlich einathmend, in Austern, Fischen, Muscheln und dunklem Weine schwelgend.

Wenn man diese wahrhaft brillante Stadt ansieht unter dem Brausen ihres Lebens, so möchte man sie eine Weltstadt nennen! Aber es dauert nur wenige Tage bis man dahinter kommt, daß diese Bezeichnung nicht zutreffend ist. Sehr volkreich ist die Stadt; wie sollte es auch anders sein, zwischen der Campagna felice und dem fischreichen Golf Jahrhunderte hindurch eine Königsresidenz! Aber das niedere Volk und der ihm nahe kleine Bürgerstand bilden die ganz überwiegende Masse. Von den Hunderttausenden wohlgekleideter Menschen in Paris, die dicht gedrängt im Geschäftsschritt dahin eilen, von den großen geschlossenen Wagenreihen, hin und her, oft dreifach, vierfach, die halbe Stunden lang langsam zu fahren gezwungen sind, oft ganz stocken, ist in Neapel nichts zu finden, auch nichts von den großen Schaufenstern und Prachtläden, Kaffeehäusern u. s. w. Die Läden sind denen im Quartier latin in Paris entsprechend, und wenn man einige wenige herrenmäßige Kaffeehäuser mittlerer Art im Centrum des Lebens hinter sich hat, dann sind gleich alle übrigen derartigen Locale durch eine so weite Kluft von ersteren getrennt, daß sie durch die Bank nur Volkskneipen sind. Man sieht daran am deutlichsten, wie gering verhältnißmäßig die höheren und wohlhabenden mittleren Stände vertreten sind. Die zahllosen Droschken, die wegen der großen Menge von Fremden immerfort in Bewegung sind, und zwar bekanntlich in ungewöhnlicher Geschwindigkeit, machen den

meisten blinden Lärm. Das Wagenfahren ist, abgesehen von diesen, mit den Weltstädten gar nicht zu vergleichen, und sie können auch nur deßhalb so unmäßig dahinjagen. Der Hafen aber, der so imposante Hafen, hat ein so geringes Handelsleben, daß es nicht an das des kleinsten Docks von Liverpool heranreicht, sondern eher dem von Flensburg und Kiel zu vergleichen ist. Mit Ausnahme der großen Paketboote rührt sich wochenlang nichts, und nicht ein bedeutender Kauffahrer fremder Flagge liegt vor Anker. Die mehr als eine Meile weite Ausdehnung von Portici bis zum jenseitigen Ende hat aber, sobald die eigentliche Stadt aufhört, gar keine Tiefe, sondern nur einfache oder doppelte Häuserreihe. Und doch, wie immer auf diese glänzende majestätische Stadt hinzuschauen und sich zu sagen, daß dieß eine Provincialstadt ist, das bringt uns in einen seltsamen Widerspruch! Auch gravitiren alle Ortschaften des gewesenen Königreichs noch heute nach Neapel, und man ist in ihnen noch sehr wenig mit Rom beschäftigt, nicht einmal nahe der alten römischen Gränze, geschweige denn in den schmalen, langgedehnten Ländern südlich von Neapel. Bei den Wintergästen Italiens, die von jenseit der Alpen gekommen sind, herrscht nach wie vor dieselbe Anschauungsweise, förmlich von jeder Gruppe auf die folgende übertragen und den unbefangenen Genuß in pedantischer Weise beeinträchtigend. Der Genuß Roms ist ein vollkommen schulgerechter geworden, auf Schriften und Vorträgen aller Art begründet, und es hat sich eine wahre Augenkunst ausgebildet, die ächt römischen Ansichten zu unterscheiden; jeder Mauerstrunk spielt dabei eine Rolle. Das Auge wird aber auch wirklich verwöhnt durch die feinen interessanten Profile, mit denen sich römische

Bauten aller Art und Größe unter den glücklichsten landschaftlichen Bedingungen darstellen. So zubereitet sehen die Reisenden die Stadt Neapel mit einer gewissen geistreichen Geringschätzung an, denn einen classischen Anstrich hat die üppige Stadt in der That nicht. Aber es gibt auch andere als classische Schönheiten, die wir mit unbefangener Hingebung bewundern dürfen, ohne Furcht uns etwas zu vergeben. Neapel hat den großen Reiz eines eigenthümlichen Stempels, ist dabei so großartig, majestätisch, reich, so malerisch und reizvoll in der Vertheilung seiner Baugruppen auf dem Terrain, so durchleuchtet vom hellen Aether, daß sein Anblick etwas Berauschendes hat. Oft steigert sich dieser Eindruck bis zum Märchenhaften, wenn eine ganz unbegreifliche Farbenpracht darüber hingestreut ist oder die entschieden südliche Lage mit allen ihren Vortheilen hervortritt. In manchen Gärten am Posilipp und auf den Höhen um die Stadt wird uns wahrlich zu Muth, als wenn man nicht erlebte, was auf uns wirkt, sondern der Erzählung eines Märchens lauschte. In der Fasanerie von Capo di monte ziehen schöne breite Wege zwischen grünen Matten unter uralten riesigen Baummassen hin. Mächtige Pinien überragen die schwarzen Massen der immergrünen Eichen, Palmen stehen am Rande, tief unten schimmert das Meer wie ein Purpurstoff mit einem feinen Goldnetz überzogen. Dort stehen herrliche Gruppen von Tulpenbäumen, deren hohe breite Kronen übersäet sind von den großen Wunderblüthen, und in den Zweigen wiegen sich ganze Schaaren bunter und weißer Pfauen, deren Prachtschleppen zwischen dem Laub niederhangen, von den durchsickernden Sonnenstrahlen mit Gold und Smaragden besäet.

Bei meinen Streifereien durch die Stadt und längs der Küste suchte ich zugleich neben Allem her, was mich beschäftigen mochte, nach einem alten Freunde, aber freilich mit gar wenig Hoffnung ihn zu finden. Die häßlichsten Kerle zwischen dreißig und vierzig Jahren hatte ich dabei fortwährend im Auge und suchte in diesen Fratzen die Züge, den Blick meines Beppo wiederzuerkennen. Nie wohl sind solche abscheuliche Menschen so sehnsüchtig liebevoll angeschaut worden, aber roth wurde keiner von ihnen, wenn ich auch oft genug bemerken konnte, wie unerklärlich ihnen mein forschender Blick war. Besonders bei den kleinen Kramladen hielt ich mich auf, denn ich hatte mir früher einmal fest eingebildet, Beppo müßte einen solchen errichtet haben, weil er im letzten Augenblicke unseres Zusammenseins die ganze Mütze voll Silber bekam. Der Schmerz der Trennung war in Folge dessen für Beppo viel geringer als für mich — er hatte in jenem Augenblicke keinen Raum für Schmerzen, ja kaum überhaupt noch eine Empfindung und mußte obendrein springen wie eine wilde Katze, um nicht unfreiwillig noch länger mit mir vereint zu bleiben. In Neapel sind viele kleine Kramläden und ich habe wohl nicht den zwanzigsten Theil derselben gesehen, aber auch meinen Beppo nicht gefunden. Wer weiß, ob er nicht ganz etwas anderes treibt, oder ob er überhaupt noch lebt. Vielleicht ist er in den Re Bomba-Bataillen zu Grunde gegangen oder hat gar gestohlen und sitzt im Zuchthause. Aber nein, dieß letztere kann doch nicht sein, obgleich er ein Neapolitaner ist, er ist zu häßlich und zu gutmüthig dazu. Beppo war der einzige männliche Dienstbote, der mein bescheidenes Dasein geschmückt hat, aber eigentlich mehr mein Sklave, denn er

war mir mit Leib und Seele ergeben und bezog keinen Lohn dafür. Nur durfte ich ihn nicht verkaufen, sonst hätte ich ihn wahrlich auch als Affen verkaufen können. Ein Auge, das sich nicht am Golf von Neapel darauf eingeübt hat, gewisse Wesen noch für Menschen zu erkennen, zum Beispiel die Tochter eines schlesischen Landmannes, hält sie unbedingt für Affen. Haben sie ja doch Voltaire in jener Zone der Intelligenz sogar für einen Affen genommen und mit Stöcken in den Wagen hineingekitzelt, und Voltaire war, als unschuldiger Knabe wenigstens gewiß nicht so garstig, als diese Strandaffen. Und doch! Jeder wird es bezeugen, der diese Kerlchen gesehen, mit ihnen verkehrt hat, ein Auge haben sie, das einen fesselt wie kaum ein anderes! Es ist nicht das große tiefliegende, langgeschnittene, dichtumschattete Gluthauge der Orvietaner Buben, das auch klug ist, aber vor Allem bezaubernd schön, es sind kleine runde, nahe zusammenstehende Augen, ungemein pfiffig-neckisch, liebevoll und treuherzig, Thieräugelchen. Diese Jungens braucht Italien glücklicher Weise nicht zu seinem Aufschwung, sonst würde es sich nicht weit schwingen und der Strand von Neapel käme obendrein um sein Bestes.

Dieses Strandes hübschester Theil existirt jetzt nicht mehr, er war da, wo die englische Gesellschaft jetzt baut, unter den Mauern des giardino reale. Er hatte den besonderen Zauber aller jener stillen Plätze inmitten eines großen Stadttreibens. Zur Linken ragte das castel uovo ins Meer hinaus, alles Hafenleben maskirend, gerade vor lag Capri, hinter sich hatte man die schönen Baumgruppen des Gartens.

Ich reiste damals mit der Gräfin Dohna-Tönhoffstedt, der älteren Schwester jener Gräfin Schwerin, deren Leben

die jüngere Schwester, Baronin Romberg, herausgegeben hat, und mit deren Nichte. Wir stiegen im Hotel Victoria ab, das am Eingange des giardino reale unmittelbar an jenem Strande lag. Jetzt ist es weit zurückgedrängt und ein ungeheurer Spekulationskasten ihm vorgebaut. Es werden schon noch mehrere nachkommen. Hingerissen von dem neuen prachtvollen Anblicke war ich gleich nach unserer Ankunft an die Brandung getreten. Da kam eine Schaar Buben in Lumpen gehüllt mit phrygischen Mützen oder zerrissenen Strohhüten zu mir gerannt, Beppo, der größte und häßlichste von ihnen, voran, und meldeten mir, die Damen erwarteten mich zum Frühstück. Sie waren schon in den Dienst genommen. Den nächsten Morgen schlenderte ich mit Mappe und Wasserfarben längs des Strandes, um einen Punkt für eine Studie zu suchen. Kaum hatte ich diesen fixirt, als wie aus dem Boden gefahren, die Buben mich wieder umschwärmten. Beppo schleppte einen großen flachen Stein herbei, um ihn unter meine Füße zu legen. Unterdessen war seine Schaar oben im giardino an einen Springbrunnen gelaufen und hatten ein großes blaues Glas, Gott weiß, wo das herkam, mit Wasser gefüllt. Dieß brachten sie dem Beppo, der sich neben mich auf einen Stein gesetzt hatte und nun unverwandt das Glas so hielt, daß ich mit dem Pinsel bequem hineinfahren konnte. Da half kein Depreciren, kein Bedauern seiner Mühe, er rührte sich nicht, und sah mich dabei unverwandt an, als, saugte er mit Wonne mein Bild ein. Sobald ich mich erhob, um aufzubrechen, schob mich Beppo mit aller Energie von meinen Geräthschaften weg und sagte ich solle nur heimgehen. Als ich in mein Zimmer kam, lagen die Sachen schon auf dem Tische, Schirm und

Stuhl standen in der Ecke, von Beppo und seinem Stamme war nichts zu sehen gewesen. Als ich den nächsten Tag wieder eben so da saß, unterbrach ein Lärmen von der Seite des Victoriahotels her die Stille, und wie ich mich danach umsah, gewahrte ich die Nichte, umgeben von der kleinen Schaar, die sie zu mir geleitete. Beppo meinte: ecco la sua sposa che viene. So lebten wir wochenlang von diesen Wichtelmännern des Südens sorgfältig gepflegt und bedient. Wer zu Hause kam, während die andern ausgegangen waren, konnte immer hören, wo sie hingegangen, wann sie wieder kämen, ob man warten oder nachkommen sollte u. s. w. Immer wenn man sie brauchte, waren die Kerlchen plötzlich da, sonst sah man nichts von ihnen. Ich bat Beppo öfter, er möge mir Lieder vorsingen. Grinsend antwortete er immer, das könne er nicht. Eines Tages aber hörten wir den Klang einer Harfe unter unserm Balkon, als wir eben vom Tische aufstanden. Als wir hinaustraten, sahen wir einen schönen kleinen Knaben mit der Harfe, umgeben von unsrer Schaar. Beppo's Augen strahlten triumphirend und der Knabe sang mit lauter Stimme das erste Lied, ein kurzes, frisches Lied, ich weiß es noch und schreibe es hier nieder:

Io te invito Josephina
a venir' di cuor' contento,
anderemo pel momento
Sotto al ombra passegiar'!
a goder' quel bell' freschetto
a sentir' quell' ariatina
Viene cara Josephina,
Io ti voglio contentar!

Es regnete Mandeln, Rosinen und Confetti vom Balkon hinab und auch ein hübsches Stückchen Geld. Der Minnesänger aber gehörte fortan zu unserem stattlichen Hofhalte.

Eines Morgens verlangte uns nach einer Fahrt auf dem Golf längs der stolzen Stadt hin. Kaum hatte ich Beppo diese Absicht mitgetheilt, so flog er davon, und in kürzester Zeit kam er in einer stattlichen Barke mit zwei Ruderern wieder durch den Brückenbogen des Castells. Wir fuhren nicht gar weit hinaus und dann längs der Stadtfront dahin, am Hafen vorüber gegen Portici zu. So mochte eine Stunde vergangen sein, als wir vom Strande lautes Geschrei vernahmen. Wir blickten hin und sahen auf einem Mauervorsprunge unsere Schaar, die Mützen schwenkend und in die Luft werfend. Wie die Hündchen waren sie bei ganz Neapel vorbei an der Küste immer neben uns her gelaufen und salutirten uns nun, da es wieder stiller und weniger belebt ringsum war.

Es waren nach und nach viele preußische Herren in Neapel zusammen gekommen, darunter auch der jetzige römische Botschafter, Baron Kendell, und sein Genosse, Hr. von Diest der jüngere, von denen ich auch später noch Einiges zu erzählen habe. Alle diese Herren fuhren mit uns zusammen nach Palermo und mehrere waren zugegen als wir unser Hotel verließen, um an Bord zu gehen. Man wußte wahrlich nicht mehr, ob man weinen oder lachen sollte, bei diesem Abschiede von den Buben. Es war herzzerreißend und doch wieder ungemein drollig, ein sonderbarer Kummer wie aus einer Spukgeschichte. Mir war aber ganz bitterweh dabei, ich gestehe es offen. Und jetzt erst begreife ich ganz dieses Weh, denn nun, nach schier dreißig Jahren kann ich ermessen, wie lieb mir

mein Beppo geworden war, ich habe ihn nie vergessen, mich oft nach ihm gesehnt, und ihn gesucht auf allen meinen Wegen. Wir waren am Bord versammelt, und harrten willig der Stunde des Scheidens, denn es ging ja nach Sicilien — nur von einer Rose zur andern — schwärmende Sommervögel! Viele Herren und Damen stiegen ein und machten sich's bequem, für kürzere Zeit freilich als sie wünschten, denn es ward ihnen bald nachher allzu unbequem.

Da hörten wir Harfenklänge aus der Tiefe. Wir neigten uns über die Brüstung und sahen dicht am Rumpf unseres großen Dampfers eine kleine Jolle, besetzt von Beppo und seiner Schaar. Am Spiegel stand der kleine Harfner und schlug in die Saiten.

Es war überwältigend, Beppo wurde gleich heraufcitirt, küssen konnte man so etwas nicht, aber Alle zogen die Börsen heraus und jeder gab ihm ein großes Silberstück. Dieß Alles war vor den Augen der Fremden geschehen, hatte großes Interesse erregt und so kam es, daß auch eine große Zahl fremder Herren und Damen ein Geldstück in Beppo's Mütze warfen. So angenehm zurückgehalten, kam er noch mit Ach und Krach vom Schiffe herunter, mit einer Summe beladen, wie er sie gewiß noch nie geträumt, geschweige denn gesehen hatte. Und nun war sie sein eigen. Was mag er damit angefangen haben? Möge sie sich ihm verhundertfacht und vertausendfacht haben. Er hat's um uns verdient. Er liebte uns.

Diese allgemeine und gleichzeitige Abreise von Neapel war eine Flucht; wir hatten Entsetzliches erlebt. Noch heute sehe ich nie auf den Vesuv, ohne daß Bangigkeit die übrigen Empfindungen umdunkelt, damals erschien er uns wie die dunkle Pforte jähen Todes, wie das schauerliche Grab eines

Freundes und Landsmannes, und wir konnten seinen Anblick nicht länger ertragen. Vor wenigen Tagen hatte der schreckliche Krater dieses unheilvollen Feuerspeiers einen herrlichen, hoffnungsvollen deutschen Mann in erster Jugendfülle verschlungen, Dr. Delius aus Bremen. Er hatte sich den Naturwissenschaften gewidmet, kam eben aus noch südlicheren Zonen zurück und hatte gleich nach seiner Ankunft in Neapel den Vesuv bestiegen. Nach dieser vollkommen gelungenen Unternehmung hörte er in Neapel von der Anwesenheit vieler jungen Herren aus dem Norden. Er erkundigte sich nach der Wohnung derselben (sie hatten sich in einer der Pensionen von Santa-Lucia eingemiethet) und ging, um sicher zu sein, daß er sie nicht verfehle, schon Morgens um fünf Uhr zu ihnen hinauf. Allerdings fand er die Herren schon vollständig gekleidet, aber eben mit den letzten Vorbereitungen zur Expedition auf den Vesuv beschäftigt. Sein schönes Gesicht, sein feines und freies Wesen, seine kluge Rede nahmen gleich in hohem Maße für ihn ein, so daß die junge lebensfrohe Gesellschaft ihn bestürmte, sich ihnen wieder anzuschließen. Lange sträubte sich Delius, denn auf den Vesuv klettert man bekanntermaßen nicht so mir nichts dir nichts. Aber es riß ihn mit fort und riß ihn in sein frühes Grab. Ich selbst war mit den Damen vor Kurzem auch oben gewesen und konnte nicht so frei über Zeit und Wege verfügen, sondern war für denselben Tag zu einem andern Ausfluge in Anspruch genommen. So ist es mir erspart geblieben, dem Entsetzlichen beizuwohnen. Delius war, nachdem sich die Gesellschaft, oben angelangt, an Speise und Trank gelabt und an den über Alles herrlichen und großen Aussichten geweidet hatte, in den antiken Krater,

der gegen Pompeji hin gelegen war (wie es jetzt oben aussieht, weiß ich nicht zu berichten) hineingestiegen, und stellte an dessen schrägen Trichterwänden Beobachtungen über die Wärmeverhältnisse an, als sich am oberen Rande dieses Kraters unter dem Fuße eines Führers ein Stein löste. Dieser Block rollte mit Blitzesschnelle gerade auf Delius zu, worauf von allen Seiten sein Name laut und heftig hinabgerufen wurde. Es war der letzte Gruß der entsetzten Gefährten, die dann zusahen, wie er sich aufrichtete, bemerkte, was ihm drohte, seitwärts sprang, den Boden unter den Füßen verlor und mit dem Steine und der Lavine von Asche und Schwefel, die dieser aufwühlte, über den Rand getragen wurde. Die Wand dieses ausgebrannten Kraters war von diesem Rande an, bis an welchen sie schräge abschloß, senkrecht und setzte sich bis zu solcher Tiefe fort, daß man auch vom gegenüberstehenden Rande, der damals die höchste Spitze des Vesuvs enthielt, nicht bis auf den Boden sehen konnte. Dahinein war der Verunglückte gestürzt. Es läßt sich denken, was unter den Gefährten nach diesem Sturze vorging. Verzweiflungsvoll mußten sie sich gestehen, daß sie im Besitze gar keiner Art von Mitteln waren, um dem unglücklichen Bruder Hülfe zu bieten. Es wurde also in rasender Hast beschlossen, den Berg zu verlassen und von Resina Mannschaften und Stricke zu requiriren. Aber am Rande des obersten Bergrückens machte man auf einmal Halt bei dem furchtbaren Gedanken, daß der Gestürzte nun, vielleicht noch am Leben, ganz allein auf dem Berge zurückbliebe. Herzhaft sagte der eine der Herren, „nur vorwärts, ich bleibe hier.“ Und in halber Geistesabwesenheit stürzte sich die übrige Gesellschaft den Aschenkegel hinab.

Aber von der Spitze des Vesuv bis nach Resina ist ein weiter und kein ebener Weg, wie nun erst wieder aufwärts! Nachdem der Zurückgebliebene eine Weile den Davonjagenden nachgeschaut hatte und nun in furchtbarer Einsamkeit seinem Schrecken und seiner Betrübniß durch einen heißen Strom von Thränen zuerst Luft gemacht hatte, ging er zurück an den Rand des Kraters und rief laut den Namen Delins hinab. Ein leises Stöhnen gab ihm Antwort, der Freund lebte. Nun that sein Wächter mehrere Fragen an ihn, aber immer nur tönte dieses eine herzerschütternde Stöhnen zurück. Von Zeit zu Zeit wiederholte er seine Zurufe, aber nicht auf viele mehr erfolgte überhaupt ein Zeichen des Lebens. Dem Gefährten sank nun die Hoffnung, daß noch zur rechten Zeit Hülfe gebracht werden könne. Er fühlte sich allein mit einem Todten und während dessen legte sich die Nacht um die dunkeln Scheitel des hohen Berges. Die schwarzen Lavaklumpen und gelben Schwefelstriche verschwammen in einander und schienen sich somit zu regen, wie eine Gespensterwelt. Er hielt es denn auch nicht mehr aus, in der eingeschlossenen Gegend dieses Kraters zu verweilen, faßte noch einmal einen männlichen Entschluß, laut hinabzurufen und eilte, da wieder keine Antwort erfolgte, vom Grausen über seinen eigenen Schrei in dunkler Einsamkeit erfaßt, vornehin an den Rand des Berges, wo ihm wenigstens der Blick in den offenen Raum gestattet war, und wo ihn das Auslugen nach den erwarteten Rettern beschäftigte. Sobald sich die Zickzacklinie der Fackeln in rascher Aufwärtsbewegung in den Tiefen zeigte, verließ das entsetzliche Grausen ihn einigermaßen und es dauerte dann auch verhältnißmäßig kurze Zeit, so tönte ihm schon aus der

anstürmenden Masse sein Name entgegen, mit der Frage ob Delius noch lebe. Wenig tröstlich lautete die Antwort und vielleicht hätten seine erschöpften Freunde gar nicht mehr die Kraft gefunden, so rasch wieder den Gipfel zu erklimmen, wenn sie nicht von der Hoffnung getragen worden wären, noch als Retter zu erscheinen. Es war nun voll Leben und Treiben oben auf dem vor Kurzem noch so einsamen Plateau. Starke Seile wurden an Felsrippen befestigt, ein beherzter Führer knüpfte sich die andern Enden fest um den Leib, die ganze Schaar von Männern stellte sich in Reihen, die Seile in die Hände nehmend und darauf glitt der Führer in die nächtlichen Tiefen hinab, eine brennende Fackel in der Hand. Es ist vor einiger Zeit geschehen, daß ein Engländer sich an einem solchen Seile in das Innere eines Kraters hinabgelassen hat ohne der Hitze Rechnung zu tragen und daß dieses Seil in Brand gerathen ist. So überläuft es einen noch hinterher nach so langen Jahren kalt bei dem Gedanken, daß damals dasselbe Unglück hätte eintreten können, und die eifrig bemühten Retter somit nur noch ein zweites Opfer den Abgründen überliefert haben würden; bevor sie dann noch wieder mit langen Ketten zurückgekehrt wären, möchte es auch für diesen Zweiten zu spät gewesen sein. Indessen, so heiß der Hinabgestiegene es unten gefunden hat, bis zum Sengen heiß war es doch nicht. Athemlos erwartend standen die Männer oben, bis das Zeichen zum Ziehen gegeben wurde. Bald darauf kam das Paar über dem Rande zum Vorschein, ein Lebender einen Todten umklammernd. Unsäglicher Schmerz ergriff die Schaar, lautes Weinen und Schluchzen erfüllte die einsame Stätte. Delius hatte seinen Plaid während des Kletterns leicht

um die Schultern gehängt, unten hatte ihn der Führer zusammengefaltet unter dem Kopfe des Unglücklichen gefunden. Er hatte sich also Anfangs noch regen können und sich mittelst des Plaids gegen die Hitze geschützt. Der Leichnam mußte mit einer Wache auf dem Gipfel des Berges gelassen werden, bis die gesetzliche Todtenschau von Seite der betreffenden Behörde vorgenommen sein würde.

Diese Geschichte erzählten uns unsere armen Freunde am nächsten Tage um die Mittagszeit mit von Schrecken und Anstrengung entstellten Zügen. Aber der eine, der oben geblieben war, war noch nicht unter ihnen, er wohnte nicht mit ihnen, sondern wie wir im Hotel Victoria. Ich ging zu ihm in sein Zimmer, es war ein guter alter Freund von mir, und fand ihn noch im Bett, in tiefem Schlafe. Seine Züge waren so schrecklich verzerrt, daß man aus diesem Anblicke die Geschichte seiner Qualen deutlich ersehen konnte. Furchtbar war dann noch das Erwachen. Wie er nach und nach zu sich kam und sich auf das Geschehene besann, da ergriff ihn ein namenloser Schmerz. Wir Alle fürchteten, es werde ihn eine heftige Krankheit befallen, aber seine starke Natur half ihm und uns glücklich über dieses Ungemach weg.

Nachmittags fuhren wir Alle wieder hinaus, um die Leiche in Empfang zu nehmen. Im letzten Hause des Oertchens Resina versammelten wir uns. Es fand sich auch der preußische Gesandte mit seinen Herren ein. Tiefe Betrübniß, ja noch immer ein verzweiflungsvolles Gefühl beherrschte die Versammlung. Man konnte von der Veranda dieses Hauses den Weg weit den Berg hinauf verfolgen. Hinter dem düsteren Gipfel stand schon lange eine unheildrohende, weiße Riesenwolke. Bald begann sich diese

dräuende Masse zu bewegen, braune und blauschwarze dichte Wolkenmassen stürzten sich über den vordern Rand, rasch den Berg einhüllend, Blitze schleudernd und die rasselnden Donnerschläge folgten sich einer dem andern. Schwere Tropfen fielen vor uns auf die heiße Straße, aber über uns an den Hängen des Berges goß es in Strömen vom Sturme gepeitscht. In diesem Aufruhre der Natur gewahrten dann unsere spähenden Blicke den Zug, der die traurige Bürde langsam und beschwerlich abwärts führte. So kam er denn bei uns an, während das Unwetter nun auch hier in seiner ganzen Gewalt hauste. Die Züge entstellt von Schrecken und Schmerz, vom Winde zerzaust, durch und durch naß, so sahen sie ihn wieder, den schönen lebensfrohen Gefährten, der Tags zuvor mit ihnen dasselbe Sträßchen in munterem Geplauder aufwärts gezogen war. Das Donnern und Blitzen war in diesem Augenblicke so stark, daß wir unter dem Eindrucke eines so gewaltigen Naturereignisses abwartend dastanden. Dicht beim Haupte des Verunglückten stand ein Führer, der bei der ersten Besteigung mit dem jungen Doktor oben gewesen war und ihn sehr lieb gewonnen hatte, mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes, die Züge des Verstorbenen fortwährend betrachtend, während Thräne um Thräne über die braune Wange rollte. Der Anblick dieses Mannes vermehrte noch die allgemeine tiefe Ergriffenheit. Sobald das Wetter sich einigermaßen verzogen hatte, nahm Herr von Diest die Bibel zur Hand und las mit lauter kräftiger Stimme den neunzigsten Psalm.

„Gleich wie ein Gras, das doch bald welk wird;
Das da frühe blühet und bald welk wird
Und des Abends abgehauen wird und verdorret."

Gestärkt durch die herzhaften Worte dieses großartigen Gebetes, das uns mit seinen Schlußworten auf das Werk unserer Hände hinweist, als auf die reiche Quelle des Segens und des inneren Friedens drückten wir uns Alle stumm und innig die Hände und geleiteten dann die Leiche nach Neapel.

Am folgenden Tage wurde Delius in Anwesenheit einer zahlreichen deutschen Gemeinde auf dem evangelischen Kirchhofe beigesetzt, jeder warf ihm sein Häufchen Erde auf den Sarg und dann drang über dem sich schließenden Grabe ein deutsches Kirchenlied aus aller Versammelten Munde gen Himmel — fern im Süden.

Pompeji und der Golf von Neapel.

Die mächtige Rauchwolke, die in diesem Herbst aus den Kratern des Vesuv aufsteigt, gibt dem dunkeln Lavaberg etwas drohendes, und lenkt die Gedanken fortwährend ab von dem heiteren übermüthigen Getreibe der sorglosen Gegenwart und hinüber an die jenseitigen Abhänge des Zerstörers zu den öden Straßen der aus der Asche gegrabenen Stadt, in der vor Jahrtausenden ein anderes Menschengeschlecht sich seines Daseins gefreut hat. Der Gedanke dieses unfaßlichen Gegensatzes beschäftigte mich von meiner Ankunft in Neapel an zu jeder Stunde mehr, und sobald ich einige volle Züge aus dem Becher des Genusses dieser herrlichen Stadt gethan hatte, zog es mich unwiderstehlich hinüber. Auch diese Fahrt ist so erheiternd, so reich an freudigen Ueberraschungen; eilt man doch auf der hohen Felsenküste dahin, das Meer unmittelbar zur Seite, umgeben von einer fremdartigen üppigen Vegetation. Hell und prachtvoll wie Königsstädte erglänzen die unbedeutenden Hafenorte in bunten Farben über den schwarzen Schlackenrissen, mit Fischerbarken übersäet. Erst nahe dem Ziele biegt man landeinwärts, es wird still und einsam um uns her, wie in der Nähe eines Kirchhofes. Es ist

als ob das profane Treiben sich schon zurückzöge von dieser feierlich ernsten Stätte. Vom Stationsgebäude führt durch die Felder eine kurze Baumallee auf jenen geheimnißvollen Damm zu, hinter dem eine große Stadt mit ihren Straßen, Plätzen, Theatern, Palästen, Grabmälern ausgebreitet liegt, nur schattenhaft belebt von den Geistern, die, durch die stark erregte Einbildungskraft des Beschauers aus tausend und tausendjährigem Schlummer erweckt, wieder heraufbeschworen werden. Spricht ja alles, was sich bei dieser Dante'schen Wanderung der Reihe nach den Blicken darbietet, von ihnen in der deutlichsten Sprache. Das Pflaster, die Thüren, die Höfe und Treppen, die Säulen, Nischen, Gewölbe und Becken, alles wird in der fast widersinnigen Stille ringsum so beredt, daß es ist, als begänne wieder um uns her, sich mehrend und steigernd, das Rauschen des Daseins.

Den Tag über begegnete ich, der ich einen Permeß hatte, allein zu gehen, doch noch hie und da einer Gruppe von Beschauern mit ihrem Führer, dessen Stimme in dieser Grabesruhe überlaut tönte. Gegen Abend ward es ganz still und leer. Nur von Zeit zu Zeit sah ich in der Ferne einen Wächter quer über die Straße gehen, wie um drei Uhr Nachts in unseren von Schlummer umfangenen Städten noch ein Einzelner seiner Behausung zuschleicht. Dicht vor der Gräberstraße sind hochgelegene Höfe, von denen aus man das Meer sieht. Dort sank die Sonne zwischen glühenden Streifen nieder, drüben stand der Vesuv, in langen Falten sein tiefpurpurnes Gewand gegen den Golf ausbreitend, gen Osten in schaurige Nacht gehüllt, über dem Haupte die entsetzliche Waffe schwingend, mit der er hier alles vernichtet hatte, und die fein-

gemeißelten Grabsteine leuchteten im Schimmer der Abendgluthen wie Blüthen des ewigen Lebens. Ist nicht das Beste, das Wesentliche, was jenes uralte Menschengeschlecht gehabt hat, doch erhalten, aus der Asche aufgestiegen, um den Geist später Nachkommen- mannigfach zu befruchten! Darin liegt gewiß der größte Reiz des Besuches von Pompeji, daß wir hier, wo alles sich vereint, um uns in höchstdenkbarer Weise dem Gewohnten, Unsrigen, Gegenwärtigen zu entrücken, wo jede Eintheilung, jede Gliederung von vollkommen verschwundenen Gesichtspunkten und Anforderungen zeugt, doch wieder so angeheimelt werden; ja, daß vielleicht jeder, der diese verlassenen Stätten durchzieht, sich beim Anblick derselben mancher Räume erinnert, in welchen er bei guten Freunden traufliche Stunden verlebt hat, und noch zu verbringen hofft. So schlingt sich der Faden alles Guten und Gediegenen, was Menschengeist erschafft, fort und fort durch das Gewebe der Zeiten, den ganzen Stoff zu seinem Theil reicher und interessanter machend, und das gibt immer neuen Muth zu erdenken und zu schaffen.

Es dämmerte schon, als ich zum letztenmal die Stadt von einem Ende bis zum andern durchzog, die Seele nach so langer Einsamkeit fast traurig umflort, als wäre ich ein Schatten in der Unterwelt. Nur das laute Dröhnen meines Schrittes erinnerte mich daran, daß mir ein lobenswerther Wiener Schuster ein paar starke Sohlen unter die schreitbaren Füße gelegt hatte. Unterdessen waren die Wächter ausgezogen, um zu sehen, ob ich noch am Leben, oder vielleicht ob ich auf Diebswegen sei. Im Geleite dieser kräftigen, schönen Männer mit Schwertern an der Seite, schritt ich wieder durch das Thor, das uns in

zwanzig Sekunden um zweitausend Jahre weiterbringt. Bald erscholl denn auch der Pfiff, der am meisten das bedeutet, was uns vom Antiken trennt.

Ich fuhr nur bis Torre dell' Annunziata, weil mich auf der raschen Eisenbahnfahrt des Morgens ein unwiderstehliches Gelüste angewandelt hatte, an jenen Felsenküsten mit Muße zu weilen. So lange ich mich nun jetzt wieder in Italien herumtreibe, immer doch sind die heimathlichen Vorstellungen noch nicht überwunden. So schritt ich denn vom Stationsgebäude bei Mondschein unbekümmert bergauf bis in die lange Hauptstraße des Ortes, um hier „das Wirthshaus" aufzusuchen. Mächtige Gebäude, ja Paläste, gab es genug, aber ich ging und ging bis zum letzten Hause, nichts war zu sehen, was einem Wirthshaus glich. Ich war von der Mitte des Ortes gegen Neapel zu gegangen, kehrte also zurück, um die andere Hälfte zu recognosciren. Ich fragte aber nun den Schenkwirth in einem Kaffeehause, wo eine gute Locanda sei. Dieser wies mich an das entgegengesetzte Ende des Ortes, dort seien drei, vier neben einander. Ich schritt also die unermeßlich lange Straße gen Castellamare bis zum letzten Haus, suchte, fragte — keine Spur von einem Wirthshaus. Ich bat einen wohlgekleideten Herrn um Auskunft. Dieser dachte eine Zeitlang nach, und wies mich an eine stattliche Madame in einem andern Kaffeehause. Die Frau sah mich höchst bedenklich an, rief einen kleinen Jungen, und wies ihn an, mich zu führen. Wir stiegen eine steile enge Treppe hinauf und pochten an eine Thüre. Eine alte Frau machte auf und gab mir den Bescheid: ein Bett könne ich haben, aber kein Zimmer für mich. Entmuthigt kehrte ich zu meiner Beschützerin zurück, und klagte ihr meine

Noth. Diese besann sich lang und gab dem Jungen eine andere Adresse an. Nach langem Wege kam ich denn endlich dazu, in einem Hinterhaus ein Zimmer zu bekommen, zu dem zu gelangen ich die Küche und Wohnstube und drei Schlafstuben durchschreiten mußte. Nun denke man, daß ich mich in einer Stadt von mindestens dreifacher Größe wie etwa Murnau, Tölz, Dachau, mit langen Reihen von Palästen und einem Seehafen, befand, und erinnere sich, wie viele stattliche Wirthshäuser außer der Post in solchen Orten sich befinden. Wehe dem Reisenden, der in Italien, und selbst am Golf von Neapel, auch nur einen Schritt abweicht von der großen Reisestraße, auf welcher der Strom der Fremden sich bewegt. Er ist sofort vollständig rathlos und verlassen. Die Sitte des Einkehrens und Uebernachtens auf Ausflügen ist hier fremd. Mein Wirth machte wieder ein höchst besorgtes Gesicht, als ich ihm meinen Hunger klagte. Er selbst konnte mir nichts geben, er hatte nur Betten, auch konnte ich nicht in Person dahin gehen, wo etwas zu finden war, er wollte aber schicken. Nach einer Viertelstunde erschien ein kleiner drolliger Knabe mit dicken Hängebacken, einer spitzen gebogenen Nase, stechenden gekniffenen Augen, aufgeworfener Oberlippe und einem Bauche, wie der eines alten Mannes, mit grauer Leinenschürze drapirt, eine schmierige phrygische Mütze hinten auf dem Schädel. Dieser packte aus einem Korb eine Flasche Wein, eine Schüssel mit weißen Bohnen in Oel, einen großen kalten, in Oel schwimmenden, gebackenen Fisch, ein Weißbrod und eine alte dünne Zinngabel. Der Wirth zog ein Klappmesser hervor und legte es mir hin. Vom Waschtisch wurden der Spiegel und der Napf entfernt, um dort die Speisen aufzustellen, und

nun würgte ich sie hinunter, weil mich der Hunger zwang. Der Wirth leistete mir während dieser Operation Gesellschaft und gab sich alle erdenkliche Mühe, mir seinen Dialekt verständlich zu machen, es gelang aber nicht. Als ich ihm sagte — denn mich verstand er seinerseits vollkommen — daß im ganzen übrigen Italien die Menschen auch das rein Italienische wenigstens leidlich sprechen könnten, meinte er, sie seien hier zu Lande ignoranti und könnten nicht anders als maccaronicamente sprechen. Und diese Stadt baut seit zehn Jahren an einem Werke, das an Großartigkeit dem Damme zwischen dem Lido und Chioggia, welchen Napoleon erbaut hat, nicht nachsteht — einen mächtigen Molo von siebenhundert Schritt Länge ins Meer hinaus, aus riesigen Felsblöcken aufgeführt!

Zunächst dem Wasser läuft ein breiter mit Quadern gepflasterter Hafengang längs einer hohen acht Fuß dicken Mauer. Und an dieser Mauer gegen die Brandung zieht sich ein gigantischer schräger Bau von mindestens fünfundzwanzig Fuß Breite, der aus Hunderten einzelner, mächtiger Würfel besteht, zu denen die Felsblöcke mittelst kleiner Steine und Mörtel zusammengearbeitet sind. Auf dieser Mauer weilte ich noch Stunden lang in der lauen Mondnacht. Gelagert auf einer Klippe am äußersten Ende, blickte ich zurück auf die prachtvoll aufgebaute Stadt, hinüber auf die zart umschleierten Abhänge des Monte St. Angelo, zu dessen Füßen Castellamare's Lichter schimmerten, und hinaus ins Meer, wo hier und dort Fischer mit ihren Fackeln auf das Wasser tupften. Um Mitternacht schlich ich bei schnarchenden Viehhändlern und Hausirern vorüber in meine Kammer.

Am Morgen schälte ich mich so früh wie irgend möglich

aus all diesen widerwärtigen Umgebungen heraus und trat an das frische Meer. Von Torre dell' Annunziata bis Torre del Greco folgte ich der Küste. So viel Verlangen mir auch der Blick aus dem Eisenbahnwagen erweckt hatte, doch hatte ich mir diesen Gang nicht so lohnend vorgestellt, wie ich ihn nun zu meiner Freude fand. Zunächst reizte mich eine sehr große Aehnlichkeit mit der Küste von Catania, die ich hier nicht gesucht hatte. Imposante Felsmassen, kohlschwarze Schlackenrippen erstrecken sich in das Meer, kleine Buchten bildend, und hohe alte Aloëstauden, sowie indische Feigen, wachsen aus dem Gestein hervor. Hie und da ragt ein altes Castell unmittelbar über den Wassern in die Luft, kleine Aquäducte, zum Theil zertrümmert, ziehen sich von einer Erhöhung zur andern (auf letztere muß ich noch zurückkommen), die weißen Fischerhäuser mit flacher Kuppel, Außentreppe und Weinlaube sind hineingestreut, umgeben von uralten, dickstämmigen Cactusstauden von der gleichen Höhe des Hauses. Aloëhecken führen zu ihnen hin. Knorrige, vom Seewind im Wuchs gestörte Feigenbäume, gruppirt mit Oelbäumen, stehen zerstreut zwischen den üppig bestellten Gemüselände reien, einzeln und in Gruppen von dreien oder vieren ragen Pinien darüber auf, ihre Dächer ausbreitend. Ein reinliches Fischervolk mit freundlichen Mienen, Alte, Frauen, Kinder, braune gesunde Mädchen mit Spulen beleben den Raum. Sie lachten mir zu, antworteten mir freundlich, aber fast ganz unverständlich, brachten mir Stühle, wo ich zeichnen wollte, zeigten höchste Dankbarkeit, wenn ich den Kindern Soldi schenkte, und waren dabei durch die Bank hübsch und malerisch anzuschauen, prächtige Staffagen in der seltsamen, eminent südländischen und wahrhaft bezau-

berndeu Scenerie. Der Küstensand, ein Gemisch von Asche und Schlackenstaub von dunkelgrauer Farbe, ist nur für den Augenblick hart geschlagen da wo die Welle ihn fortwährend beleckt, sonst überall so weich, daß man tief einsinkt und schwer vorwärts kommt. Ich ging deßhalb immer unmittelbar am Saum der Welle hin, wo mich nicht der schroffe Fels zwang, mir höher oben einen Verbindungspfad zu suchen. Eben bei solchen Veranlassungen gerieth ich zu all jenen eben erwähnten Anblicken. Ganz besonders eigenthümlich ist noch dieser Campagna Felice, daß für die Bewässerung ein unerhörter Aufwand gemacht wird. Ueberall sieht man große Cisternen mit mächtigen Substructionen aus den Felsen hervorragen, und wenn ein Landmann Felder hat, die höher liegen, als sein Haus, dann ragt neben dem Haus ein Thurm empor, der oft dreimal so viel Mauerwerk enthält, als das ganze Haus. Im hohlen Raum dieses Thurmes läuft ein System von Gefäßen an Ketten, genau wie bei Baggermaschinen. Oben auf dem Thurm ist ein Zahnrad, in dem die Ketten laufen. An dieses schließt sich ein flachliegendes zweites Zahnrad, in das an der anderen Seite wieder ein großes drittes eingreift. Dieses läuft in einem zweiten Rundbau an einer dicken, stehenden Walze, an der unten Hebel angebracht sind, um Zugthiere einzuspannen oder auch Menschenhände anzulegen. Von diesem complicirten Bau, der oft noch obendrein Unterbauten mit Ställen und Geräthschaftsräumen hat, geht nun auf Bogen, manchmal sieben, acht, aber auch zwanzig und mehr Fuß hoch, eine Wasserleitung zu jenen oberen Feldern. Das alles ist die Zuthat einer kleinen Fischerhütte!

Bei meiner Wanderung bemerkte ich bald, daß dieses

freie Volk sich den Eisenbahndamm als Verkehrsweg zugeeignet hat, und sparte mir von da an manchen Umweg, indem ich deßgleichen that. Uebrigens ist dieß für jene Menschen förmlich ein kleiner Ersatz für einen ganz undenkbaren Verlust, den sie erlitten haben. In den kleinen etwas landeinwärts reichenden Buchtungen haben sie ihre Häuser gebaut, ihre schönen üppigen Gärten angelegt und gepflegt, vor sich den offenen Strand und das geliebte Meer, ihr Element und die Quelle ihres Wohlergehens, ohne die Schrecken der Nordsee, und jetzt trennt sie der hohe einförmige Eisenbahndamm vom Strande, ihnen alle Aussicht entziehend, sie einklemmend zwischen sich und die hinteren Felsen. Auch können sie nicht mehr direkt vom Wasser an das Haus, sondern müssen bis zum nächsten Durchgangsthor gehen und wieder zurück. Wer sich das recht vorstellt, der wird die ganze Grausamkeit erkennen, die hier einem glücklichen Volksstamme widerfahren ist, weil die Ingenieure diesen Weg als den besten fanden.

An einsamer Stelle nahm ich ein Seebad, im Anfang des November, so warm, wie es kaum im Kieler Hafen im Hochsommer wird. Dann hatte ich das schöne Schauspiel eines großen Fischzuges. Sechzig bis achtzig Fischer zogen mit ihren Schulterriemen an den beiden Enden des Netzes, dessen Korke man in großer Elipse in das Meer hinausreichen sah, und immer, wenn sie an jedem der beiden Enden an den Ort gekommen waren, wo zwei Männer das Tau aufrollten, eilten sie in raschem Laufe dem Meere wieder zu, sich neu einzuhaken. Daher ewige Hin- und Wiederbewegung bei dem gewaltigen Lärmen des Anfeuerns, Zurufens, Befehlens. Es war ein ganz großartiger Anblick und ein höchst malerischer. Denn hier

war jede Altersstufe vertreten: hagere Greise mit weißen Locken, mächtige Männer, schlanke Jünglinge und feine Knaben standen neben einander. Und die Arme und Beine waren ganz entblößt, oft auch die Brust und der ganze Oberkörper. Ein tiefer goldiger Ton war allen an ihren herrlich ausgebildeten Gliedern gemein, die Grundfarbe auf dem schwarzgrauen Sande zu einer außerordentlichen Nüancirung aller zarten Stofffarben. Dieß zeigte sich etwas später in noch überraschenderer Wirkung an einer andern Gruppe. Der Fischzug war ein überaus ergiebiger. Die Männer standen, saßen, knieten, lagen nun in Reihen dahin, das feine dunkle Netzwerk in Festons durch ihre Hände ziehend, um die Alici herauszunehmen — ein Fischchen wie Anchovis, das auch so bereitet und gegessen wird. Wie hunderttausend Silberflocken erglänzten sie auf dem braunen Netzwerk. Wenn hie und da ein größerer Fisch sich gefangen hatte, nahm ihn derjenige, dem er in die Hände fiel, aus den Maschen, und steckte ihn lebendig in seine Mütze, daß man ihn auf dem Kopfe zappeln sah. Dieß verräth keine zu reizbaren Nerven. Eine halbe Stunde weiter gen Torre del Greco zu sah ich dann das schönste Bild, welches sich mir dießmal am Golfe dargeboten hat. Eine andere gleichgroße Schaar von Fischern ruhte von der schon abgethanen gleichen Arbeit aus. Dort, wo sie lagerten, ging ein stark gebauter Bootsteg über den breiten Strand bis ins Meer hinaus. Auf diesem Steg hatten Mädchen ihre Körbe mit Früchten abgestellt, mit denen sich die Fischer erquickten. Manche Gruppen standen, andere saßen oben auf dem Steg, wieder andere lagen an den Rumpf dunkler Barken gelehnt, die meisten aber lagen in Sternen, die Köpfe

nach innen, auf dem Bauch im heißen Sande, lustig plaudernd. Die Sonne schien scharf auf alle diese Menschen, während der dunkle Sand fast alles Licht verschluckte. Das Gold der Gliedmaßen blendete förmlich und stand wunderschön zusammen mit den Farben der Hemden, die ich mir nicht so schön und mannigfach gedacht hatte. Pfirsichblüthen, Apfelgrün, Lila, Chamois, zartes Vergißmeinnichtblau, dann wieder kräftiger Purpur, Tizian'sches Blaugrün, Schneeweiß — es war ein ganz überwältigender Farbenzauber. Und eine Schönheit der Glieder, über jede Beschreibung erhaben! Nie hätte ich mir vorgestellt, daß aus dem einfachen alltäglichen Treiben niederen Volkes ein so imposantes, glänzendes Bild hervorgehen könnte.

In Torre del Greco, einem Orte, der ebenso prächtig erscheint, wie Torre dell' Annunziata, hatte ich genau dieselben Schwierigkeiten, überhaupt zum Essen zu kommen und das Dargebotene zu mir zu nehmen, wie Tags zuvor, so daß ich doch sehr froh war, als ich auf der Eisenbahn wieder in Orte gelangte, wo man gewohnt ist, den Fremden zu sehen.

Wir sehen deßhalb auch die Schönheit Italiens immer in ähnlicher Weise aufgefaßt und dargestellt, weil es kaum möglich ist, außerhalb der einen so viel ausgebeuteten Linie längere bequeme Aufenthalte zu machen, um eingehend zu beobachten, vollständig zu sammeln. Landschaftsmaler und Genremaler würden auf ganz neue Spuren kommen, wenn sie den Muth hätten, diese großen Schwierigkeiten zu überwinden. Mir hat das flüchtige Dahinziehen in den verschiedenen abgelegenen Gebieten dießmal eine ganze Reihe unerwarteter Genüsse bereitet.

St. Biagio und Cardito.

Die Wechselwirkung des Besuches von Pompeji und der Besichtigung der Fresken und Mosaiken aus jener Stadt im Nationalmuseum ist höchst anregend. Bei dieser Veranlassung werde ich für einen Augenblick meinem Vorsatz untreu, ein Urtheil über Kunstgegenstände abzugeben, weil es mir scheint, als ob bei der Betrachtung jener Fresken zu ausschließlich das culturhistorische und archäologische Interesse berücksichtigt wird. Bei allem, was ich mich erinnere, über diesen Schatz gelesen und gehört zu haben, außer bei der Abhandlung von Burkhard, wird der künstlerische, besonders coloristische Werth der Bilder selbst gering geschätzt, während man sich mehr damit abgibt, in ihnen die Spuren wichtigerer Werke aufzufinden. Es sind dieß sehr problematische wissenschaftliche Uebungen, die doch vielleicht von einem verkehrten Gesichtspunkt ausgehen. Ich habe schon mit Gelehrten gesprochen, die mit förmlicher ästhetischer Orthodoxie sich dagegen sträuben, daß die Griechen wirklich gute Bilder gemalt haben sollen. Es genirt sie, daß in dem viel durchforschten Alterthum etwas geblüht haben soll, an das sie mit ihrem kritischen

Geiste nicht mehr herantreten können. Es ist eben nichts mehr erhalten. Wenn man sich nun erinnert, in welcher Verfassung sich die Bilder des Cinquecento befanden, als man bei dem wiedererwachten Interesse für dieses große Jahrhundert Hand anlegte, sie zu retten und würdig aufzubewahren, und wenn man dazu bedenkt, daß es sich bei jenen Bildern der antiken Welt um Jahrtausende ohne Museen und voll Barbaren handelt, dann kann man sich leicht vorstellen, daß jede Spur so vergänglicher Dinge früh verschwunden ist. Nun hat uns die Asche den Dienst gethan, eine große Sammlung bis auf unsere Zeit zu bringen, aus der wir die volle Freiheit haben, unsere Schlüsse zu ziehen, und da möchte ich beinahe glauben, daß ein Collegium tüchtiger Maler berufener wäre, als eines von Gelehrten. Zunächst sind diese Werke in Bezug auf ihren eigenen Kunstwerth ganz außerordentlich verschieden von einander, und gerade die hervorragendsten, in kunstgeschichtlicher Hinsicht wichtigsten und meist besprochenen Tafeln sind nur selten von großer Meisterhand. Manchen andern dagegen, oft kleinen, oft sehr zerstörten Bildern ist diese im höchsten Maß aufgeprägt. Ich habe mir oft bei einer einzelnen Figur gedacht, ob nicht jeder Kenner, wenn er jetzt mit mir davor stände, zustimmen würde, daß von der Genialität der Auffassung, der Tiefe und Schönheit des Colorits, der Feinheit der Gegensätze bis zum Rafael und Tizian nur ein sehr kleiner Schritt wäre. Warum soll man nicht diesen Schritt aus der kleinen Stadt in Neugriechenland auch hinüber in das alte classische hochüberragende Griechenland statuiren? Mich hat diese Pompejanische Sammlung tief überzeugt, daß in Griechenland eine große Malerschule geblüht haben muß.

Ich bitte aber schon jetzt alle großen Kenner um Verzeihung, daß ich es gewagt habe, meine Seifenblasen in ihren Garten zu treiben. Sie platzen rasch wieder, und ich kehre in ein Gebiet zurück, das sich allerdings jetzt möglichst weit von allen höheren Culturfragen entfernt, um die Leser mitten unter die Wölfe und Räuber zu versetzen. Vorher möchte ich nur noch einem Gefühl des Aergers Luft machen, ehe ich von dem schönen Neapel scheide. Die ganze Stadt ist zum Erschrecken voll von Lotteriebanken, und in jedem solchen Local sieht man die Menschen zu allen Stunden Kopf an Kopf vor den Comptoir-Gittern stehen. Dieses liederliche Volk kann sich nicht von der Providenza losmachen. Indem wir es dieser allwaltenden Macht zur Besserung und Bekehrung übergeben, wollen wir es für dießmal mitsammt seinem herrlichen Golf verlassen.

Ohne Umschweif begeben wir uns nach St. Germano zurück. Dort übernachtete ich in dem sehr schönen Wirthshause Villa del Rapido (letzteres ist der Name des Bergstroms, der die Stadt bespült). Am Morgen fuhr ich früh auf guter Straße auf die früher erwähnten Hochgebirge zu bis nach St. Elia, einer kleinen Stadt, die am Ende der mit Pinien übersäeten Thalbucht am Fuße des Gebirges liegt. Dort war Markt, am Sonntag nach der Kirche. Der Anblick eines Reisenden zu Wagen war etwas so unerhörtes, daß ich sofort von einer großen Volksmenge umdrängt war. Da stand um mich her eine unerschöpfliche Auswahl der ungefälschten Pariser und Münchener Modelle! Hundert Bassinis würden nicht zureichen, um das alles zu veranschaulichen, was sich den Blicken darbot. Jeder Zoll verkäuflich! In meiner Confusion sang ich innerlich: Hätt' ich tausend Händ' und

Augen! Statt dessen hatte ich tausend Sorgen und Nöthe, aus denen mich dieses findige Volk befreit hat. Ich hatte die Namen der Leute, die ich besuchen wollte, vergessen und auch die Orte, wo sie wohnten. Auf der Karte fand ich Valle-Rotonda, und mir war, als hätte ich diesen Namen in München gehört. Mit diesem schwachen Anhaltspunkte war ich bis St. Elia vorgedrungen. Jetzt ließ ich mir Leute aus Valle-Rotonda bringen. Ein junger Mann übernahm die Wortführung. Ich fragte, ob er von einem gewissen Alessandro wisse, der in München gewesen sei. Gleich antwortete er mir mit der größten Bestimmtheit: ich müsse die Ortsnamen verwechseln, in seinem Ort existire kein solcher. Nun bat ich ihn, mir Orte zu nennen, deren Bewohner diesen Markt besuchten und fünf Stunden aus dem Gebirge herabstiegen. Das müsse St. Biagio sein, meinte jener. Richtig! St. Biagio, dieß war mein Name. Gleich sprang einer herzu und forderte mich auf, mit ihm zu einem Manne zu kommen, der alle Leute aus St. Biagio kenne. Dieser nannte mir nach meiner ersten Frage gleich den richtigen Zunamen, und während ich mich noch mit ihm über die Art, nach St. Biagio zu gelangen, unterhielt, brachte schon die höchst aufgeregte Menge einen jungen Mann geschleppt, der mein Führer und Träger meiner Effecten sein müsse. Der kenne Weg und Steg und komme oft dort hinauf. Nun zog ich mit meinem Führer ab, quer durch den Ort. Auf diesem Wege sah ich wenigstens zwölf, ja wohl zwanzig blutjunge Mädchen im Sonntagskleid von so überaus großer Schönheit, daß ich meinen Augen nicht traute. Vollendeter Wuchs, hoher Adel der Züge, strahlende Frische, zarte Durchsichtigkeit der Complexion, kleine wohlgeformte Hände

und Füße — alles war vereint, und dazu waren sie von ausgelassener Fröhlichkeit. Wir aßen im Vorbedacht eines langen beschwerlichen Marsches in einer kleinen Trattoria vortreffliches, stark gepfeffertes Hirtenfleisch, vollkommen dem ungarischen gleich, tranken eine Flasche rothen Wein und traten unsere Wanderung an. Hier bemerke ich voraus: daß alles, was ich in der Folge erlebte, sich dem Leser am leichtesten vergegenwärtigt, wenn er sich der Ersteigung einer sehr bevölkerten Hochalm erinnert. Zuerst verfolgten wir auf einem Sträßchen den jungen rauschenden Bergstrom, dessen Wasser noch einige Werke trieb, dann wurde das Sträßchen schmaler und ging rasch bergauf. Endlich hörte es ganz auf und ward ein steiniger Fußsteig. Wir stiegen lange Zeit so fort durch Oelwaldungen. Nach etwa anderthalb Stunden, als uns die Schauer der höchsten Einsamkeit in unsern Schluchten anwandelten, hob mein Führer folgendermaßen an: „Lieber Herr, bis vor vier Jahren ist dieß eine so furchtbare Räubergegend gewesen, daß es einen mit Grausen erfüllt, wenn man daran zurückdenkt. Kein Mensch konnte mehr seine Wohnung verlassen, ohne die Gefahr, beraubt, fortgeschleppt und meistens auch getödtet zu werden." Plötzlich wurden alle Olivenstämme um mich her noch einmal so schwarz. Ich blieb stehen und fragte sehr eindringlich: „Ist es denn jetzt vorbei? Vier Jahre ist eine kurze Zeit, mein Freund." „Es ist vollständig vorbei," antwortete er, „die Regierung hat ganze Regimenter hineingeschickt und die Räuberei ausgerottet. Man hört nie mehr etwas, jeder geht sicher seiner Wege." Ich erklärte ihm noch, daß ich dort oben durchaus nichts zu thun hätte, und lieber zurückkehrte, wenn noch irgend etwas zu befürchten

wäre. „Absolut gar nichts," antwortete er mit Bestimmtheit. Nun, die Autorität war keine große, aber ich schritt fürbaß. Eine Stunde später wurde der Steig so ähnlich einem Gemssteig, daß ich mir nicht mehr vorstellen konnte, daß dieß der Marktweg für eine große Bevölkerung sein sollte. Nun wurde ich wieder irre, ich besann mich, daß dort unten Hunderte von Männern mich gesehen, von meiner Absicht gehört hatten, und dachte mir, wenn dieser Mann dich nun auf dem directen Weg in die Hände der Räuber ablieferte! Hier habe ich erfahren, was ein paar Augen bedeuten können. Ich blieb wieder stehen, sah meinen Führer fest an und fragte ihn: „Sind wir denn hier auf dem rechten Wege nach St. Biagio? Da begegnete ich einem so ruhigen, unschuldsvollen, treuen Blick, daß mir jeder Zweifel schwand. Auch zuckte ein mitleidiges Lächeln um den Mund des Jünglings, und er sprach: „Ich habe mir gleich gedacht, daß dieser Steig für einen Herrn wie Sie viel zu schlecht ist." Er erzählte mir, daß er ihn sehr oft des Nachts gemacht habe als Knabe von 15 bis 16 Jahren, um recommandirte Briefe nach St. Biagio zu bringen, die am Tage geraubt worden wären. Ich beschrieb ihm nun meinerseits unsere Alpensteige, an die ich gewöhnt sei, und so gingen wir denn, gegenseitig erbaut, rüstig weiter. An der nächsten Felsecke holten wir zwei Frauen ein, die den weiteren Weg mit uns gingen, allen Scrupeln ein Ende machend. Endlich erreichten wir einen Sattel, auf dessen Höhe das unausgesetzte Steigen ein Ende hatte. Eine große Aussicht bot sich dar. Ueber die langen Schluchten hinaus, durch die wir heraufgestiegen waren, sah man das Thal des Garigliano, die Höhenzüge bis ans Meer und den Golf von Gaëta in blendendem

Sonnenglanze. Kaum waren wir hundert Schritte vom Strande dieses Sattels landeinwärts gegangen, so zeigte sich zum erstenmal St. Biagio. Das war ein trauriger Anblick! Form- und farblos lag die Linie der kleinen Häuser am Fuße rauher Felswände. Der Führer, welcher mich bei meiner Betrachtung beobachtet hatte, sagte: E brutto! non è vero? Ueber eine Stunde hatten wir nun noch Berg auf Berg ab zu klettern in einem rauhen schmucklosen Hochgebirge, bevor wir den Ort wieder zu sehen bekamen. Jetzt aber präsentirte er sich doch etwas anders. Das Städtchen selbst lag auf einem abgesonderten Felsengrat dicht vor uns. Dieser Fels hatte nach beiden Seiten jähe Abhänge, die in tiefe Schluchten hinabfielen. Die eine der Schluchten war mit Gärten und Feldern, Gehölzen und Gebüschen reich belebt, durch die andere stürzte ein rauschender Bergstrom. Nach vorn ragte der Fels kühn hinaus gegen die Thäler, welche sich, von Bergcoulissen mannigfach durchschnitten, gegen Sora hin eröffneten. Die majestätischen Berge von Sora mit schneebedeckten Häuptern ragten am Horizont auf. An der äußersten Spitze des Felsens stand die Kirche am jähen Felsenhang. Der Ort selbst sah ärmlich und unbedeutend aus, aber die Lage erschien großartig und interessant. Der mächtige Berg, an dem das Nest aus der Ferne gesehen zu kleben schien und von dem es wirklich durch eine tiefe Kluft getrennt war, hatte auch beschneite Gipfel und an seinem Abhang sehr schöne Buchenwälder. Man sah weit draußen im Melfe-Thal Bergstädte erglänzen, Attino und Picinisco. So schritt ich denn auf gut Glück in den Ort hinein, wenigstens in Bezug auf seine Lage beruhigt. Schon in der nahen Umgebung hörte ich Hirtenknaben den Dudelsack

pfeifen. Ich hatte auch sonst auf dem oberen Bergrücken oft an die schottischen Lochs gedacht, nur die entzückende südländische Aussicht gen Sora widersprach diesen Empfindungen, sonst ist der Charakter Hochschottlands gewiß diesem Theile des Apennin ähnlich. Seit 25 Jahren hatte kein fremder Herr in diesem Städtchen übernachtet. Damals war es ein französischer Maler, den die wandernden Modelle später in Paris oft wiedergesehen haben, der nun todt ist. Die Aufregung im Orte war eine außerordentliche, die Menschen liefen gleich zusammen und umgaben mich. Das erste, was mir in die Augen fiel, waren die Kleider meines jüngsten Sohnes am Leib eines braunen Knaben, den ich somit als das Söhnchen Alessandro's erkennen konnte. Auch sah ich gleich in der Männergruppe mehrere Malerröcke mit eingetrockneter Oelfarbe an Brust und Aermeln. Lieber Leser, du glaubst doch nicht, daß diese Röcke gestohlen waren? Nein, das waren theure Andenken hochherziger Kunstjünger, die sich beim Abschied von den Söhnen der ersehnten Italia den Rock vom Leibe gezogen hatten, um die Macht ihrer Gefühle durch ein Opfer auszudrücken. Es dauerte lange, bevor Alessandro aufgetrieben wurde, er kam laut rufend die schmale Gasse herunter, fiel mir um den Hals und küßte mich dreimal, die Augen mit Thränen gefüllt. Er brachte mich nun gleich zu Maria Felice. Hier war die Freude nicht minder groß, wenn sie auch den Verhältnissen nach nicht dieselbe Form annehmen konnte. Maria Felice hat in München viele treue Freunde zurückgelassen, und man hat sie mit einer gewissen sorgfältigen Achtung behandelt, auch in die Familien eingeführt, weil man durch Alessandro vernommen hatte, daß sie von einer distinguirten Familie sei. Dieß

fand ich denn alsbald bestätigt, und wenn dem nicht so gewesen wäre, so hätte ich sofort wieder umkehren müssen. Sie führte mich in das Haus ihrer Verwandten, das mitten im Ort etwas über die übrigen Häuser emporragt. Die guten Leute nennen es einen palazzo. Ich wurde zunächst mit den freudig erstaunten Insassen bekannt gemacht. Zwei Schwestern, Maria und Teodora, waren zuerst in dem Raume. Teodora, Typus einer schönen Räuberbraut, von tiefer Hautfarbe, mit glühenden Augen, zwanzig Jahre alt und noch unverheirathet, jagte zuvörderst eine dicke schwarze Sau hinaus, um dem Acte der Begrüßung etwas mehr Feierlichkeit zu geben. Der Raum, wo dieses nützliche Familienglied gewöhnlich speist, ist in diesem Augenblick der Maria Felice eingeräumt, um darin Steine für ein neues Haus behauen zu lassen. So lange speist die Sau mit der Herrschaft. Teodora und Maria Felice tragen das Ciociaren-Gewand; Maria dagegen ist städtisch gekleidet, eine dreißigjährige Jungfrau mit großartigen verklärten Zügen und dem Ausdruck geistiger Bildung. Sie ist acht Jahre hindurch in einem Kloster erzogen worden, hat ihre Zeugnisse als Lehrerin und fungirt auch jetzt als solche in St. Biagio.

Kaum hatten wir uns begrüßt und die ersten Worte gewechselt, so trat die Tante ein, auch in städtischem Gewand, eine wunderschöne, stattliche Matrone, von vornehmer Haltung, eher das Bild einer Königin als einer bescheidenen Gebirgsbewohnerin. Sie begrüßte mich sehr freundlich und würdevoll. Jetzt stürzte ihr Bruder, der Hausherr, zweiter Pfarrer, zeitweiliger Sindaco, Oheim der drei Schwestern, herein. Im Augenblick, wo er über die Schwelle trat, bedeckte er mit seinem, vor etwa dreißig

Jahren schwarz gewesenen, jetzt bisterfarbenen geistlichen Gewande die offene Brust, die dicke gelbe Wollenjacke und die Mutande, um doch etwas in Toilette vor mir zu erscheinen, und nun löste er in sichtlicher Verlegenheit die schwere Aufgabe, doch die eine Hand wieder frei zu bekommen, um sie mir zum Willkomm zu reichen. Es hieß nun zunächst: Si accomodi, Don Carlo! und bald saßen wir alle um das Kaminfeuer. Diese Gruppe von sechs Personen nahm den halben Raum ein, indem wir nun zusammen hausen sollten, der Küchentisch, Spültrog und Küchenschrank füllten fast den übrigen. Der Boden war Tenne, die Thüre führte direct auf die Straße, unser Kamin war zugleich der Kochherd, der Raum war niedrig, gewölbt, an der Decke mit Zwiebelfestons behangen, hatte zwei alterthümliche Fensterchen und war zugleich die Wohnung der Hühner. Sobald einer sich bewegte, huschten erschreckte Hühner zur Seite, und bei der Besorgung des Kessels, der Töpfchen, des Bratrostes, der Pfannen mußte immer einer der Gesellschaft Platz machen, um den Zugang frei zu lassen. Draußen aber auf dem fünftausend Fuß hohen Gebiete wehte scharfe Tramontana, und das Feuer war eine Lebensbedingung. Bald nach vier Uhr wurde es dunkel, und so saß ich denn fünf Stunden an demselben einzig möglichen Fleck unter meinen gastfreien Freunden. Der Raum hinter unseren Stühlen war gesteckt voll neugieriger Freunde, und ein Kauderwälsch wurde um mich her geschnattert, von dem ich keine Sylbe verstand. Nur wenn sich einer direct an mich wandte, konnte ich ihn mit Noth und Mühe verstehen. Auch der Herr Sindaco und Pfarrer kannte kein anderes Idiom als diesen häßlichen brutalen Dialekt des Königreichs Neapel. Maria Felice

und Alessandro mußten mir fast alles verdolmetschen, was er zu mir sprechen wollte. Nachdem wir ein Stündchen beisammen gewesen waren, ging ein junges Mädchen durch den Raum, bei deren Anblick ich ganz erstaunt fragte: „Wer ist denn das?" „Es ist unsere Dienstmagd," war die Antwort. Dieß war wieder eine von den vollendeten, räthselhaften Schönheiten, wie ich sie schon in St. Elia gesehen hatte, und hier oben noch mehr finden sollte; gewiß Geschöpfe einer reinen Race und Muster der ursprünglichen ungefälschten Frauengestalt. Um neun Uhr Abends wurde ich im obern Stock in ein Gemach geführt, in welchem ein sehr gutes Bett stand. Dieß war wohl der einzige Raum im ganzen Ort, in welchem ich allenfalls übernachten konnte, und war — das Zimmer Maria's, der Lehrerin, die unterdessen, Gott weiß wo, gehaust hat.

Morgens inspicirte ich den Ort. Das war bald geschehen! Ein elenderes Nest mag es auf der Welt kaum geben. Der Fels ist so schmal, daß neben einer fünf Fuß breiten Straße nur noch zu jeder Seite ein Häuschen Platz findet. Hinter den Häusern geht es gleich schroff bergab. An diesen Abschüssen führen drei bis vier Fuß breite Gäßchen mit Stufen hinab in ein abscheuliches Winkelwerk von Esels- und Schweineställchen. Die meisten Bewohner haben in ihrer Steinhütte nur einen Wohnraum, zu dem man gleich von der Straße hineintritt. Eine Holzbank am Kamin und ein oder zwei Betten, je nach der Zahl der Bewohner, sind das ganze Mobiliar. Die paar Sachen, die sie haben, liegen auf einer Kiste, die noch anderes bergen mag. Sind erwachsene Mädchen und Männer im Hause, so haben letztere ihre Schlafstätte in wer weiß welchem Loche. Und das alles, Gassen und

Räume, verharrt in säculärem Grundschmutz und gränzenloser Vernachlässigung. Nur die Frauen sind an sich selbst durchaus rein — ein wahres Wunder!

Der Himmel war wolkenlos, aber die Pfützen mit Eisnadeln bedeckt, und ein scharfer Nordwind strich durch das Hochland. Dennoch schlug ich meine Staffelei an einem sonnigen Fleck vor dem Ort auf und malte eine Studie. Die Mauer, hinter der ich mich niedergelassen hatte, war vom Volke besetzt, wie eine Bankreihe im Amphitheater. Nach einiger Zeit kam ein junges Mädchen und fragte: „Ist es nicht zu kalt, mein Herr?“ „O ja!“ antwortete ich, „ich friere sehr.“ Bald darauf kam sie wieder mit einem Dreifuß voll glühender Holzkohlen, den sie mir vor die Füße setzte. Alle Kälte war seitdem verschwunden, und ich konnte malen, wie im Atelier. Nach einer Stunde kam sie mit neuem Feuer. Ich habe diese Wohlthäterin nie wieder gesehen und ihr meine Erkenntlichkeit nicht bezeugen können.

Die Hausordnung wurde mir zulieb so geändert, daß wir, wenn der Tag zur Neige ging, unsere Hauptmahlzeit hielten. Diese war nun immer reichlich und vorzüglich. Der Herr Oheim erlaubt sich keinen Luxus, nicht einmal den der Reinlichkeit und irgend welchen standesgemäßen Auftretens, noch weniger den irgend welcher Wohlthat für einen Mitmenschen, er ist ein habgieriger Geizkragen, aber seinem Magen fröhnt er, und seine würdige Schwester versteht tausend Künste, um dieser Neigung gerecht zu werden. Bei jeder Speise renommirte mein Wirth, als wenn ganz Europa von so guten Bissen keine Ahnung hätte. Ueberhaupt äußerte sich die Ignoranz dieser Leute am meisten darin, daß sie von allen gewöhnlichen Dingen,

aus denen unser Leben besteht, zu mir belehrend sprachen, als ob das alles nur in St. Biagio vorkäme.

Am zweiten Abend war ich bei dem Erzpriester, Arciprete, ersten Pfarrer, dem Bruder meines Wirthes. Hatte letzterer schon ein rauhes wildes Gesicht und Wesen, so war jener anzusehen wie ein grausamer Seeräuber. Diese beiden Brüder sind Kinder des Orts. Es findet sich kein fremder Priester, der sich entschließen will als Pfarrer hieher zu gehen. Darauf hin haben diese beiden Theologie studirt — es mag ein heiteres Studium gewesen sein! — und die Stellen übernommen, die sie nun schon seit langen Jahren inne haben. Ebenso hat ihr Neffe, der Bruder meiner drei Freundinnen, das Secretariatsamt beim Sindaco. Alles ist in der Hand dieser Familie. Diese aber arbeitet ohne Menschenliebe und Gerechtigkeitsgefühl nur auf eigenen Vortheil hin, und saugt das bischen Eigenthum, das hier sein mag, so viel wie möglich auf. Jeder, der ohne Nachkommen stirbt, hinterläßt ihnen seine Sache. Dabei kaufen sie, wo eines zurückkommt, auf, und vollenden den Ruin. Die zwei Brüder aber, der erste und der zweite Pfarrer des Orts, sind Todfeinde, die sich nie sehen und von Haß gegen einander gallig sind. Dieses christliche Verhältniß hat dem Erzpriester ein Ohr gekostet, an dessen Stelle man jetzt eine vernarbte Wunde sieht. Eines schönen Tages haben ihn die Räuber erwischt, es war im Winter, haben ihm den Mund verknebelt, Hände und Füße gebunden und ihn noch höher ins Gebirge geschleppt. Dort haben sie ihn fünf Tage wie einen Sack im Freien herumliegen lassen. Sein lieber Bruder hat sich so lange besonnen, das Lösegeld herzugeben, bis sie ihm ein Ohr hinabgeschickt haben, mit dem Bedeuten,

daß morgen der übrige Kopf nachfolgen werde, wo nicht ꝛc. Das hat gezogen, und der einohrige Bär haust nun in seiner Höhle weiter. Ich kam dazu, ihn trotz des Bruderhasses zu besuchen, weil zwei Ingenieure angekommen waren, die im Auftrage der Regierung eine Straße traciren, die hier durchgeführt werden soll. Man sieht hier wieder die Hand der neuen Regierung, die von staunenswerther Umsicht und Energie ist. Es ist ein Riesenkampf zwischen Gutem und Bösem hier, ein verzweifeltes Ringen, an dem das übrige Europa viel mehr Antheil nehmen sollte. Diese Straße, die aus dem Garigliano-Thal durch das Melfe-Thal hier heraufgeführt wird, geht dann von St. Biagio über Cardito durch die Pianura die Cinque Miglie (denn hier ist das verrufene Wolfsrevier, dessen ich in einem früheren Brief Erwähnung gethan habe), über Selmone zur Hauptstadt der Abruzzen. Es sind von einem Ende bis zum andern die größten technischen Schwierigkeiten zu überwinden, unzählige Brücken und Viaducte müssen sich folgen, und dabei wird es eine breite Regierungsstraße. Auf diese Weise sollen diese gottverlassenen Länder geöffnet und der Cultur zugänglich gemacht werden. So fand ich denn, schon in demselben Augenblick, wo ich diese merkwürdigen Urzustände kennen lernte, die Sendboten künftiger besserer Zeiten auf dem Platz.

Das Parlour des Arciprete war noch viel unwirthlicher und höhlenartiger als das seines feindlichen Bruders, wo doch durch die Frauen eine Art anheimelnden Geistes dem Raume aufgeprägt war. Eine antediluvianische Holzbank stand quer vor dem großen Kamin, mit einer so hohen Rückenlehne, daß der directe Zuzug der Kälte von einem abgehalten war, und sonst war nichts in dem kleinen

Gelaß als dunkles Rumpelwerk. Hier saß ich nun mit den beiden Ingenieuren, Alessandro und dem Einohr, der eine Stentorstimme hatte und mehr brüllte als sprach. Diesen Abend bekam ich eine feierliche Serenata. Die fünf vorzüglichsten Musikanten des Orts, junge Männer, die zusammen schon ganz Europa durchzogen haben, versammelten sich in einem Nebenraum und spielten auf ihren scharfen Holzflöten in Begleitung des Dudelsacks ungarische Märsche und deutsche Walzer mit wahrer Meisterschaft. Ich sagte den Herren: das sei alles recht gut und schön, aber die Märsche klängen doch besser mit Blechinstrumenten und die Walzer mit Violinen ausgeführt, und diese Leute thäten der Wirkung ihres Spiels Schaden dadurch, daß sie aus dem Kreise der echten Zampogna-Melodien herausträten. Eben hatte ich dieß bemerkt, als sie mit großer Kunst eine Nummer aus Norma spielten. Als sie zu Ende waren, sagte ich nur noch: das ist Norma von einer Katze gesungen. Dieser Vergleich überzeugte alle, sie eilten zu den Musikanten und verlangten Hirtenweisen. Da ertönte die römische Pastorale so feierlich großartig und tiefergreifend, daß die Herren ganz hingerissen wurden. Dießmal hatten die Spieler nicht Virtuosität, sondern die Kunst gezeigt, zu der sie berufen waren. Der schrille Holzton war nun der richtige Localton, und mir trat der Geist der Oertlichkeit in so einnehmender Weise nahe, daß ich hinfort alles mit andern Augen ansah. Ein patriarchalisches Dasein einfacher, genügsamer Hirtenvölker umgab mich mit seinen Tugenden und Lastern.

Dieser Eindruck wurde denn auch am folgenden Tage noch bedeutend ausgesprochener, da ich St. Biagio für eine Weile verließ und nach Cardito ging. Das Störende,

Unversöhnliche in St. Biagio besteht darin, daß diese Hirten sich wie Städter zusammengebaut haben. Die Oertlichkeit, die ihre Urväter gewählt hatten, um sich leicht vertheidigen zu können, haben sie eben beibehalten. In Cardito dagegen liegen die Hütten zerstreut, umgeben von Wiesen und Baumgruppen, so daß das Gepräge ein reineres ist. Aber eben dieß findet mein Hauswirth so abscheulich, daß er nur in hellem Spott von dem dummen Dorf da draußen spricht. Zwischen St. Biagio, das sich als herrliche Stadt fühlt, und Cardito ist ein uralter Haß und Neid, und niemandens Herz und Mund ist ein furchtbarerer Dolmetsch dieser Gefühle als meines Wirthes. Es zog sich durch seinen Umgang mit mir förmlich eine Verstimmung, weil er von meiner Absicht hörte, auch Cardito zu besuchen. Mit wahrer Leidenschaft und großer Raffinirtheit wandte er alle Mittel an, um mir diese Absicht zu vergällen. Spott und Hohn über den dortigen Priester, das Volk, die Gegend, das Klima spie er aus, dieser Apostel der Liebe. Und die Frauen halfen ihm tapfer. Es half ihnen aber alles nichts; am nächsten Morgen brachen wir auf.

Cardito ist der Wohnort eines hübschen weißhaarigen Ciociaren, Namens Pietro, der Jahre lang in Künstler-Ateliers jenseit der Alpen gesessen hat. Er war auch lange Zeit in München mit seinem Sohne Biagio, einem schönen Knaben, der sehr beliebt war. Dieser war gleich am Morgen nach meiner Ankunft von Cardito herüber gekommen, denn die Nachricht von meiner Anwesenheit war noch Abends dort hinauf gedrungen. Als hochgewachsener, classisch schöner Jüngling stand er mit seinem großen blauen Tuchmantel vor mir, strahlend vor Freude. Ich hatte

ihm den Tag bestimmt, an welchem ich bei ihnen meinen Besuch machen wollte, und so war er denn wiedergekehrt, um mich zu geleiten. Wir erstiegen unmittelbar hinter St. Biagio ein sehr malerisches Felsengebiet mit kühnen Zacken, und fanden oben eine weite Thalmulde zwischen zwei wilden Gebirgszügen, durch die wir auf unwegsamen rauhen Steinpfaden mühsam dahinzogen. Wo der Weg bei nassem Wetter schwierig und tief werden würde, werfen diese trägen Menschen ganze Massen dicker Steine auf denselben, ohne sie festzulegen, und über solche künstliche Gerölle muß man halbe Stunden lang ununterbrochen balanciren, die Frauen mit schweren Lasten auf dem Kopfe. Solche Völker sind wie die Kinder, die sich aus Trägheit selbst das Leben erschweren und kein Ohr für den besseren Rath haben. Auffallender ist aber doch ein solches Verharren im Schmutz und in der unverständigen Vernachlässigung bei einem Volke, das die ganze Welt kennt und auf seinen unausgesetzten Wanderungen alle Vorzüge eines geordneten Wesens zu Gesichte bekommt. Ist am Ende die inertia eine so tief eingewurzelte Eigenschaft dieser Völker, daß sie herrschende bleibt? Ich habe mit allen den Männern und Frauen, die draußen waren, darüber gesprochen; sie sagen immer nur: „E vero, signore, avete ragione.“

Auf den Berghängen zu unserer Rechten und Linken weideten die Ziegen und Schafe, ihre Halsglöckchen und die Gesänge der Hirtenknaben und Mädchen drangen zu unsern Ohren, und als wir die abscheulichen Steinpfade hinter uns hatten, längs eines Baches über den Anger schreitend, wie auf der Hochalm, bei ganz reinem, tiefblauem Himmel, da ward mir wohl in dieser frischen

Bergluft und ich lauschte mit Vergnügen den Plaudereien des Jünglings, dem das Glück, mich in sein Vaterhaus führen zu können, aus den Augen leuchtete. Es ward mir denn auch ein Empfang darnach! Ich war tief gerührt von dem Ausdruck einer so innigen Freude. Der Pfarrer kam auch schon in der ersten halben Stunde zu mir, nicht einmal abwartend, daß ich ihn besuchte. Es war dieß ein schwarzer Mönch mit der Kutte und dem Strick, hager und ascetisch von Ansehen, aber ein freundlicher, schlichter Mann. Auch dieser hat, wie ich hörte, nur den einzigen Zweck im Auge, Geld durch seine Stelle zusammenzuscharren. Pietro's Frau deckte mir ein sauberes Tischtuch auf, stellte Weißbrod, Wein, Trauben, getrocknete Feigen, Aepfel, Käse und Ricotta hin, und lud mich ein, eine collazione zu machen. Das Häuschen war natürlich gerade so wie jene in St. Biagio, lag aber frei im Grünen, von Eichen umgeben. Nach der Mahlzeit ging ich zum Mönch. Dieser bewohnte einen Anbau der Kirche. Zu ebener Erde war ein fensterloser Raum mit rohen Mauern, dem unberührten Erdboden zu Füßen und einigen Bänken. Dieß war die Schule. In einer Ecke desselben ging eine steile rohe Holztreppe in den obern Stock. Dort war wieder ein ähnlicher Raum, wie bei dem Erzpriester in St. Biagio, mit der gleichen Bank und einem Bett in der Ecke, wie die Betten der Knechte in den Pferdeställen. Hier schläft der Pfarrer im Winter, um noch etwas von dem glimmenden Kaminfeuer zu profitiren. Er selbst war nicht wiederzuerkennen. Er hatte eine graue Tuchmütze auf, eine helle Joppe an und schwarze Beinkleider. Statt ascetisch und mönchisch auszusehen, glich er nun aufs Haar den abgefeimten jungen Burschen, die sich in Neapel mit

Schuhputzen ernähren. Ich fragte mich, ob denn wirklich alle unsere Vorstellungen vom Charakter der Gesichter illusorisch seien und das Kleid doch am Ende alles mache. Der Mönch nahm die Kaffeemühle und setzte sich mahlend zu mir auf die Bank. Dann setzte er das Töpfchen bei, holte die Tassen und Löffel, den Zucker, einen feinen Liqueur und bewirthete mich nach Kräften. Unterdessen hatten mir die Münchener Freunde für den Abend Macaroni gekocht, und kamen um mich zu holen, Biagio mit einem großen Feuerbrand, den er fortwährend schwang, um ihn in Gluth zu erhalten und den Steg zu erleuchten. Nach genommener Mahlzeit setzten wir uns um das Kaminfeuer, die ganze Familie vereint und einige Nachbarn. Biagio's Bruder ist wo möglich ein noch schönerer junger Mann, erst zwanzig Jahre alt und schon verheirathet mit einer sehr schönen, feinen Tochter eines wohlhabenden Hauses in St. Biagio. In der Familie der Frau herrschte die größte Entrüstung über diese Ehe, die, wie es scheint, nicht mehr zu vermeiden gewesen war. Die Brüder haben außerdem drei Schwestern, alle drei ebenfalls sehr hübsch, die jüngste ein schlankes Mädchen von vierzehn Jahren mit einem frischen, entschlossenen Gesicht. Dieses Kind treibt seit drei Jahren die Schafe hoch in das Gebirge, einen großen weißen Hund zur Seite, der die Wölfe abhalten soll. Den einzelnen, ja zwei vertreibt dieser muthige Wächter auch sicherlich; wenn aber mehrere beisammen sind, nehmen Hund und Kind Reißaus, den Wölfen ihre Schäflein auf Discretion überlassend. Ich ließ mir an diesem Abend mancherlei über Land und Leute erzählen. Die beiden hohen Berge, deren Fuß in dieses Hochthal reicht, sind der Monte Cavallo und Monte Marino. Ihre Häupter

sind vom October an mit Schnee bedeckt. Wenn man die vorderen felsigen Abhänge überstiegen hat, kommt man auf große Hochlande mit uraltem Buchenwald. Von den einzelnen überragenden Spitzen sieht man die Meta in nächster Nähe, den höchsten Berg dieser Länder, der auch hie und da von Fremden bestiegen wird. Man sieht von seiner Spitze beide Meere, und unabsehbare Länder und Küsten erstrecken sich nach allen Seiten. Die Flora dieses Berges soll eine ganz eigene sein. Die Meta gränzt unmittelbar an die Abruzzen. Dort oben ist es nun ganz voll von Wölfen. Bei Regenwetter steigen sie so weit nieder als die Wolken sich senken. Dem Menschen weichen sie aus, außer wenn großer Schnee sie längere Zeit der Nahrung beraubt. So gab es denn auch Geschichten genug zu erzählen von einzelnen Menschen in großer Lebensgefahr, ja auch von solchen, die zerrissen worden waren. Kein Mensch in diesem Gebirge hat einen Stutzen; sie sind viel zu arm, um an dergleichen denken zu können; also treiben die wilden Thiere ungehindert ihr Wesen. Auch Gevatter Petz steigt noch hie und da in diese Thäler nieder. Die Wölfe erfüllen die Thäler mit ihren Signalrufen, die hütenden Kinder mit Angst und Schrecken erfüllend. Im Winter streichen sie Nachts bis dicht an die Mauern der Häuser, Eingang in Ställe suchend.

Auch über die Räuber erhielt ich mancherlei Nachricht. Die Häupter waren aus den Abruzzen, und der Haß der beiden benachbarten Dörfer verschaffte ihnen manchen Recruten. Wenn ein junger Mann einen anderen erstochen hatte, entzog er sich der Strafe und meldete sich bei den Räubern. Auf diese Art war ihre Zahl zuletzt bis gegen hundert angewachsen, und die Schwierigkeit der Ernährung

zwang sie, gleich den Wölfen die Heerden anzufallen. In St. Biagio lebt eine Frau, die in der Leidenschaft für einen Räuber Mannskleider angezogen und jahrelang an den Raubzügen theilgenommen hat. Sie ist vor kurzem von ihrer Gefängnißstrafe zurückgekehrt, hat einen Contadino geheirathet und ist eine fleißige Arbeiterin. Es ist eine hübsche, noch junge Frau mit schwärmerischen Augen. Die Regierung hat das ganze Gebirg umzingeln lassen und ein großartiges Kesseltreiben veranstaltet.

Um 9 Uhr wurde ich zu meinem Mönch zurückgeleitet und fand in seiner Sommerstube ein gutes Bett. Den Morgen sah ich die ganze Bevölkerung in der Kirche. Es war der zweite Sonntag im November. Der Anblick war bei der vollständig erhaltenen Nationaltracht eigenthümlich genug, auch war eine große Zahl schöner Mädchen und Frauen in der Menge, aber sie eilten rasch und züchtig vorüber. Alessandro hat mir mitgetheilt, daß die Mädchen dieser Orte im Ganzen von dem empfindlichsten Ehrgefühl sind und von den Burschen keine Art von Verletzung desselben dulden. Mehr als eine hat einen zudringlichen Burschen mit Messerstichen tractirt. Ich zeichnete Vormittags eine Ansicht von Cardito und mehrere Köpfe und nahm dann ein frugales Mahl bei meinem gastfreien Pfarrer ein. Dann versammelte sich alles, was mir das Geleite geben wollte, und ich ging, umgeben von Ciociaren, Frauen und Männern, wieder davon. Dießmal schlugen wir einen anderen Weg ein, etwas in das Gebirge hineinkletternd, um dort in einem abgelegenen Haus einen Greis von hundert und fünf Jahren zu besuchen. Der alte Mann saß am Kamin und ein ganz idealisch schönes junges Weib, die Frau seines Urenkels, hielt ihm eine Schüssel

vor, aus der er aß — ein selten schönes Bild. Sein Sohn, ein rüstiger Greis von achtzig Jahren, ein Mann, der im ganzen Lande hochgeachtet ist, wegen seines Verstandes und seiner Ehrbarkeit, empfing mich auf das freundlichste, und lud mich ein, mich zum Feuer zu setzen. Der Urahne saß in Hemdärmeln, altväterlichen Schnallschuhen, einer rothen Weste und weißen Schlafmütze vorwärts gebeugt da, langes feines Seidenhaar von schneeigem Weiß hing über seinen mächtigen Nacken. Er war noch bei vollen Kräften, hatte auch nicht einmal einen sehr eingefallenen Mund. Der Sohn sah eigentlich zerfallener aus, aber doch nicht so uralt. Als ich den Sohn fragte: was denn sein Vater gesagt, als man den König von Neapel absetzte, hatte der Greis mich verstanden; ein sarkastischer Zug belebte sein Gesicht, die Augen leuchteten auf, er hob die fünf Finger in die Luft und sagte mit lauter starker Stimme: „Ich habe fünf Wechsel gesehen!“ Dieß könnte seine tiefverletzten Urenkel etwas beruhigen, denn in diesen Orten hofft noch alles auf die Wiederkehr des lieben Königs. Der Urahne hat noch das ganze kahle Gebirge ringsum mit mächtigem Walde besetzt gekannt. Jetzt sieht man die ganzen Flanken des Gebirges, soweit noch Humus vorhanden ist, mit Tausenden von Mauern terrassirt, um den Wasserstrom zu bekämpfen. Nichtsdestoweniger wird immer mehr Humus weggeschwemmt und eine Thalsohle nach der andern mit Schotter zugelegt, um die Armuth zu vergrößern. In hundert Jahren wird hier alles kahl sein. Ein anderer Weg, auf dem die Armuth hier reißend zunimmt, ist durch die Aufhebung der Majoratsrechte angebahnt worden. Mir wurden eine Menge Häuser gezeigt, zu denen noch vor kurzem ansehn-

liche Güter gehört hatten, die jetzt in zehn, zwanzig Theilchen zersplittert sind. Was dem Unfug des Großgrundbesitzes steuern soll, richtet hier wieder Schaden an. So ist die Welt. Aber man freut sich hier, einmal, wenn auch noch so arme, so doch freie Männer zu sehen, die auf ihren Gütchen hausen. Mein Besuch hatte übrigens dem hohen Greis und der ganzen Familie eine große Freude bereitet. Der Alte war nie in seinem Leben weiter als bis auf die Märkte von Attino und St. Germano gekommen, und hatte nie mit einem Herrn gesprochen, geschweige denn einen in seinem Hause gesehen. An der Thüre dieses Häuschens nahm ich auch Abschied von der Gesellschaft, die mich begleitet hatte. Bei diesem Scheiden konnte aber keine Rede sein von dem Gefühl, daß ich in weite Fernen zöge, denn vier Männer und zwei Frauen meines Geleites waren reisefertig, um den zweiten Tag darauf nach Paris zu gehen — weit über mein Ziel hinaus.

Meine Wirthe in St. Biagio waren geradezu unerträglich mit ihren gehässigen Fragen und Reden über Cardito. Die nächsten Tage behaupteten sie fortwährend: ich habe mir dort oben den Magen verdorben, die Finger erfroren u. dergl. Den Morgen nach meiner Rückkehr fertigte ich ein Porträt des Oheims in Oelfarben, ein so unerhörtes Ereigniß in diesem Haus und Orte, daß ich dadurch ein wahres Fest bereitete. Am Abend bat ich die Frauen, mir Volkslieder vorzusingen. Statt dessen sang die Lehrerin, eine Frömmlerin, und eitel auf ihre Stimme, eine Menge schlecht componirter Kirchenlieder, die besonders ohne Begleitung gar keine Wirkung machten. Ich fragte, ob die schöne Magd nicht Sängerin sei. O ja: und was für

eine! war die Antwort. Ich mochte aber bitten, so viel ich wollte, sie konnte ihre Schüchternheit nicht überwinden. Als wir uns trennten, sagte ich ihr grausamerweise: ich danke ihr für ihre Gefälligkeit. Kaum war ich einige Minuten in meiner Stube, so ertönte von unten ein zweistimmiger Volksgesang, in welchem die helle, weiche Stimme des jungen Mädchens hoch und frei über den andern schwebte, ein Triumph der Jugend und Schönheit. Ich trat an die Thür und klatschte Beifall, worauf ein jubelndes Gelächter antwortete.

Den nächsten Tag sah ich einen Rechtsfall und ein Verfahren der Verwaltung. Ein Landmann war uneins mit einem Käufer wegen Weinverkaufs. Das erste für uns Interessante war sein Eintritt beim Pfarrer und Sindaco, um seine Sache vorzubringen. Er trat laut und frank in unsere Koje, schwatzte einiges mit den Frauen, und setzte sich dann an den Kamin, dem Pfarrer gegenüber. Meine Anwesenheit war für ihn wie die eines Stuhls. Nun brachte er seine Sache vor. Der Secretär, der zugegen war, unterbrach ihn mit Salven von Gelächter, in die seine Schwestern einstimmten, und zu denen ich auch ermuthigt wurde, über die Ignoranz und Ungeschicklichkeit dieses Esels gegenüber seiner Weisheit und hohen Bildung.

Als der Bauer zu Ende war, theilte mir Maria Felice den Fall mit, der ganz einfach darauf hinauslief, daß ihn der andere, wahrscheinlich ein wohlhabender Nachbar, angeschmiert hatte und daß er sein Recht suchen mußte. Statt dessen wurde er nun von dem Sindaco mit einer langen Spottrede voll schlechter Witze und Anekdoten abgefertigt, welche dieser Richter, eitel auf seine guten

Ideen, gar nicht an ihn, sondern an den Kreis der Zuhörer richtete, mehr als zehnmal durch lautes Beifallsgelächter unterbrochen. Am Schlusse sagte er: „bisogna cercar un modo di accomodarsi.“ Der Landmann ging verletzt und verwirrt davon, und Recht war gesprochen. Später sagte mir Alessandro: „Ci trattano sempre cosi, da ignoranti.“

Der andere erbauliche Fall war folgender. Die Carabinieri kamen, um die Straßenreinigung zu controliren. Hie und da machten sie bei einem schwachen, alten Mütterchen einen rasselnden Lärm, als wollten sie gleich mit dem Säbel drein hauen, die Männer aber antworteten mit einem guten Spaß, auf den sie lachend eingingen, wahrscheinlich eine mögliche Begegnung in der Nacht an einsamer Stelle vorauserwägend. Nach einiger Zeit gaben sie dem Secretär schmunzelnd das Blatt, auf dem bestätigt stand, daß alles in Ordnung sei und wateten durch den Koth in das Kaffeehaus; denn bis in diesen abgelegenen Ort ist die Piazza mit dem Kaffeehaus die Axe des Daseins. An einer Stelle ist der Felsen etwas glatt gehackt worden, das ist die Piazza; dort stehen vier kleine Mauern, innerhalb deren ein kleiner Schenktisch, ein Feuer und fünf Stühle sich befinden. Dieß ist das Kaffeehaus, in dem und vor dem nun das ganze Jahr geständert wird, während nie einer anders als zur Arbeit den Fuß aus diesem engen Nest hinaussetzt. Ich fragte den Secretär: ob der Sindaco denn nicht Polizeigewalt habe? O ja! antwortete er, aber hier ist ja alles mit uns verwandt oder befreundet, da wollen wir uns nichts verderben und lassen lieber die Fremden machen. Als ich ihm darauf erklärte: daß ein Mann, der Strenge zeigt, welche gute Früchte trägt, viel

mehr geliebt werde, weil man ihn achte und ihm dankbar sei, antwortete er sanft lächelnd: „Si, signore, avete ragione,“ und zog sich seine alten beschmierten Hosen, die immer zu fallen drohten, wieder über den Bauch. Von Kleiderreinigen und Schuhputzen ist hier das ganze Jahr keine Rede.

Am Abend hatte ich nun einmal den Genuß, singen zu hören aus dem Vollen. Das Eis war gebrochen, und die fünf Frauen sangen mir vor, so viel ich wollte. Es waren sehr merkwürdige Lieder mit langen gezogenen Tönen, die sie zweistimmig sangen. Ich saß wie unter einem tosenden Wasserfall, denn sie sangen in unserm kleinen Raume mit der ganzen Kraft ihrer großen Stimmen, aber weich, rein und harmonisch. Der Text war oft humoristisch. So zum Beispiel: Ich ging an den Brunnen, da fand ich zwei todte Ameisen, die Haut trug ich zum Gerber, das Fleisch in mein Haus! Ein Spottlied auf ihre eigene Armuth! Das anregendste von dieser soirée musicale war doch am Ende der Anblick dieser fünf schönen Frauen, im Weißzeug schwimmend, von einem matten Oellicht beschienen, ganz vertieft in ihren Gesang, ein wahrhaft großes Bild. Ein antikes Zungenlämpchen, mit einem Drahthaken an den Kaminsims gehängt, ist die einzige Beleuchtung, bei der sie alle fünf den ganzen Winter ihre Handarbeiten machen. Nach dem Ave Maria wird der Rosenkranz abgebetet, während dessen die Tante, tapfer mitbetend, das Fleisch in der Bratpfanne hin und her wendet.

Als ich meine Absicht weiter zu ziehen kund gab, wurde ich in der brutalsten Weise mit einer Fluth unangenehmer Reden begossen: es sei mir zu schlecht bei ihnen, ich sei in Cardito krank geworden ꝛc. Das war aber alles ganz anders gemeint, es waren die höflichen Einladungen länger

zu bleiben. Ich ging zum Schluß noch in die Mädchenschule von Maria. Hinter dem Hause mußte ich ein Labyrinth von kleinen Gängen und Treppen, glitschig von Koth, bergab steigen, bis ich durch eine Thür in einen Raum trat, aus dem eine Holztreppe auf den offenen Speicher führte, eine Art Scheunenraum mit einem Fensterchen in der Ecke. Darin standen drei Schulbänke mit Langtischen. In diesem Raume befanden sich siebenunddreißig Mädchen, dicht auf einander gedrängt auf Tisch und Bank, auf kleinen Fäßchen, Stücken Holz sitzend, oder an die Wand gelehnt stehend, und alle künstlich so gedreht, daß von dem Fensterchen noch ein Schein von Licht auf die Arbeit fiel. So wachsen sie heran, die Weiber dieses Ortes, hart genug, um nachher die ganze schwere Arbeit des Landmanns auf ihre Schultern zu nehmen. Denn der Tag, an dem ich aufbrach, ging dem voraus, an welchem nun das Wegziehen der Männer beginnt. Alle Ranzen wurden schon gepackt. Da ziehen Gruppen wieder nach Paris, Wien, Rom, München, London, im Sommer dann mit dem Dudelsack in die Alpen, nach Norwegen, Rußland u. s. w. Andere brechen auf, um in den Maremmen zu arbeiten, und wieder Andere, eine große Zahl, um in den Abruzzen vor den Madonnen-Bildern zu spielen. Diese letzteren müssen den ganzen Winter durch die Wolfsreviere wandern, in den rauhen Gebirgen im Schnee, Regen und Wind umherstehen, und man denke sich wie übernachten. Sie sind sehr schwermüthig gestimmt angesichts der dira necessitas. Alessandro gehört für heuer zu dieser Gruppe. Er liebt Frau und Kinder, und brach gegen mich in bittere Klagen aus über das allzugroße und constante Elend.

Als ich in möglichst zarter Form meinem Wirth gegenüber die Aeußerung that, daß ich doch unmöglich diese ganze Zeit bei ihm gelebt haben könne, ohne etwas zu bezahlen, brach er in hellen Zorn aus, und fragte mich: ob ich also die Freundschaft auffasse? Ich ließ, nachdem ich meinen innigsten Dank für die Gastfreiheit geäußert hatte, ein Geschenk für die Maria matta, die Armen des Ortes par excellence, zurück. Ob diese das Sümmchen besieht, das steht in Gottes Hand. Jedenfalls hat mir Alessandro gesagt: wenn wir etwa von München aus einmal was schicken wollten, so sollten wir doch eine andere Adresse wählen. Ob nun der Schaden in seinem Mißtrauen, oder in der Unzuverlässigkeit der andern, oder in einem harmonischen Gemisch von beidem zu finden ist, das steht dahin.

Der Abschied war ein ungemein herziger, entsprechend der antiken Gastfreiheit, und unter großem Ciociaren-Gefolge ging ich bis auf den äußersten Vorsprung des Felsens, von wo aus man unseren ganzen zurückzulegenden Weg, wie der Adler seine Flugbahn, überblicken konnte, und von diesem Stein stiegen Alessandro, ein Träger und ich den jähen Zickzackpfad abwärts, lieblichen Thälern entgegen.

Monte Cassino.

Die ersten Stunden unseres Marsches war der Steig noch so rauh und schlecht wie die neulich beschriebenen im Hochlande. Aber er führte uns in anmuthender Weise von Stufe zu Stufe in mildere Zonen und konnte dann endlich auch sein ursprüngliches Wesen nicht länger behaupten. Wir überschritten wieder mehrere große Gebiete, die, noch in der Erinnerung meiner Begleiter selbst einst fruchtbare Thalgründe, jetzt unabsehbare lange Schotterbetten waren. Dann kamen wir an den Melfe-Fluß, und durchwanderten nun eines der schönsten Thäler, die ich je gesehen habe. In der Flur war alles reich bestellt und in wahrhaft strotzendem Gedeihen. Der Kohl stand wie die Remontanten-Rosen auf hohen Stämmen in breiten Kronen. Unser Weg schlängelte sich am Fuße lieblicher Hügel mit Wiesengrund und Eichengruppen selbst unter schönen hohen Eichen dahin, immer unmittelbar neben dem sanftgleitenden Flusse. Und dieses liebliche Land war ringsumher eingefaßt von den verschiedensten, durch einander geschobenen gigantischen Bergketten mit schneebedeckten kühnen Spitzen und großartigen Abhängen. Auf mannigfachen Vorgebirgen,

die mit Oliven, Eichen, Orangen und Wein besetzt waren, dehnten sich mächtige Bergstädte aus bis Sora im Liris-Thale. Und zunächst, das Thal wundervoll beherrschend, lag das villenreiche Picinisco hell beleuchtet. Süße milde Luft umgab uns schmeichelnd, und Quellen des besten Wassers rieselten neben uns nieder. Ach, dieses Melfe-Thal! Gehet hin und sehet! Dicht vor Attino ward der Fluß breiter, und als wir um eine Ecke bogen, erblickten wir die ganze weibliche Jugend des Ortes weithin unter Baumgruppen im Wasser stehend, mit Waschen beschäftigt. Das war ein Funkeln von Feuerroth und Schneeweiß, ein Leuchten schöner Gesichter, denn Attino ist nun insbesondere berühmt wegen seiner schönen Frauen, und so sehr mit Recht, daß auch die alten Frauen die Schönheit bewahren. Lachen, Scherzen, Zurufen, Singen belebte diese Gruppen. Als wir vorüber waren, zog sich die Straße wieder aus dem Thal aufwärts über malerische groteske Felsen, bis wir das hochgelegene Attino erreichten, um das ganze großartige Panorama zu überblicken. Im Städtchen wurde in einer finstern Osteria das Erschwingliche herbeigebracht, um unsern Hunger zu stillen. Unterdessen ward mit einem Kutscher accordirt, der gleich einspannte und mit einer dreibankigen Carrette, von drei schellenbehangenen Bergpferdchen gezogen, vorfuhr. Ich nahm Abschied von dem einen Begleiter, während Alessandro mit mir die Carrette bestieg. Die Straße führte wieder in ein ganz anderes Thal, das von schroffen, dicht bewaldeten Gebirgen umgeben war, über welche riesenhohe nackte Felsen in kühnen Formen in die Luft ragten. Wir jagten dahin wie besessen, so daß der eigene Körper in der Bewegung war wie auf einem galoppirenden Pferde.

Bald bemerkte ich, wozu die drei Bänke dienten. Eine Verabredung mit einem hiesigen Menschen ist nie rein. Ich hatte den ganzen Wagen gut bezahlt, jetzt wurde unterwegs dieser und jener aufgenommen, bis alles dicht voll war, und der Kutscher machte auf diese Weise einen bedeutenden Gewinn. Unsere Straße sank durch dieses romantische Thal allmählig nieder in langen Windungen, bis sie unweit St. Elia wieder in das große Gebiet des Garigliano einfiel. Alessandro blieb den Abend noch bei mir und begleitete mich den kommenden Morgen bis an den Fuß der steilen gewaltigen Höhe, auf welcher Monte Cassino thront. Unmittelbar am Orte St. Germano, vor dieser Höhe, erhebt sich ein anderer jäher Felsen mit großen Ruinen einer alten Burg, so daß uns hier wieder eine wahre Verschwendung von Naturschönheit umgibt.

Wir nahmen nun Abschied, um sehr verschiedenen Zielen zuzuwandern. Ich bestieg bei sehr großer Hitze am 17. November die mächtige Höhe. Der Berg selbst zeigte sich höchst interessant durch seine Formationen, und mit jedem Schritt erweiterte sich die große Aussicht. Endlich nach langem geduldigen Vorwärtsschreiten auf bequemem Saumpfade war die Höhe erreicht. Ehe ich das Riesengebäude betrat, suchte ich einige günstige Punkte auf und ergötzte mich an der Rundschau, die sich jeder Beschreibung entzieht. Es ist ein Rigi. Ich hatte aus Vorsicht wegen der späten Jahreszeit erst eine Aufnahme gemacht, und nachdem ich somit einige Stunden auf jener einsamen Höhe zwischen Felsblöcken und alten Feigenbäumen gesessen hatte, schritt ich dem Klosterbau zu. Ein langer Thorgang mit Stufen führt bergauf nach dem Innern und trennt uns von der ganzen hintengelassenen Welt. Beim Pförtner

gab ich meine Empfehlung von einem römischen Beamten an Don Giuseppe Guandel, den Director des Collegiums, ab. Ich wurde auf einen Balcon geführt, von dem aus man die Thäler und Fernen übersieht, ging aber bald wieder in das Innere, mächtig angezogen von dem majestätischen interessanten Bau. Der Styl, in welchem das jetzt vorhandene, vielen Zerstörungen ausgesetzt gewesene Schloß dasteht, gehört einer späten Zeit an, ist aber großartig, reich und elegant. Vier große Höfe stehen mit einander im Zusammenhang. Der mittlere ist durch zwei mächtige Colonnaden von den Seitenhöfen getrennt und hat einen hohen Brunnen in seiner Mitte. Die Seitenhöfe sind mit Blumen und Büschen bepflanzt. Der Mittelhof hat in seinem Fond der ganzen Breite nach eine mächtige mehrfach gegliederte Treppe, die zu dem oberen Hofe hinaufführt. Dieser hat wieder einen Brunnen und im Hintergrund die Façade der Kirche. Zu beiden Seiten führen vom obern Hofe Thorwege auf die mit Geländern eingefaßten flachen Dächer jener breiten Colonnaden und so auf eine mächtige Terrasse, die einen Blick in die Weite gewährt. Um diesen prachtvollen, reich concipirten Mittelbau her lagern sich nun die vielen riesigen Flügel des Schlosses, noch manchen andern Hof umfassend.

Nach einiger Zeit erschien ein Laienbruder und bat mich, ihm zu folgen. Wir gingen durch mehrere lange Gänge, bis wir durch ein hohes Thor, auf Doppelsäulen ruhend, in das Refectorium traten. In dem langen gewölbten Saale standen mehrere Reihen von Tischen, jeder auf einer hölzernen Unterlage. Am Ende des Saales standen längs einer mächtigen Holzschnitzerei, welche die Wand bekleidet, andere Tische in der Quere. Ein freundlicher alter Mann

bat mich, hier Platz zu nehmen. Kurz nach mir ließ sich ein anderer Gast (denn diese Quertische sind für die Gäste bestimmt) neben mir nieder. Bald hatten wir uns gegenseitig als Deutsche erkannt, und ich lernte in meinem Conviven einen Dr. Ewald aus Preußen kennen, der hier im Auftrage der gelehrten Gesellschaft für Denkmäler germanischer Geschichte im Archiv gearbeitet hatte. Er war seit einem Monat in diesen riesigen Klosterräumen auf einsamer Felsenhöhe, und so hatte sich bei ihm mit Fug und Recht der Enthusiasmus, der mich noch erfüllte, etwas verzogen. Er war gerade mit seinen Arbeiten zu Ende, und wir konnten uns verabreden, mit einander nach Rom zu reisen. So kam ich vereinsamter Mensch auch noch einmal zu einem Reisegefährten! — Es wurde uns ein einfaches, schmackhaftes Essen in diesem feierlichen, interessanten Raum aufgetischt. Dann eilte ich rasch wieder ins Freie, um wenigstens eine jener edeln großartigen Gebirgslinien aufzunehmen, die ringsum das Auge ergötzten. Darauf besuchte ich die Kirche, welche, überreich mit Marmor und Gold beladen, ein wahres Muster spanischer Prachtliebe und auch über und über mit Fresken von Lucca Jordano ausgemalt ist. Das alles macht einen nicht recht warm, aber an den Chorstühlen ist wieder einmal eine solche Kunst im Holzschnitzen entfaltet, daß man diesen Arbeiten begabter Klosterbrüder seine Bewunderung nicht versagen kann. Unterdessen war die Zeit gekommen, wo ich mich dem sehr beschäftigten Director vorstellen durfte. Er empfing mich sehr freundlich, mit großer Ruhe und Würde, die der fast strengen Erscheinung des ganzen Mannes vollkommen angemessen war. Sein Bruder ist der Bibliothekar und Archivverwalter, ein ebenso vornehmer, strenger Herr.

Sie sind, wie sie mir sagten, deutschen Ursprungs, werden also wohl gar Gwandel geheißen haben. Den Abend brachte ich zum großen Theil mit Dr. Ewald in angenehmem Verkehre zu. Dann ging ich durch einen hohen, breiten, unabsehbar langen Klostergang, der nur spärlich von einigen Oellampen erhellt war, mit laut hallendem Schritte nach der mir angewiesenen Zelle, wo ich in einfacher Gestalt alles vorfand, was zum Bedarf einer Uebernachtung gehören mag, auch eine Arbeitslampe. Nachdem die Priester und Zöglinge ihr Abendbrod eingenommen hatten, wurden wir wieder in das Refectorium beschieden. Dieses improvisirte Stück Klosterleben machte auf mich einen sehr wunderbaren Eindruck, und so sehr mich die Sache als Reise-Abenteuer ergötzte, so ist mir doch, als ob meine eingefleischte Abneigung gegen die ganze Vorstellung von der Flucht vor der Welt sich verdreifacht hätte. Solches Leben hinter Schloß und Riegel hat etwas memmenhaftes und zugleich anspruchvolles. Am folgenden Morgen führte mich Gwandel in die Kirche, um die außerordentlich reiche Orgel spielen zu hören. Sie ahmt alle Instrumente nach, und stimmt vortrefflich zu dem Uebermaße von Gold und Marmor rings um einen her, aber mir ist doch der einfache Orgelton in einem steinernen Dom lieber. Das sind alles wenn auch noch so schöne Künsteleien. Die Bibliothek ist ja berühmt wegen ihrer seltenen Documente und Handschriften, deren Anblick natürlich auch mir ein höchst willkommener war. Dann bestieg ich mit meinem freundlichen Wirthe das Observatorium, auf welchem er eine Menge Beobachtungen und Aufzeichnungen zu machen hatte. Vor dem Mittagsmahle blieb mir noch Zeit, ein wenig auf den Hängen dieses schönen

Berges herumzuklettern. Ein fetter, schwarzbrauner, tiefer Humus bedeckt die ganze Mulde und wird von den fleißigen Arbeitern dieser Prälaten auf das musterhafteste bestellt. Diese feinen Culturen, Weinbau, Oelpflanzungen, Orangengärten, unterbrochen von üppigen Waldungen, befremden uns Nordländer immer wieder, wenn wir stundenlang über die kahlen rauhen Rippen eines Berges aufwärts gestiegen sind. Da sind wir gewohnt, nur noch Nadelhölzer und Triften zu finden. Die weiten Aussichten in die Ferne und Tiefe sind in so üppiger Umrahmung von gesteigerter Wirkung, und ich empfand denn auch wahres Entzücken bei meinem wechselvollen Spaziergang. Ich speiste nun noch einmal mit Dr. Ewald im Refectorium, ließ dann mein Scherflein der Willkür überlassener Bezahlung zurück, und stieg langsam wieder in die Thäler, das Skizzenbuch zur Hand. Der Koch meines Wirthshauses bot sich als Facchino an, um meine Sachen an das Stationsgebäude zu tragen. Er erzählte mir, daß er sieben Jahre dort oben als Koch gedient habe, und daß sein Bruder noch oben sei. Der heiße mit dem Taufnamen Garibaldi. Als ich ihm zum Scherz meine Verwunderung aussprach, daß diese Herren einen Mann mit so verfänglichem Namen angenommen hätten, erwiederte er: „O, die Herren sind alle liberal.“ Und nun nannte er mir verschiedene von ihnen, die in handgreiflicher Weise mit der italienischen Regierung in Verbindung stehen. Dieß ist um so bemerkenswerther, wenn wir anders dieser vox populi trauen wollen, als die Herren doch durch die Maßregeln der neuen Regierung in eine schiefe Stellung gekommen sind. Sie sitzen auf einem Anwesen, das seiner ganzen Anlage nach auf sehr große Fonds berechnet ist, und haben nun nichts

mehr als ihren Gehalt, während sie zur nothdürftigen Erhaltung ihrer reichen, wahrhaft gigantischen Bauten mit den Ressortbeamten um jeden Pfennig rechnen müssen. Da kommen fachkundige Commissionen im Auftrage der Regierung an, um den betreffenden Antrag zu prüfen, und dann verstreichen Jahre, ohne daß man wieder etwas von der Sache hört. Der Abt gehört übrigens nicht zu den Liberalen, und scheint den Tag herankommen zu sehen, wo die ganze Anstalt folgerecht eingeht. Die Regierung wird wohl über kurz oder lang dort oben eine ähnliche Anstalt wie in Assisi gründen, und dann, sagt man, wolle der Abt mit sämmtlichen Collegen nach Amerika hinüberziehen. Sonderbar! Was sich in der alten Welt überlebt hat, sucht und findet Boden in der sogenannten neuen Welt. Ich wüßte auch nicht, weßhalb ein Conglomerat von Europamüden gerade so sehr den Beinamen neu verdiente. — Die langen Abendstunden hindurch fuhren wir beiden Reisegefährten mit einander nach Rom zurück, in trauten Gesprächen über die ferne eingewinterte Heimath.

Rom.

In Rom ging ich am ersten Morgen an zwei geweihte Stätten verschiedener Art und Bedeutung. Die erste war nur ein Platz an einer Straßenecke der Via della Croce, von dem aus ich auf die Fenster eines einstöckigen gelben Hauses blickte. Nach diesen Fenstern hat vor Jahren so mancher bedeutende Mensch und habe ich als junger hingegebener Verehrer so manchmal hinaufgeschaut an Winterabenden, um zu sehen, ob Ottilie Goethe Licht im Salon habe und empfangen werde. Viele ihrer Verehrer sind selbst schon gestorben, wer aber noch lebt, der wird aus seiner Vergangenheit kaum schönerer Stunden zu gedenken haben als derer, die es ihm gegönnt war, unter dem Einfluß dieser großen schönen Seele zu stehen. Der Geist des Weimar'schen Zeitalters lebte in dieser einzigen Frau in weiblicher Unmittelbarkeit, in kindlicher Pietät, im Adel hochherziger Gesinnung fort, so lange sie einen Athemzug that, und wenn einmal eine leidenschaftliche Regung die classische Harmonie ihrer Seelenkräfte zu stören schien, so war es die feurige Vaterlandsliebe der deutschen Frau, die sich stolz gegen das Wälsche aufrichtete. In Rom selbst

sind immer noch manche ihrer alten Freunde und Gäste: Riedel, Professor Wolf, Corrodi, Graf Lichnowski, Dachröden und andere, deren Züge sich verklären, wenn die Rede auf die weißgelockte Ottilie kommt.

Die zweite Wallfahrt galt der Casa Bartoldi, wo Cornelius und Overbeck ihre berühmten Bilder in einem engen Raum gemalt haben. Nicht sowohl, um mich noch einmal zu überzeugen vom klassischen Werth dieser Werke ging ich dahin, als um die glücklichen Stunden wieder in das Gedächtniß zu rufen, die ich in diesem Zimmer zugebracht habe. Hier wohnte Cornelius selbst, als er den Entwurf zur Erwartung des jüngsten Gerichts für das Campo Santo in Berlin in Wasserfarben ausführte. Von sechs Uhr Abends an stand dieses berühmte Zimmer seinen Freunden und Verehrern offen. Die Unterhaltung drehte sich immer um die höchsten Fragen der Culturvölker, und die Sprüche der Weisheit, mit denen Cornelius seine Umgebung befruchtete, sind seither der Welt überliefert worden durch Ernst Försters, des treuen Verehrers, Herausgabe der Briefe. Cornelius wollte nicht, daß eine Form die Kunst beherrsche, sondern daß ein Geist sie trage. Er wollte sein Vaterland vor geistloser Kunst bewahren, wollte es vor einer Gefahr bewahren, deren ganze Bedeutung seitdem zu Tage getreten ist. Und doch zehrt alles, alles noch von ihm, wenn noch so unbewußt.

Jede Nachricht über diesen großen Denker und Schaffer, der den Ruhm seines Vaterlandes wesentlich erhöht hat, ist gewiß willkommen, und so benutze ich die gebotene Veranlassung, hier eine Episode aus unserem Zusammenleben mit dem Altmeister einzuschalten, die ich damals aufgezeichnet habe. Handlung und Gespräch sind vollkommen

der Wahrheit entsprechend, ja die Worte des Cornelius werden beinahe ganz dieselben gewesen sein.

Wir standen an der Glasthüre, die aus jenem mit den Fresken geschmückten Zimmer auf den Balkon hinausführt, und erwarteten den Meister, dem wir angemeldet waren. Seht nur, rief einer der Gefährten aus, diese Kuppelstadt zu Füßen, diesen Braukessel des Menschengeistes! Wie glücklich mag den jungen Propheten hier auf ihrer hohen Feste zu Muthe gewesen sein, wenn sie von der Arbeit weg dahinaus schauten und fühlten, daß sie gleichsam im Knotenpunkte aller elektrischen Drähte des Globus schafften. Ihr starker Wille, ihr heiliger Ernst ließen sie ahnen, daß sie mit jedem Striche ein Zeichen eingruben, das weit hinaus als Wahrzeichen zu dienen berufen war. So waren sie getragen von dem Bewußtsein, daß sie der Welt eine wichtige Mission erfüllten, und lebten ewige Stunden.

„Das war recht gesprochen!" ertönte es hinter den hinausblickenden Jüngern in rheinischer Mundart und mit energischer Betonung. Sie fuhren zusammen und erblickten den kleinen alten Herrn in der Thüre stehend, die zu seinem Arbeitsraume führte. Ein gütiges Lächeln spielte um seinen scharfen Mund, während seine hellen Augen, deren Iris fast mit dem Weiß in einer Farbe verschwamm, so daß die schwarze Pupille ganz allein hervorstach, das junge Volk aus dem überragenden Stirnkasten hervor mit durchdringenden Blicken faßten.

Kommt jetzt einmal hier herein und seht, ob wir uns treu geblieben sind. Als wir dieser Einladung gefolgt waren, schob der Greis den großen Rahmen, auf dem sein neues Werk sich befand, mit eigener Hand in ein

besseres Licht. Mehrere sprangen herbei, um ihm die Mühe abzunehmen, im Gefühle der Scham darüber, daß der ehrwürdige, vornehme Herr sich so für uns bemühte. Aber Cornelius verbat sich entschieden ihre Hülfe, indem er hinzufügte: „Es ist besser, wenn Niemand die Sachen berührt, dann bin ich allein für den Schaden verantwortlich."

Wie oben bemerkt, war das neue Werk der Entwurf zu dem jüngsten Gerichte für das Campo Santo in Berlin. Nie wohl ist einem großen Geiste ein traurigeres Denkmal errichtet worden, als es die rothen Mauertrümmer sind, die aus der Spree hervorragen, die Grundmauern für dieses dem Entwurfe nach so große und hehre vaterländische Monument. Die besten Kräfte unseres größten Meisters sind lange Jahre hindurch für dieses Werk in Anspruch genommen worden, und man hat ihn im hohen Alter sterben lassen, ohne daß er die Genugthuung erlebt hätte, wenigstens den definitiven Beginn der Ausführung zu erfahren.

Als Mittelpunkt des ganzen Cyklus ist jenes jüngste Gericht gedacht, in der Hauptanordnung treu der Darstellungsweise, die uns aus der maßgebenden Vergangenheit überliefert worden ist. Christus, die Apostel und Heiligen füllen den Himmelsraum, die Menschheit ist noch im letzten Augenblicke des Harrens, das Gericht ist noch nicht ergangen, die Posaunen sind noch nicht ertönt und der Teufel mit seinen Schaaren und ihrer Beute ist somit nicht zur Darstellung gebracht.

Eine geraume Zeit war schon verstrichen, ohne daß einer der Beschauer das tiefe Schweigen unterbrochen hätte; für Cornelius beredter und unendlich wohlthuender als jeder Ausbruch der Bewunderung. Zuletzt unterbrach dieser

selbst das Schweigen, indem er den Nächststehenden auf die Schulter klopfte und sprach: Das freut Euch? Nicht wahr?

Wir haben lange genug danach zappeln müssen, antwortete dieser.

Ich muß erst selbst im Reinen sein, sprach Cornelius, ehe ich erlauben kann, daß meine Arbeit gesehen wird. Ich lasse nicht gerne in die Coulissen blicken. An diesem Werke habe ich übrigens schwer zu kämpfen gehabt. Die Generalsepaulets sind wohl unüberwindlich zu nennen, sonst aber denke ich das Moderne nach Möglichkeit beherrscht zu haben. Wie ihr seht, habe ich dießmal nicht wie in der Ludwigskirche das jüngste Gericht in seiner Erfüllung genommen, sondern die Erwartung desselben. Die Posaunenengel schicken sich erst an zu blasen. Das paßte mir besser für die Protestanten. Ich habe auch dadurch dem Könige und seinem Hause einen bedeutenderen Platz einräumen können. Die Menschheit kniet und betet demüthig, und so gibt es sich nach unsern Anschauungen und Ueberlieferungen leicht, daß der König, zugleich der Stifter des Werkes, den Mittelpunkt des irdischen Theiles bildet. Rechts und links habe ich die Verbindung zwischen Himmel und Erde veranschaulicht. Hier steigt der Engel der Gerechtigkeit nieder, und diese drei engverbundenen bieten den Andächtigen den Kelch, die Dornenkrone und den Palmzweig. Hier führt ein Engel eine Seele gen Himmel, sie gegen die Versuchung schützend, und diese Engelsgruppe trägt die Gebete aufwärts.

Wie die goldenen Eimer steigt es auf und nieder, sagte einer der Jünger; aber, Herr Direktor, wenn nur das alles auch ausgeführt wird!

Das steht im weiten Felde, meine Herren, sagte Cornelius, in sich versunken, von Berlin ist nicht viel zu

erwarten. Aber ich bin jetzt mit der Hauptsache beschäftigt, mit der Erfindung — das Weitere steht in Gottes Hand.

Sie schaffen die Seele, rief jener aus, ob die Menschen dann miserabel genug sind, diese lange Zeit körperlos irren zu lassen, das werden wir erleben!

Kommt es zur Ausführung, sagte Cornelius, dann könnt Ihr mir dabei helfen, wenn Ihr brav seid.

Jetzt kommt aber einmal mit mir, ich will Euch ganz etwas Anderes zeigen, fuhr der Meister in heiterem Tone fort, indem er die Uhr hervorzog, wir haben noch zwei Stunden Zeit, bis meine Getreuen sich hier versammeln. Die wollen wir redlich benutzen.

Der Alte nahm Hut und Stock und führte die Jugend ins Freie. Der Weg ging über Quatro Fontane hinaus bis in die Nähe von Sta. Maria Maggiore. Auf diesem Gange war Cornelius ein ganz anderer, selbst voll Laune und Witz, freundlich eingehend auf die Scherze der Jugend, seine Weisheit gegen ihren Eifer austauschend.

Auf dem langen Wege gesellte sich einer der Jünger zu ihm und sprach:

Herr Direktor, es ist zwar verwegen von mir, mich gegen Sie aufzulehnen, aber ich bitte doch um die Erlaubniß dazu.

Das ist ja ein ganz feierlicher Angriff, junger Mann, antwortete Cornelius, da bin ich gespannt, was zu Tage kommen wird.

Sie riefen vorher aus, von Berlin ist nicht viel zu erwarten! Und doch sage ich, müssen wir Deutschen viel davon erwarten.

Ach, da will's hinaus, der Preuße kommt in den Harnisch! Hier blieb der Alte stehen und sagte mit zornigem

Blick: Es ist ein undankbares Nest, ich bin froh, aus dieser dürren Sandbüchse entflohen zu sein, und athme erst hier wieder auf.

Wir müßten nicht aus dem Zimmer kommen, das wir eben verlassen haben, sprach jener, um das von Ihnen nicht vollkommen zu begreifen. Sie haben selbst gesagt, daß Sie Ihre ganze Entwicklung Italien verdanken, und daß Sie keine nationale Färbung mehr haben. Sie sind auch hier in Ihrer Heimath, haben eine römische Frau dazu, haben Ihren Overbeck hier und hängen mit tausend Fäden an Rom. Aber das gilt doch nicht für jeden Deutschen.

Da haben Sie recht, antwortete Cornelius, aber in jener nüchternen skeptischen Atmosphäre kommen die Deutschen auch nicht weiter.

Verzeihen Sie, wenn ich das bestreite! Berlin ist groß, es gibt dort gar verschiedene Mittelpunkte, deren Kreise sich aus allen deutschen Gauen füllen, alle geistigen Elemente umfassen, und sich in lebendiger Wechselwirkung durchschneiden. Es ist ein lebendiges Wasser.

Eine so große Hauptstadt darf man, glaube ich, nicht messen nach der Scholle, auf der sie einmal steht, noch auch nach der Bevölkerung, die einmal ihre ursprüngliche Einwohnerschaft ausmachte. Sie tritt über diese Auffassung hinaus und bietet das Bild eines geistigen Stromes, dem alle Quellen unwiderruflich ihre Fluthen zutragen. Ich finde, wir Deutschen klagen uns nur selbst an und beschädigen uns zugleich, wenn wir ohne Unterlaß auf die einzige vaterländische Großstadt hineinhacken. Denn Wien kann man nicht eine deutsche Hauptstadt nennen.

Was Sie da sagen, hat manches Wahre, und doch hält es kein deutscher Geist dort aus!

Nun, das kann doch wohl nur sinnbildlich genommen werden, denn ich darf Ihnen, Herr Direktor, nicht erst die nennen, die dort gelebt und gewirkt haben. Es würde eine glänzende Reihe deutscher Namen herauskommen! Und diese gewisse Flucht aus Berlin, der sich Mancher aus andern deutschen Gauen gerühmt hat, um sich selbst dadurch in vortheilhaftes Licht zu stellen, scheint mir auf einen sehr kleinlichen und kleinstädtischen Ursprung zurückzuführen zu sein. Sei es nun Mendelsohn oder Rückert, oder wer immer, dem Berlin nicht gut genug war, das hat nicht viel Werth. Unsere deutschen Herrn lieben aus Gewohnheit einen Aufenthalt, wo sie möglichst wenig ihresgleichen finden und bedeutend hervorragen. In Stuttgart, Frankfurt, Leipzig können sie jeden Tag die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf ihre Person bemerken. Tritt ein solcher dort in einen Kreis, so fühlt er, daß alle Augen auf ihn gerichtet sind; man betont überall seine Bedeutung und seinen Rang. So gewöhnt kommt er nach Berlin. Dort findet er in jedem Kreise ein halbes Dutzend Prinzen von Geblüt, ein Dutzend Herzöge und Fürsten, Minister, Generäle, Präsidenten, Grafen und Würdenträger aller Art die Hülle und Fülle. Diese Alle haben den Vorrang vor ihm und dann erst folgt eine Elite seines Gleichen, die ihm den Rang streitig machen. So steht er unbeachtet in der Ferne, er fühlt sich übersehen, vergessen, wenig beachtet, gar nicht geschmeichelt, überflüssig in dem großen Treiben. Dagegen tritt ihm seine Stellung in der engen Heimath blendend vor die Augen, er flieht aus diesem Zustande, eilt zurück in seinen Nimbus und schimpft weidlich hinter Berlin her.

Sie werden ja ganz böse! sagte Cornelius, aber Sie

haben wirklich nicht ganz unrecht. Nur müßte sich in Berlin selbst Vieles ändern, wenn es seine Stellung richtig ausfüllen sollte.

Gewiß muß es das und wird es auch. Nur frage ich, ob das nicht nur verzögert und verhindert wird durch das ewige Mäkeln der kleinen Nachbarn. Es ist, als ob es den Deutschen unerträglich wäre, daß eine ihrer Städte eine Weltstadt werden soll, während doch alle übrigen Nationen stolz auf ihre Metropolen sind. Es herrscht da ein Gefühl des Neides gegen etwas Fremdes, statt der Zuneigung. Und diese Menschen glauben die deutsche Einheit im Herzen zu tragen. Sie sehen immer nur das Gespenst der französischen Centralisation, als ob nicht die Engländer ihr London hätten. Und sage man, was man wolle, eine große Nation kann ihre Rolle nicht spielen, ohne eine Weltstadt zu haben.

Sie sprechen ganz, als ob Berlin die Hauptstadt Deutschlands wäre, warf Cornelius ein.

Mag man sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben, Berlin wird für Deutschland diese Rolle übernehmen, denn Berlin ist da und Deutschland hat eine große Zukunft. Erlauben Sie mir die Frage: Wo würden Sie selbst wieder hinziehen, wenn Sie Italien noch einmal verließen. Etwa nach München? Hat dieses den Hoffnungen König Ludwigs entsprochen?

Nach München könnte ich nie wieder ziehen, antwortete Cornelius.

Oder würden Sie Frankfurt, Dresden wählen?

Nein, nein, rief Cornelius aus, wenn ich vorher nach deutscher Art tapfer geschimpft habe, so will ich jetzt gerne gestehen, daß ich trotz Allem, was ich dort erfahren habe,

selbst Berlin den Vorzug geben muß. Es ist doch ein wichtiger Mittelpunkt heutigen Lebens, und wird es bald noch viel mehr werden. Ich werde auch wohl damit schließen, wieder hinzugehen, denn man muß nicht zu alt werden oder gar sterben im Auslande. Um sich in der Fremde zu Hause zu fühlen, muß man jung und in der Bildung begriffen sein, denn man ist und bleibt für die Eingeborenen ein Fremder.

Ja, das ist gewiß wahr, antwortete Jener, da dürfen wir nur auf unsere alten Herrn in Rom schauen, sie leben nicht mit den Römern, nicht mit den Deutschen fort, sie haben keine Gegenwart, keinen bestimmten Posten auf dem Felde des Schaffens. Sie vermitteln nicht zwischen dem allgemeinen Wahren, was sie in Rom gelernt haben, und den Schwingungen des Volks- und Zeitgeistes. Nein, Rom muß für die deutschen Künstler immer nur ein Reiseziel bleiben, sie müssen zu Hause pflanzen, was sie hier gesammelt haben und nicht hier hängen bleiben, koste es dann auch eine Thräne, wenn zuerst wieder die rothen Ziegeldächer erscheinen.

Es ist ein himmelweiter Unterschied, sprach Cornelius, zwischen diesem Reiche des Schönen und dem nüchternen armen Norden, das ist nicht anders. Wenn man aber glaubt, etwas Besseres gelernt zu haben, dann soll man so viel davon, als man kann, ausladen und es zu Hause verwerthen. Jetzt kommt einmal hier herein, da sollt Ihr ein gutes Weinchen finden.

Bei diesen letzten Worten strahlte aus seinen Augen jugendliches Feuer, als er aber gar den Ausdruck der Verwunderung bemerkte, der sich in den Zügen seiner Begleiter malte, da bäumte er auf und rief sie an: Sie glauben wohl, ich kenne das nicht!

Es war eine ganz ungefälschte Römische Osteria, vor der sie Halt gemacht hatten. Der ganze Hof, in den sie nun eintraten, war mit einem Dache von Weinlaub überzogen, der Boden war Tenne, einige rohe Tische und Bänke, welche letzteren statt des Brettes einen etwas zugehobelten Balken zum Sitzen boten, waren das ursprüngliche Geräthe. Cornelius führte die Freunde an den längsten dieser Tische, obwohl andere näher standen, ließ einige Fiaschetto's auftischen und schenkte selbst die Gläser voll. Dann hob er feurigen Blickes sein Glas mit den Worten: Auf das Wohl des trefflichen König Ludwig. Die jungen Männer gaben ihm Bescheid.

Seht, ihr jungen Herren, fuhr er fort, auf diesem Tische hat der große Maecenas eines Abends gestanden und uns wie seinen Brüdern in der Wahrheit sein volles Herz ausgeschüttet. Seine Worte übten auf uns eine magnetische Kraft aus. Ja, was wir hier in so manchen Zusammenkünften gedacht und gewollt haben, was dann zum Theil in Erfüllung gegangen ist, das verdanken wir zunächst dem Ludwig. Es war ihm heiliger Ernst um die Kunst und das hat er durch die That bewährt. Aber, setzte er nach einer Pause ernst hinzu, er und seine Schaar mußten alleine stehen bleiben.

Deutschland sollte eine Reihe solcher Fürsten haben, sprach einer der Gefährten, so daß die monumentale Kunst Wurzel fassen könnte und dem ganzen Streben ein dauernder hoher Mittelpunkt gesichert bliebe.

Freuen wir uns, daß der Eine da ist, meinte Cornelius, mit seinen Schöpfungen muß die deutsche Zukunft rechnen, denn der Maßstab ist im Lande. Solche Fürsten kann man nicht immer wieder erwarten, aber von den

Künstlern sollte man erwarten, daß sie unserm Streben treu blieben. Keiner sollte den Griffel führen, ohne mit uns um den Preis zu ringen.

Keiner sollte ihn führen, ohne Ihnen den Preis zuzuerkennen, erwiederte der Jünger. Großes, Erhabenes, was einmal ins Leben getreten ist, soll man nicht zu übertreffen suchen, sondern dem soll man nachstreben.

Bei diesen Worten nahm das Gesicht des Altmeisters den Ausdruck des höchsten Ernstes an, während Aller Augen auf ihm hafteten, weil es fühlbar war, daß er auf eine bedeutsame Antwort sann. Nach einer Weile sprach er:

Es gibt immerhin Manches nachzuholen und besser zu machen, lieben Freunde, und wenn mich Jemand übertreffen sollte, so würde ich mich wahrlich von Herzen darüber freuen. Ich bin mir bewußt, daß ich manches Gute geleistet habe und ich kann gelassen auf mein Leben zurückblicken. Indeß sei es auch aufrichtig bekannt, daß wir selbst mit Schuld tragen an dem Abfall von unserer Sache. Die Meisterwerke des Cinquecento zeugen in dieser Hinsicht gegen uns. Glaubt mir, für die Kunst ist es ein Glück, daß die Naturalisten auf uns gefolgt sind. Sie zwingen euch, die Natur mehr zu Rathe zu ziehen. Nur irren sie, indem sie uns verwerfen, statt uns zu ergänzen, und darum verurtheilen sie sich selbst zum Nihilismus. Ihr müßt Beides vereinen, den Geist des Gedankens und den Geist der Darstellung. Dann werdet Ihr uns übertreffen, sowie Rafael die großen Meister vor ihm übertroffen hat. Immerhin gibt es noch Manchen, der weiß, was die Kunst an uns hat, und das macht mir Freude. Ich habe viele Freunde in der Welt und selbst unter den Franzosen treu ergebene.

Man hat gut Sie verleugnen, warf der Jünger ein, wenn man sich erst seine ganze Jugend hindurch an Ihrem Geiste herangebildet hat, ob gern oder ungern. Es ist auch Keinem wahrhaft ernst um diese Verwerfung, sondern äußere Veranlassungen, Mangel an Ausdauer und Treue, Gefallsucht, Gewinnsucht und alles derartige treibt die oberflächlichen Geister in glattere Bahnen. Das ist der alte Lauf der Welt! Später steigt es einmal wieder in seiner ganzen Größe empor, was jetzt geschehen ist.

Cornelius sagte darauf: Laßt uns jetzt von dieser Stelle aufbrechen, bevor wir die Lichtseiten erschöpft haben. Hier, wo der Blick frei und hoffnungsvoll in die Zukunft gerichtet war, als noch Alles ungeschehen war, hier wollen wir nicht zu viel zurückblicken. Brechen wir lieber auf! Ich darf zu Hause auch nicht auf mich warten lassen. Und merkt Euch die gute Quelle, die ich Euch empfohlen habe, so gut wie manches Andere von mir, das bitte ich mir aus!

Ja, das wollen wir, riefen wir aus einem Munde und Einer fügte mit großer Wärme hinzu: Wir wollen noch manches Gläschen auf Ihr Wohl hier ausleeren, verehrter Herr Direktor!

Nur nicht zu viele! scherzte der Alte, während wir wieder auf die Straße traten. Dann ging er lange Zeit stumm und ernst in unserer Mitte, fast als geleitete er ein theures Wesen nach dem Hingange, und Keiner unterbrach diese Stille. Nach geraumer Zeit blieb er stehen, legte die Hand auf des Nächsten Arm und sagte mit traurigem Tone: Wer trüge nicht willig, was der Himmel ihm sendet an herben Enttäuschungen, bittern Erfahrungen, Prüfungen aller Art. Aber es ist ein tiefer Schmerz, wenn einen Schüler, auf die man hohe Hoffnungen setzt,

und das mit Recht, verlassen! Es rollte eine Thräne über die hagere Wange des Greises, während er diese Klage mit tief bewegter Stimme äußerte. Der Anblick dieser Thräne erschütterte die Umstehenden bis in das tiefste Leben. Er grub sich in das Innere eines Jeden und befestigte ihn in dem Vorsatze, das ganze Leben treu zur guten Sache des Meisters zu stehen. Keiner aber fand sich im Augenblicke stark genug, um derartige Worte zu sprechen. Die Demuth verschloß die Lippen.

Erst vor der Hausthüre der Casa Bartoldi, als dieser so hoch beglückende Gang doch auch wieder zu Ende gehen sollte, unterbrach Einer das Schweigen, in dem Gefühle, daß die Elegie des Meisters doch nicht das letzte Wort sein sollte.

Herr von Cornelius, sagte er, das Hochgefühl, welches diese Thräne hervorgerufen hat, hat doch im Ganzen mehr Freude als Kummer in Ihr reiches Leben geflochten.

Und das erkenne ich dankbar an, erwiederte der Meister. In der Casa Bartoldi saß schon im berühmten Zimmer, erwartend, der älteste und treueste Stammgast, der greise Plattner, der die ganze unsterbliche Jugendzeit im Kreise jener begeisterten Jünglinge zugebracht hatte und seitdem auf demselben Punkte stehen geblieben war, so daß er glücklich war, in seinen alten Tagen noch wieder an der Seite des Vorkämpfers sitzen zu können. Ihn zu sehen und zu hören, war wie eine Geistererscheinung aus längst vergangenen Zeiten. Cornelius nahm nach kurzem Gruße seinen großen Sorgenstuhl ein, die Jugend ließ sich auf dem Divan nieder und man wartete, wer heute zu dem interessanten Colloquium erscheinen werde, das jeden Abend zwischen sieben und halb neun Uhr um den ehrwürdigen

Gastgeber her freundschaftlich gehalten wurde. Zuerst trat Dr. Emil Braun vom Kapitol ein, der damalige Vorsteher des archäologischen Institutes auf dem Tarpäischen Felsen. Er war ein hagerer bleicher Mann von ungewöhnlicher Größe mit grauen herabhängenden Haaren, die er oft schüttelte wie eine Mähne, und die über der Stirne eine hohe Krone bildeten. Er sah aus wie die Mimmie eines Jünglings. Seit langen Jahren lebte er unter den römischen Alterthümern, mit denen er theils in Gypsabgüssen, theils in etwas phantasiereichen Vorträgen zu handeln verstand. Uebrigens war sein sehr selbständiges Denken und Auffassen immerhin höchst anregend. Darauf trat Overbeck, der Priester ein. Als er an den Lehnstuhl trat, seinem alten Gefährten stumm die Hand drückend, war es, als drängten die Gestalten sich von allen Seiten aus den Wänden hervor zu ihren Schöpfern hin. Jetzt erhob sich Cornelius selbst noch einmal wieder von seinem bequemen Sitze, denn der berühmte Professor Welker aus Bonn trat ein, begleitet von dem jugendlichen Lassoe aus München mit seinen sprühenden Augen und dem langen starken Haarwuchse. Solche hervorragende Gäste wurden mit der höchsten Auszeichnung empfangen. Es entspann sich nun bald ein höchst interessantes Gespräch, bei welchem Welker die Ventile an Brauns brausendem Kessel zu regulieren verstand und Lassoe farbenreiche Bilder aus seinem Reiseleben gab. Es ging dem Cornelius bei diesen Zusammenkünften wie den alten Generälen, denen gegen Ende immer das Wort zufällt, um von ihren Kriegsthaten zu erzählen. Heute sprach er von Signorelli. Ich kam, so erzählte er, nach Orvieto, um einige Tage dort zu bleiben und den berühmten Dom anzusehen, und ich habe statt dessen

Monate dort zugebracht. Nie ist mir ein höherer Genuß zu Theil geworden, als dieser Umgang mit Signorelli ihn gewährte. Bei aller Größe und bei allem Styl sind seine Gestalten so unmittelbar aus dem Leben gegriffen. Das ist der wahre Naturalismus. In der Natur selbst liegt das Höchste und Beste, wo nicht immer ganz erkennbar ausgesprochen, so doch angedeutet, und es kommt nur darauf an, das Auge so zu bilden, daß es die Natur in diesem hohen Sinne anschaue. Das Studium dieses Meisters hat den höchsten Einfluß auf meine fernere Entwicklung behauptet. Das Gespräch führte dann von Signorelli auf Michel Angelo, aber wir folgen ihm nun nicht weiter, denn der Absicht, einen Einblick in die Lebensweise des greisen Meisters während jener Tage zu geben, ist mit dem Erzählten wohl genügt und für tiefergehende Gedankenentwicklungen, an denen er so reich war, möchten wir doch nicht die Gewährleistung voller Aechtheit zu übernehmen befugt sein. Wir kehren also aus dem lieben doppeltgeweihten Raume auf die Straße und in die Gegenwart zurück.

Zwei Greise haben wir in Rom, die noch immer mit bewunderungswürdiger Rüstigkeit und jugendlichem Sinn in sehr verschiedener Weise ihre Kunst ausüben. Professor Wolf fand ich bei einer Sappho, die, ganz abgesehen von der physischen Kraft, die bekanntlich erfordert wird, um eine große Thonstatue aufzubauen und auszubilden, in der Conception wahrlich keine Spuren des Alters verräth. Ich möchte beinahe wagen, diese Figur die schönste zu nennen, die jemals aus des Meisters Hand hervorgegangen ist. Die geistige Bedeutung der Dichterin, der Adel und die Grazie des Weibes und die Anmuth der Bewegung wirken hier vereint in den strengen Gränzen classischer Form.

Es ist wunderschön, wie die Gewänder, namentlich auch von den Rückansichten, über den schreitenden Körper niederwallen, bestimmt in ihrem Falle durch die Stützpunkte des Körpers und doch wieder luftig frei durch den Schritt. Möge es ihm gegönnt sein, diese Gestalt am Abend seines reichen Lebens in Marmor auszuführen und zwar für sein Vaterland. Denn wenn der gute Name des Künstlers, wenn die schöne Erfindung ihm dazu ein Anrecht gibt, so legt vielleicht der Heimath die Achtung vor dem unermüdlichen und unerschöpflichen Greise die Pflicht auf, seiner noch einmal in Großmuth zu gedenken. Es ist hart, aus der Mode zu kommen und nicht immer das schlechteste Zeichen für Geist und Charakter des Künstlers. Marmorgebilde aber überdauern viele Moden und dienen dem Lande noch zum Schmuck, nachdem hundert neue Phasen geistigen Kampfes zurückgelegt sind.

Der zweite deutsche Meister ist Riedel. Der Mann und seine Bilder spotten des Alters. Der freundliche Greis sieht wahrlich aus wie ein guter Fünfziger, der seine Zeit in Wald und Flur mit der Jagd verbringt. Und nun erst die drei Bilder, die eben jetzt bei ihm zu sehen waren. Das ist ja der unbedingte Ausdruck der ersten Jugendfülle. Man nehme nur die Wahl der Gegenstände: Amor und Psyche in lieblicher Umarmung, umgaukelt von Rosenranken und Schmetterlingen; Amor die Nachtigallen fütternd, und der kleine Puk von Glühwürmchen umschwirrt. Riedel hat sein Leben hindurch so viel Sonne in seine Werkstatt gezogen, daß er jetzt das Licht im Hause hat. Er malt nicht mehr den Sonnenschein auf die Figuren, ja der Puk ist sogar im Mondenlicht, aber seine Gestalten leuchten jetzt selbst wie Sonnen. Er treibt auch noch immer sein bißchen

Hokus Pokus, und zieht einem die Vorhänge vor das Atelier-Fenster, so daß die Bilder im Dunkeln stehen. Aber es ist auch staunenswerth, wie sie gerade dann erst leuchten. Er hat wirklich ein Geheimniß in der Farbengebung durch sein langes Leben behalten und hat davon keinen eiteln Mißbrauch gemacht. Denn in diesen Bildern ist so viel Poesie, so viel keuscher Geist, so viel lyrische Dichtung und ein so großer Schönheitssinn, daß sie in jeder Hinsicht die größte Wirkung hervorbringen. Sie sind geradezu entzückend, wozu natürlich die lieblichen Gegenstände ihr Theil beitragen. Der Nachtigallen Fütterung liegt ein Gedicht „Philomele" zu Grunde, nach Riedels Ausspruch von Anakreon, aber in der hier folgenden Form in Goethe's Gedichten „Antike Form sich nähernd," abgedruckt:

„Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost.
So durchdrungen von Gift die harmlos athmende Kehle
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz."

So gibt denn nach Tausenden von Jahren ein deutscher Geist einem griechischen im Seelenbunde die Hand und ruft die liebliche Idee in neuer Gestalt zum andernmal ins Leben.

Graf Lichnowski, Monsignore und jetziger Doyen des Olmützer Stiftes, war vor fünfundzwanzig Jahren dauernder Bewohner Roms, in Freundschaft verbunden mit dem jungen Monsignore, jetzigen Cardinal, Fürsten Hohenlohe. Die hohe Bildung, von ungewöhnlichem Gedächtniß unterstützt, und der unerschöpfliche Humor machten den Grafen, der ein Bruder des in Frankfurt ermordeten Fürsten ist, zum Liebling aller Kreise, der deutschen, der italienischen

und der internationalen. Starke schmerzhafte körperliche Leiden haben ihn seitdem heimgesucht, aber trotzdem erhält er sich seine volle geistige Frische und nimmt demgemäß immer noch die gleiche Stellung ein. Er ist eine lebendige Chronik Roms, und zwar auf allen Gebieten und aus allen Zeitaltern, so daß der Verkehr mit ihm auch in dieser Hinsicht höchst interessant und belehrend ist. Da er von früh auf ein eifriger und geschickter Sammler gewesen, so kann man sich vorstellen, welche Schätze mannigfacher Art sich bei ihm angehäuft haben. Besonders ist seine Münzsammlung höchst umfassend und werthvoll.

Der Graf fuhr gleich bei meinem ersten Besuche mit mir zum Cardinal Hohenlohe, der mich in jungen Jahren sehr freundlich aufgenommen hatte. In einem freundlichen, bescheidenen Hause nahe der Kirche Santa Maria Maggiore wohnt der Cardinal in schön eingerichteten Zimmern. Er empfieng mich wieder, seiner Natur gemäß, auf das freundlichste und gütigste. Im Verlauf dieses Vierteljahrhunderts ist er in seiner Erscheinung dem Fürsten Clodwig, dem deutschen Botschafter in Paris, viel ähnlicher geworden, namentlich der Seelenausdruck und die Sprache sind diesen beiden wahrhaft edeln durch und durch einfachen Brüdern ganz gemein. Der Cardinal nahm großes Interesse an einem Porträt Rafaels, das sich im Vatican im Besitz eines geistlichen Herrn, Don Marcello, befindet. Er schrieb mir die Adresse auf und forderte mich auf, hinzugehen und es anzusehen. Wenn ich recht verstanden habe, so hat der Maler Begas von Berlin aus Auftrag, sein Urtheil über das Bild abzugeben, weil man ein Auge auf dasselbe geworfen hat und große Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Aechtheit obwalten. Es soll also

urkundlich festgestellt sein, daß Rafael dieses Porträt für Francia gemalt habe zur Zeit, wo er die Disputa malte. Die Stellung ist dieselbe wie die seines Kopfes auf dem Frescogemälde. Es ist wohl gerechtfertigt, daß man heutzutage an ein sehr rein und frisch erhaltenes Gemälde mit Zweifeln herantritt, wenn es gilt, ihm eine so überaus hohe Stellung einzuräumen. Gewisse Bilder würden alle Scrupel ohne weiteres niederwerfen. Das thut dieses wohl nicht. Man kann sich nur wieder nicht vorstellen, daß ein anderer Künstler, der ein Porträt Rafaels nach der Natur gemalt hätte, dem Kopfe genau dieselbe Stellung gegeben haben sollte, die Rafael seinem Selbstporträt gegeben hat. Und das Bild sieht entschieden so aus, als ob es nach der Natur gemalt wäre. Es ist auch ein außerordentlich schönes Bild mit leuchtender Stirne. Ich für mein bescheidenes Theil habe mich an dem Werk außerordentlich erfreut in der Annahme, daß es ein Porträt des großen Meisters ist, zu dem er gesessen hat. Wie ein Rafael'sches Gemälde ist es mir dagegen nicht ganz vorgekommen. In der Sammlung dieses Don Marcello, zu der man gelangt, wenn man an den Loggien vorbei die Treppen bis oben hinaufsteigt, sieht man eine große Zahl sehr interessanter Bilder, die jedenfalls da, wo die Originalität bei sehr großen Namen angezweifelt werden kann, vortreffliche frühe Copien sind. Bei manchem Bild ist aber gar kein Zweifel erlaubt, so daß es doch sehr lohnend ist, von dieser Sammlung Act zu nehmen. Unter anderem ist dort ein Porträt Michel Angelo's von Vasari, das im Vergleich mit dem großartigen Selbstporträt auf dem Capitol einem gewöhnlichen Menschenkinde diesen Riesen etwas näher rückt und einen sehr interessirt.

Der Genuß von den vaticanischen Sammlungen wird einem recht sauer gemacht, seitdem diese Schätze sich in einem abgesonderten Weltreiche befinden. Zu den Statuen muß man auf einem unermeßlich langen Wege rund um die ganze Peterskirche herumgehen, während man zu den Gemälden auf dem alten Weg an der Sixtina vorbei geht. Um 11 Uhr Morgens werden aber die Sammlungen geschlossen und dann Nachmittags nur wieder von zwei bis halb 4 Uhr geöffnet. Was fängt man in solchen Sammlungen mit anderthalb Stunden an! Und wenn man den Morgen dazu nimmt, so ist man von 11 bis 2 Uhr am anderen Ende der Welt. Außerdem sind die herrlichen Gemälde umlagert von riesigen Leinwanden der Copisten, die noch dazu, wenn man die Rafael'sche Transfiguration betrachtet, schwatzen, singen und pfeifen, leichtsinnige, hochmüthige junge Franzosen.

Ein großes Verdienst um die Deutschen hat seit Jahren wieder Hr. v. Dachröden, der Schloßhauptmann des Deutschen Kaisers. Seine Gemahlin ist die Tochter des Prinzen August von Preußen, Schwester der unvergeßlichen ersten Gattin des Grafen Arnim. Jeden Sonntag Abend haben Dachrödens offenes Haus, und die verschiedenartigsten Deutschen finden dort gastliche Aufnahme, sowie Gelegenheit, sich frei und behaglich zu bewegen. Dieß ist zur Zeit um so werthvoller, da die zarte Gesundheit die Gemahlin des deutschen Botschafters verhindert, so viel für die Landsleute zu thun, wie ihr Herz und ihr gastfreier Sinn es ihr vorschreiben würden. An diesen Gesellschaftsabenden bemerkte ich nun mit großer Freude, wie sehr zum Unterschied mit früheren Zeiten Deutsche und Italiener sich mischen. Auch fand ich junge italienische Herren, die

mit großer Fertigkeit Deutsch sprechen. Wenn unsere Sprache den Italienern nicht so außerordentlich schwer zu erlernen wäre, so würden sie, ihrer jetzigen Stimmung folgend, sich alle darauf werfen. Der praktische Standpunkt, auf welchen Treitschke so richtig hinweist, treibt sie dazu, aber sie haben auf keinem Punkte einen so schweren Kampf mit ihrer inertia.

Der deutsche Botschafter, Freiherr v. Keudell empfieng mich rückhaltlos wie einen guten Freund aus jungen Jahren. In jener Zeit, auf die ich so oft zurückweise, war Keudell als preußischer Assessor mit seinem Freunde, Herrn v. Diest, der zur Zeit Regierungspräsident in Merseburg ist, auf einer großen Reise durch Italien begriffen, von welcher wir einen nicht unbeträchtlichen Theil in Gesellschaft jener alten Gräfin Dohna zusammen machten, die ich in meinem Briefe aus Neapel erwähnt habe. Neapel mit seinen Umgebungen haben wir so durchstreift, dann Ischia, Puzzuoli, Capri, Sorrent, Amalfi, Salerno, Paestum zusammen besucht, bis uns jenes früher erzählte Unglück von dem Vesuv wegscheuchte. Dann haben wir wieder glückliche Tage in Palermo, Taormina, Messina verlebt.

Keudell mit seinem großen musikalischen Talent war in dieser Hinsicht die Seele unseres Kreises, und die Mondnächte in der Trinacria in Palermo, mit geöffneten Flügelthüren auf die Rosen-Terrassen, wo wir gute deutsche Musik in vortrefflicher Aufführung genießen konnten, sind dem Gedächtniß tief eingeprägt. Auch hatten die jungen Freunde, wenn wir beritten waren, Guitarren um die Schultern gehängt, und oft im hohen Wald an den Seeküsten sangen sie zweistimmige Lieder, daß es ringsum wiederhallte. Seitdem ist nun der Baron unser einem in

hohe Regionen entrückt, aber davon hat man bei einem so ächten Künstler und ächten Menschen, wie Kendell ist, nichts zu fürchten. Seine Frau war noch nicht wieder in Rom, und so lud er mich denn mehreremal zu seinen Herren von der Gesandtschaft. Diese wußten viel zu erzählen von den großen Herbstmanövern, die dieses Jahr unter General Cosenz stattgefunden haben, und zwar nur das Allervortheilhafteste. Der Geist in den Offiziercorps und in der Truppe, der Eifer und Ernst, mit welchem die Arbeit gethan wurde, die große Ordnung in allen Dingen hatte sie mit Achtung erfüllt. Dieß wird eine der besten Schulen für das neue Italien werden! Einen Abend war ich allein beim Botschafter, gute alte Zeiten und so manches durchsprechend. Auch gönnte er mir nach der Mahlzeit die Freude, ihn spielen zu hören, und zwar war unter den Stücken, die er vortrug, eine Nummer aus dem Paulus, von ihm für das Clavier bearbeitet. Er schreibt viel nieder, ganz Eigenes und Bearbeitungen für das Clavier, auch nicht ohne die Absicht, dereinst manches der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ueber Italien hat der Botschafter die eingehendsten Studien gemacht, und er verbarg nicht seine Verstimmung über die leichthin abgegebenen ungünstigen, oft geringschätzigen Urtheile in deutschen Blättern, die ihm meist auf Mangel an Kenntniß der von den unsrigen grundverschiedenen Verhältnisse zu beruhen dünken. Er sieht hier die übeln Früchte solcher Reden aus dem Munde der Bundesgenossen, und klagt, daß auf diese Weise manches, was er eifrig und mühsam anbahnt, wieder eingerissen zu werden droht. Wo wir unseren Tadel über Italien nicht auf genaue Kenntniß der Dinge begründen, und wo wir demselben nicht wohlwollende Absichten zu Grunde legen,

da sollten wir jetzt über dieses in gewaltigem Ringen begriffene Volk schweigen, um die Kluft, welche diese beiden höchst verschiedenen Nationen trennt, nicht immer wieder zu erweitern. Eine Vernunft-Ehe bedingt mancherlei Rücksichten. In dieser Periode haben die Italiener eine außerordentlich hohe Vorstellung von unserer Macht und eine große Achtung vor unseren Culturzuständen, und zwar ohne Mißgunst und Eifersucht von Seite Jung-Italiens. Sie sehen in den Deutschen eine sichere Stütze. Nirgends aber kann man deutlicher als in Rom erkennen, wie sehr die neuerstandenen Reiche darauf angewiesen sind, mit vereinten Kräften an ihrer Erhaltung und Ausbildung zu arbeiten. Der Gegensatz zwischen Vatican und Quirinal macht einen beängstigenden Eindruck. Es ist, als ob die ganze Luft durchschwirrt wäre von giftigen Pfeilen, die überall einzudringen suchen, um das neue Leben zu verderben. Die Damen des Auslands im Zusammenhang mit römischen Priestern spielen dabei nach wie vor die Hauptrolle, nur daß ihr Denken und Trachten jetzt ein fanatisches, mit politischen Zwecken verknüpftes ist, während es früher nur religiöser Natur und mehr ein schwärmerisches war. Was hört man da für Aussprüche über Bismarck, sorgfältig an einer Stelle angebracht, wo sie möglichst viel Schaden anrichten können! Bismarck ist für dieses Rom ein Name wie früher Luther. Möge seine Reform eine eben so durchgreifende sein. Das Leben der Deutschen in Rom, außer derjenigen, die einen Winter dort zubringen, um Kenntnisse zu sammeln, ist noch immer darauf begründet, die Welt mit ihren Sorgen und ihrer langen Weile hinter sich zu lassen und in der Vergangenheit vergraben zu sein. Es hat mich nicht die geringste Lust angewandelt, in diesen

abgestandenen Wassern längere Zeit mitzuschwimmen. Zuletzt wird man gar den schönsten Denkmälern gram, wenn sie einem alles sein und alles ersetzen sollen. Mich hat's aus voller Seele verlangt, wieder in die Heimath, in das volle, einheitliche, active Leben zurückzukehren.

Am Tage vor meiner Abreise kamen meine Freunde von Campo-Morino an, und ich konnte den letzten Abend beim Präsidenten in demselben Kreise zubringen, in dem ich mich im Sommer so wohlgefühlt hatte. Nicht ohne Rührung ward ich beim definitiven Abschied gewahr, wie sehr diese guten Menschen mir ihre Zuneigung geschenkt haben. Unter ihren aufrichtigen Segenswünschen schied ich von Rom.

Carrara.

Die Fahrt von Rom nach Norden längs der Küste ist, abgesehen von den Denkmälern in berühmten Städten, gewiß bei weitem schöner, als die durch das Innere Italiens. Man ist nicht beschäftigt mit der geistigen Bedeutung, mit der reichen Geschichte der hehren Italia (nur bei Pisa streift man einen Augenblick an diese bedeutsame Seite der Reise durch die Halbinsel), aber man sieht sie in ihrem Brautschmuck, den sie ihrem unwandelbar treuen Gefährten, dem ewigen Frühling, zu Ehren nie ablegt. Bei der Fahrt von Rom fährt man um die Stadt herum, am Lateran vorbei über die Via Appia, sieht das Grabmal der Cäcilia Metella, die Kaiserpaläste, die Bäder des Caracalla, die Peter- und Paul-Basilika, die Pyramide des Cestius, den Scherbenberg, fährt durch das Gefilde der Grotta di Egeria, dann grüßt man über den Strom fahrend das Capitol, den Aventin, Pietro in Montorio, und wird somit im letzten Augenblick an die besten Stunden erinnert. In der öden Campagna, die nun folgt, regt uns das Brausen der fernen Brandung auf, das man hört, wenn der Zug auf einer Station still hält.

Dann treten von landeinwärts die Hügelketten näher heran, und zwischen diesen und dem offenen Meere fährt man durch ein Land, das gegen Norden hin immer schöner und schöner wird. Die Bäume sind fast ausschließlich immergrüne. Unsere Eiche sieht man nur auf den Höhen in der Ferne, auch immer noch grün, da sie erst Ende December ihr Laub färbt. Unten im Lande herrscht die immergrüne Eiche vor. Lange Strecken ist die Bahn vom Meere getrennt durch Erhöhungen in der Form der Dünen, die aber von fetter Erde, statt von Sand gebildet sind, und auf denen diese schwärzlichen Eici zwischen Ginster und Gestrüpp verstreut stehen. Dann kommen Pinien-Haine, einige von großer Ausdehnung, bis an den Strand reichend, einige in bedeutendem Umfang erst neu gepflanzt. Nun fährt man wieder lange Zeit hindurch unmittelbar längs der Küste, Segel in der Ferne beobachtend, bis man vor Piombino an eine ganz außerordentlich schöne Bucht gelangt. In der Mitte liegt ein kleiner Seehafen, vor dem einige Küstenfahrer ankern, große Berge umgeben die Bucht, sich mit vielen Vorgebirgen in das Meer erstreckend, kleine Felsen-Eilande ragen aus den Fluthen hervor, und draußen quervor dehnt sich die Insel Elba bis in weite Fernen aus, das letzte Reich des großen Eroberers. Bis hierher waren die Triften vorherrschend, und große Heerden von Pferden, Rindern und Schafen bevölkerten die Länder. Auch sah ich an mehreren Stationen nach einander bedeutende Transporte von abgestochenen ausgeweideten Lämmern aufladen. Sie waren in große, aus Holz geflochtene Körbe verpackt, die oben mit einem Netz von Bindfaden geschlossen waren. Nun verläßt man das Meer wieder und tritt in den schönen

Garten von Pisa. Die Höhen sind mit Villen, Schlössern, Burgen, Ruinen besäet. Von der Bahn aus ziehen sich an einer Stelle zwei Alleen gewiß eine deutsche Meile weit landeinwärts, gegen ein auf der Höhe liegendes Schloß zu, die eine von Cypressen, die andere von Pinien. Bei der Stadt Pisa fährt man unmittelbar an den berühmten Baudenkmälern vorbei und dann mitten durch den alten Pinienwald. Auch dieser wird durch ganz bedeutende Anpflanzungen vergrößert. Die Berge treten nun näher und drängen uns an das Meer zurück, es wird schöner und schöner umher, man tritt in den Oliven- und Orangen-Garten der berühmten Riva di Levante allmählig über, und hier ist zum großen Unterschied vom inneren Italien volle Mannigfaltigkeit in der Vertheilung der Culturen, hier sind sogar Wiesen, hört! hört! Wiesen mit sich schlängelnden Fußpfaden; das Herz geht uns auf in diesem reichen schönen Gebiet. Aber auch hier habe ich bei besonderer Aufmerksamkeit nicht ein einziges Landhaus gesehen, für das der Bewohner irgend etwas gethan hätte, um es zu schmücken, zu umgeben, seinem Wohlstand gemäß auszuzeichnen. Diese Vorstellung ist auch in diesem Gartenlande ganz fremd.

Bei Guerceta fuhren wir an den ersten großen Niederlagen von Marmor vorüber, dann bei Massa an imposanten Massen großer Blöcke. Auf einer kleinen Station unter Carrara wechselte ich den Zug, und wir brausten bergan durch eine Thalschlucht. Bunt angemalte, von Orangen- und Citronen-Gärten umgebene Villen an den Abhängen hoher Berge, die bis über den Scheitel mit Oelwäldern überwachsen waren, zeigten sich zur Linken in der Nähe des Ortes. Carrara selbst liegt in einem engen

Thal, durch das ein rauschender Bergstrom niederstürzt. Alle Höhen, auch die großen fernen Berge, sind mit dunkelm Buschwerk ganz bewachsen, und von den Marmorbrüchen ist noch nichts zu sehen. Aber das Städtchen nimmt uns vorderhand selbst in hohem Maß in Anspruch. An verschiedenen Stellen des lang in die Schlucht hineingezogenen Ortes sind große Brücken über den Strom gebaut. Von diesen aus sieht man das Wasser über Felsterrassen kleine schaumige Fälle bilden, und tief unter sich eine Menge kleiner uralter malerischer Brücken hinübergeschlagen. Hohe Lorbeerbäume, uralte Orangenbäume von der Größe unserer höchsten Birnbäume stehen in den kleinen strotzenden Gärten ringsum. Wenn man jenseits der Brücke einen Pfad einschlägt, der uns etwas bergan führt und über die Stadt erhebt, so gewahrt man einen Strom von weißen Marmorblöcken, der sich wie anderswo ein Schotterbett durch die ganze Stadt zieht, gegen ihr äußeres Ende hin immer breiter werdend, der Erweiterung des Thales entsprechend. Und längs dieses fabelhaften Marmorstromes arbeiten, eine auf die andere folgend, unzählige Sägemühlen, die Blöcke in Tafeln zerschneidend. Auf der Straße, die längs dem Fluß aus den Schluchten kommend hinläuft, sieht man in kurzen Zwischenräumen immer neue Blöcke anschleppen. Zehn bis zwanzig Ochsen ziehen auf den tief zerfurchten Wegen aus Leibeskräften, auf das grausamste angespornt von ihren Treibern, an diesen kolossalen Blöcken, um sie langsam vorwärts zu bewegen. Auf jedem Joche, das zwei Ochsen verbindet, sitzt in der Mitte ein Mann, um durch sein Gewicht den Nacken der Thiere niederzubeugen und die Zugkraft somit zu vermehren. Obgleich zu den wichtigsten Brüchen jetzt eine

Eisenbahn hinaufgeführt ist, so müssen doch alle die Blöcke, die zu Sägemühlen geführt und also diesseits des Bahnhofes an verschiedenen Stellen abgeladen werden sollen, mit Ochsen herbeigeschleppt werden. Außerdem sind noch an zwei anderen Stellen, als an derjenigen, die jetzt durch eine Eisenbahn mit der Stadt verbunden ist, wichtige Brüche, so daß der Transport mit Ochsen immer noch ein sehr bedeutender ist. Man kann sich denken, wie fremdartig und großartig das alles auf den Beschauer wirkt. Gegen Ende der Stadt auf einem erhöhten Punkt erhebt sich der Palast der Bildhauerschule. Es ist dieß die frühere Residenz der Herzoge von Malaspina. Wenn auch von außen etwas vernachlässigt und zerfallen, macht das Schloß doch immer noch einen imposanten Eindruck. In der Vorhalle ist ein großes antikes Marmor-Relief in die Mauer eingelassen, das man oben in den Brüchen gefunden, und in das Michelangelo beim Besuche dieser interessanten Oertlichkeit seinen Namen gegraben hat. Im Hofe des Palastes sind Spuren einer sehr feinen eleganten Architektur und ein Wappen des Fürsten Malaspina. Im ersten Stockwerk sieht man über einer Thür ein interessantes Brustbild einer der Fürstinnen in Marmor gehauen. Dann tritt man in einen Saal, der ein Tempel der Erinnerung für Carrara ist. Auf einem marmornen Unterbau, mit entsprechenden Emblemen verziert, stehen die Büsten berühmter Söhne dieser Stadt. Da ist Rossi, Tenerani, der Bildhauer Finelli, der General Cuchiari, der Arzt, Chemiker und Schriftsteller Pellicora und der Geschichtschreiber E. Repetti.

Auf besonderen Sockeln neben diesen Koryphäen stehen Büsten anderer verdienstvollen Carraresen. Da steht der

Cavaliere de Monte, der in Aegypten Marmorbrüche wieder aufgefunden hat, die von den alten Griechen ausgebeutet worden sind. Sein Postament ist ein merkwürdiger, ganz außerordentlich schöner Block, den er von dort nach Carrara geschickt hat; da ist Fabricotti, ein Mann, der eine Stiftung behufs der Ertheilung eines Preis-Stipendiums an Schüler der hiesigen Kunstschule gegründet hat; Bienaimé, der in Rom bekannte Bildhauer, und andere.

Aus diesem Raume tritt man in einen anderen, in welchem Modelle ausgezeichneter Sculpturwerke aufgestellt sind. Zu meiner Freude fand ich in dieser Sammlung auch die Hagar von Prof. Wittich in Düsseldorf. Auf diesen Saal folgt ein anderer mit Abgüssen von solchen Werken, mit denen Schüler der hiesigen Schule Prämien gewonnen haben. Hinter dem Akademie-Gebäude ist ein neuer großer Platz, mit Platanen-Alleen umgeben, in dessen Mitte das Denkmal Rossi's aufgestellt ist, das Muster jener wohlbekannten pedantischen Würde, deren Herd an der Seine in der Académie de France zu finden ist. Auf dem großen Platze des Ortes ist in der Mitte eine Copie der vaticanischen Juno auf ein mächtiges Postament gestellt. Ein Relief auf diesem Block stellt Minerva dar, wie sie von Amor zur Stadt Carrara und zum Flusse geführt wird. Vor dem Sockel ruht auf einem zweiten ein schöner ägyptischer Löwe, Wasser in das Brunnenbecken speiend. Die kleine Kathedrale ist ein wahres Schmuckkästchen in romanischem Styl, in weißem und schwarzem Marmor ausgearbeitet. Dieß alles zusammen in der schönen Umgebung macht einen freundlichen anmuthigen Eindruck. Die Wege nach den Steinbrüchen

waren, da es die ganze vergangene Nacht geregnet hatte, unergründlich; ich bat darum einen Eisenbahn-Beamten um die Erlaubniß, auf der Bahn hinauf gehen zu dürfen, und erhielt sie ohne weiteres. Nachdem ich eine kleine halbe Stunde gestiegen war, befand ich mich hoch am Gürtel des Berges, der das Thal von Carrara nach Osten abschließt, und sah über die freundliche Gebirgsstadt hinaus auf das Gartenland bis zum Meer und auf die weite, weite See. Nach Süden, den Fluß aufwärts, schloß sich in langer Reihe eine Sägemühle an die andere, das ganze Thal mit ihrem eindringlichen Geräusch erfüllend, und gen Norden öffnete sich die Schlucht der Brüche. Bald erreichte ich dieses wunderbare Gebiet. Riesige Wände wie bei Eisenerz, dunkel bewachsen, mit kühnen Zacken in die Luft ragend, sind von unzähligen schwarzen und gelben Pyramiden unterbrochen (denn der weiße Marmor bezieht sich an der Luft mit schwarz und gelb); zwischen diesen Fels-Pyramiden sind die Eingangslöcher in die Schachte, und von diesen aus ziehen sich die Gerölle der Marmor-Splitter, die hier seit tausend und mehr Jahren abfallen, in mächtigen Strömen thalwärts, nach unten sich mehr und mehr ausbreitend. Solche Gerölle sind oft mindestens zweitausend Fuß hoch, ziehen sich wie die Gletscher in Windungen zwischen den vorstehenden dunkeln Felsmassen hindurch, und tragen ihrer ganzen Länge nach auf der Oberfläche einen Riesenstrom von viereckig gemeißelten Marmorblöcken, die nach und nach von geduldigen Arbeitern mit Eisenhebeln bis an die Straße gefördert werden. Es ist ein überwältigender Eindruck durch die Massenhaftigkeit. Die meisten dieser Marmor-Gletscher sind zweiter Qualität, aber ein Strom ist

marmore statuario. Was mag in diesem Embryonenstrom noch friedlich beisammen liegen, um sich einst gewaltig zu scheiden. Bismarck und Gambetta, Gortschakoff und Disraeli, Garibaldi und der Papst, Napoleon und Chambord, Wagner und Meyerbeer, Maßmann und die Leda, Luther und Ignatius Loyola, Miloſch und der Sultan, Isabella von Spanien und Prinz Friedrich Karl, Krupp und die Musen — das Alles mag da neben einander und aufeinander liegen, einer Art und eines Stoffes, ein Bild der Eintracht und Liebe. Wie viel feine Kunst muß angewandt werden, um diese Typen in ihrem ganzen Haß und Antagonismus zu trennen!

Ein Arbeiter, der mich auf manches aufmerksam machte, zeigte mir eine Reihe der höchstgelegenen Eingänge in die Schachten mit dem Bemerken: daß man keinen Begriff habe, mit welcher Lebensgefahr es für die Arbeiter verknüpft ist, in diese Löcher zu gelangen. In der That rieselte mir die Haut bei dem bloßen Gedanken, daß Menschen in diese Wände hineinsteigen müssen. Während meines Aufenthaltes in diesen Schluchten ertönte nun ununterbrochen der Donner neuer Sprengungen, von allen Bergen wiederhallend, und das Geraſſel abstürzender Blöcke und Brocken. Kein zweiter Betrieb auf dieser Erde mag sich wohl so großartig, so interessant und so malerisch darstellen. Und während uns die Bedeutung desselben im höchsten Grade fesselt, ist man zugleich für die Ersteigung belohnt mit allen Genüssen einer schönen Gebirgspartie. Nirgends stört uns das Abgezirkelte einer Industrie, eines Steinbruches, alle derartigen Vorstellungen überragt das ganze Bild in seiner unermeßlichen Größe so weit, daß die tausendjährige Menschenarbeit in der großen Natur ver-

schwindet. Nur die unverhältnißmäßige Größe und Ausdehnung der blendend weißen Gerölle führt beim Nachdenken auf einen Widerspruch. Aber gerade diese geben dem Ganzen seinen wunderbaren Stempel. Alle kleinen Pfade, die rings um Carrara in die vielen lieblichen Seitenthäler führen, sind mit Marmorsplittern aufgeschottert und mit Ruhebänken versehen, deren Sitz, statt eines Brettes, eine feine Marmortafel ist. Auch sieht man in der Stadt zahlreiche Marmortreppen innerhalb der Häuser. Ich trat in den Hof einer öffentlichen Töchterschule. Das große Thor führt in eine Säulenhalle, an deren Rückwand sich ein Wasserbecken lehnt, in das ein starker Quell sein Wasser speit. Diese Halle ist umdunkelt von einer Reihe dicht vor ihr stehender Orangenbäume, die ihre dichten Kronen so hoch erheben, daß die goldenen Früchte von oben in die Fenster des ersten Stockes hineinwinken. Kinder biegen sich, eines nach dem andern, über den Rand des Beckens und trinken vom frischen Bergquell. Oben auf der Säulenhalle ist eine freie Terrasse mit Marmorgeländern, zu der an einer Seite eine Freitreppe hinaufführt. Oben an der Treppe ruht ein großer ägyptischer Löwe auf einem Marmorsockel. An der gegenüberstehenden Hofwand ist eine Reihe von tiefen Nischen, deren Bogen von kolossalen Marmor-Karyatiden getragen werden. Ein seltsamer Schulhof!

Als ich Morgens mein Fenster öffnete, ertönte über der Stadt ein zartes Glockengeläute, das Klingen der Hämmer an den Statuen. Der Besuch dieser unabsehbaren Fluchten von Werkstätten, in denen die Modelle in Marmor übertragen werden, sollte nun eigentlich das

Interessanteste und Ergötzlichste sein, mag auch Manchen erfreuen. Oft sind ja bedeutende Werke hier ausgeführt worden, in diesem Augenblick aber war nichts Anziehendes zu finden. Unzählige Knaben mit Trommeln und Pfeifen und anderen Belustigungsmitteln, sentimentale Mädchen, kurz Spielwaaren in Marmor. Carrara hat nun in hohem Maß Ebbe und Fluth in Bezug auf seinen Absatz. Der Handel in Italien selbst hat gar keine Bedeutung, wohl hauptsächlich, weil Norditalien seine Brüche für bunte Marmor-Qualitäten längs den Alpen hat. Denn es geht ja hier wie überall: die niederen Qualitäten sind der wichtigere Theil des Geschäftes. Die Ausfuhr nach Spanien ist schon eine sehr bedeutende, dann kommen die großen Reiche Europa's, alle von großem Bedarf, England und Rußland am wichtigsten. Der größte aber ist der nach Amerika. (Relata refero.) Nach dem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich kam das Geschäft zu einer unerhörten Blüthe durch die Bestellungen für Frankreich, das seine Schäden demgemäß in sehr vornehmer Weise ausgebessert hat. Auch mußte über die Hälfte der Arbeiter aus Carrara selbst nach Frankreich kommen, um dort zu meißeln. Sobald das Geschäft zurückgeht, wird der Marmor auf Lager bedeutend billiger, an welchen Umstand sich von Alters her große Speculationen knüpfen. Mit mir im selben Wirthshaus wohnte ein Herr, der eben in diesen Tagen für eine halbe Million Franken Marmor gekauft hatte. Er wartet bessere Zeiten ab, um ihn dann um zwei Drittel theurer wieder zu verkaufen. Welchen Schaden derartige Nothverkäufe hier zurücklassen, das kann man sich vorstellen. Uebrigens sieht man hier noch deutlicher als irgend sonst wo das Walten der Capitalisten,

denn in diesem Carrara mit seinem Schatz ist die Menge im gleichen Mangel wie überall. Sie sind nur schlecht bezahlte Sclaven reicher Männer. Auch widert uns dieselbe Verwahrlosung und Verschmutzung an, wie in Süditalien, und mit Recht nimmt man hier im cultivirten Norden noch viel mehr Anstoß an dieser unglückseligen Erscheinung.

La Spezia.

Zwischen Carrara und La Spezia durchschneidet die Bahn ein gebirgiges Land, dessen bedeutendste Höhen jetzt umgekehrt nach der Seite des Meeres hin sich befinden, und eben die Umfassung der großen Hafenbucht bilden, die als Kriegshafen dient. Ich kam spät Abends in La Spezia an, und war am Morgen auf das angenehmste überrascht von dem Anblick, der sich mir darbot. Man hat eine ähnliche Empfindung wie bei Gaëta, das ja heutzutage den Reisenden ganz aus dem Wege gerückt ist, und früher eine Perle der Reise war. Alles wirkt schmeichelnd, Wonne und süßes Behagen erregend, auf die Sinne, wie es sich vielleicht sogar aus der Beschreibung entnehmen läßt. Ich mache den Versuch. Die Bucht geht nicht so tief ins Land, daß die Fühlung mit dem offenen Meer verloren ginge, und ist unmittelbar umschlossen von einer sehr mannigfach bewegten Hügelkette. Die Abhänge dieser Hügel fallen schroff in das Meer, so daß die Straße schon aus den Bergen selbst herausgeschnitten werden mußte. Unzählige Buchten treten zwischen den einzelnen Hügeln in das Innere und bilden so viele kleine Fischerhäfen. Die

zugehörige Ortschaft hat eine Reihe Häuser unten am Wasser, die eigentliche Masse aber auf der Höhe. Die Häuser sind von den buntesten Farben, roth, grün, kornblau, himmelblau, orange, ockergelb, mit weißen Gurten, dichtumwachsen von Orangen- und Citronengärten, und schimmern über dem Wasser aus den Olivenhainen märchenhaft hervor. Der Golf ist von schönstem Blaugrün, die Felsen und Erdbrüche sind roth und gelb und die Hügel dicht überwachsen vom wolkigen Oelwald, durch den sich Striche von jungen Eichen und Buchen ziehen. Hinter diesem ganzen Bild ragen hohe Berge ringsum empor, es mächtig umrahmend.

Große italienische Panzerschiffe lagen auf der Rhede und, eigener Zufall, wechselten gerade wieder Salutschüsse mit einem prächtigen russischen Kriegsschiff, das majestätisch in den Hafen einlief. Unmittelbar an den Hafendamm lehnt sich der öffentliche Garten mit freier Aussicht auf das Meer. Von einem Platze, der von Tulpenbäumen beschattet ist, zieht sich eine Allee rings um die Anlagen, in der je ein Oleanderbaum mit einem Orangenbaum abwechselt, beide Pflanzenarten in der vollen Höhe schattengebender Alleebäume. Oleander habe ich nie in dieser Weise in Baumform gesehen. Wie mag es aussehen, wenn die rosigen Blüthen des einen abwechseln mit den weißen duftenden des anderen! Jetzt glühten die Orangen. Rings um diesen Garten steht eine Reihe sehr stattlicher Häuser, an denen sich eine große Colonnade hinzieht. Hier ist alles so sauber und elegant wie am Hamburger Jungfernstieg. Im Garten spielt die Musikbande der Marine in Matrosenjacken mit den breiten hellblauen Kragen, und in der umgebenden Menge sieht man endlich einmal eine

größere Anzahl von Seeleuten. Nirgends kann man so gut wie an diesen den angebornen Adel der Italiener erkennen. Statt vierschrötig und forsch wie die Nordmänner, sind sie schlank wie die Cedern und von höchster Eleganz, trotz ihres schlichten Auftretens. Wunderschöner Wuchs, feine Gesichtsbildung, kleine Füße in guten Schuhen, dieß alles macht viel mehr den Eindruck, als ob junge Künstler bei einem Costümfest im Matrosenkleid umhergingen. Dabei sind sie nüchtern und, wie ich höre, von außerordentlich gutem Betragen. Ihr Anblick ist sehr erfreulich. Nun möchte man erwarten, daß nach diesen Beschreibungen von Blüthenbäumen und bunten Häuschen endlich auch die des regen Treibens im Kriegshafen erfolge; aber da ist es besser, lieber sofort wieder Orte wie Lindau, Gmunden, Lausanne vor der Seele zu haben, als etwa Portsmouth und Woolwich. Das Arsenal ist ein stattlicher Bau. Man kann in der Nähe des hochummauerten, mit breitem Wassergraben umgebenen Gebiets der Docks einen Olivenhügel besteigen und von oben in das Anwesen hinabschauen. Es erscheint alles recht reichlich, tüchtig und ordentlich, aber ziemlich unbedeutend im Vergleich mit großmächtlichen Verhältnissen. Außerhalb dieses Raumes aber merkt man nichts mehr von einem wichtigen Treiben. Das Einzige, was die Bucht in freundlichster Weise unausgesetzt belebt, und eben an unsere Seen erinnert, ist die regelmäßige Ueberfahrt von Bewohnern der kleinen Küstenorte. Auf eine beträchtliche Strecke hin schneidet der Complex des Arsenals den Verkehr längs der Bucht ganz ab, so daß die Menschen den Bau umgehen müßten, mindestens eine halbe Stunde Umwegs. Statt dessen fahren sie am Arsenal vorüber nach der Stadt und zurück. Hier sieht man

nun mit Verwunderung die Vertrautheit der Küstenbewohner mit dem fremden Element. In der Nacht war ein sehr scharfer Wind aufgekommen, der Morgens noch im Zunehmen war. Gespensterhaft hingen finstere Wolken draußen über den Wassern und krochen langsam die Berge hinan. Das Meer war sehr bewegt und der Schaum spritzte hoch an den Hafendämmen auf. Wenn ein Boot dreißig bis vierzig Schritte entfernt war, verschwand es schon so vollständig in den Wellenthälern, daß nur noch die Köpfe der Menschen zu sehen waren. Im nächsten Augenblick flog es aber so hoch empor, daß man schon zu sehen glaubte, wie es umgekippt wurde. Und fortwährend stiegen die Leute in Menge ein, Greise, Mütter mit ihren Kindern, junge Mädchen, alles in fröhlichstem Behagen, während ich für sie zitterte. Das Wirthshaus, Albergo d'Italia, in dem ich abgestiegen war, hat vorn die Aussicht auf den Hafen und hinter sich einen großen zugehörigen Garten, von Orangenbäumen dicht beschattet. Dieser Garten lehnt sich an einen Olivenhügel, auf dessen Scheitel zwei mächtige mittelalterliche Castelle stehen. Mir hat dieser liebliche Aufenthalt den Eindruck hinterlassen, daß ich mir an der italienischen Küste kaum einen Ort vorstellen kann, an dem ein Verweilen von einigen Wochen oder Monaten befriedigender wäre.

Riva di Ponente.

In der letzten Nacht, die ich in La Spezia zubrachte, erreichte der Sturm seine Höhe, er ließ aber gegen Morgen nach und hatte die Wolken verjagt, so daß ich bei schönem Wetter die so viel bewunderte Straße der Riva di Levante zurücklegte. Es ist natürlich nicht vortheilhaft für den Genuß dieser überaus schönen Fahrt, daß man alle Augenblicke wieder in einen Tunnel fährt, aber man hat doch auch eben dadurch merkwürdige Ueberraschungen. Wenn man so mehrere Minuten (einmal fährt man sechzehn Minuten durch zwei unmittelbar auf einander folgende Tunnel) im Dunkeln dahingefahren ist, und dann wieder hervortritt, so sieht man dicht neben sich, und so zu sagen unter den Füßen, das Brechen der riesigen Wogen an phantastisch geformten Felsenriffen. Hoch auf fliegt der Schaum, und schauererregende Strudel ziehen das Wasser zwischen den Klippen in die Tiefe; dann wieder rollt man unmittelbar am Strande längs der langen anbrausenden Wogenkämme, und sieht weit hinaus über das offene Meer, bis uns die dunkeln Schachte wieder aufnehmen, um neue überraschende Bilder vorzubereiten. Und dieses wilde, starre,

felsige Küstengebiet ist überall eng verbunden mit lieblichen Thälern, gefüllt von Orangengärten. Ungleich schöner mag in früheren Zeiten die Fahrt auf der Landstraße gewesen sein, oder gar das Hinreiten auf Saumpfaden; aber man kann doch auch dem außerordentlich großartigen Bau dieser Bahnstrecke seine Theilnahme und Bewunderung nicht versagen, und freut sich auch des Vortheils, über ein doch am Ende in sich etwas gleichartiges Gebiet in raschem Fluge dahinzugleiten. Liegt ja Genua vor uns! Bevor ich diese eigenthümliche Stadt berühre, theile ich noch Einiges mit über das Leben in den Wagen. Ich hatte bei der Ausfahrt von Rom nach Neapel so wenig als nach Genua den Muth, die dritte Wagenclasse zu benützen, aus Furcht vor den allzu gedrängt vollen Coupés bei der Ausfahrt aus einem großen Centrum. Was hatte ich von meiner Furcht? Ich saß die meiste Zeit ganz allein in meinem Wagen und sah auf den Halteplätzen, wenn ich einen Augenblick ausgestiegen war, mit Neid in die durchaus nicht so überfüllten Wagen dritter Classe, wo harmlose Menschen in fröhlichem Geplauder beisammen saßen. Wunderbarerweise reist in Italien außerhalb der beiden Zugzeiten, des Herbstes und Frühjahres, überhaupt kein fremder Mensch, so daß ich, der ich beidemale meine größeren Fahrten nicht in jener Zeit gemacht, nie einen zu sehen bekommen habe. So war ich denn auch in Orbetello, wo die Bahngesellschaft wechselt, ganz allein angekommen, spät am Abend, schlafend. Der Zug hatte gehalten, alle Beamten hatten den Bahnhof nach abgethaner Arbeit verlassen, und um mich hatte sich niemand bekümmert. Als ich erwachte, merkte ich bald an der übergroßen Ruhe, wie ich dran war. Ein alter Mann

mit einer Laterne kroch noch in der Ferne zwischen Güterwagen herum, und zwei Soldaten gingen auf und ab. Ich rief lange, ehe der Alte sich herbeiließ, mir die Thüre zu öffnen. Er gab mir aber gleich den Rath, bis zum Morgen im Wagen zu bleiben, denn hier am Bahnhof sei keinerlei Unterkommen, der Ort zwei Miglien entfernt und kein Fuhrwerk in der Nähe. Es sei auch gar kein Wagen bei der Ankunft des Zuges unten gewesen. Die beiden Soldaten da müßten auch die Nacht so warten. Ich sagte dem Alten: sein Vorschlag wegen des Schlafens sei am Ende noch annehmbar, aber der Hunger, der Hunger! Seit Mittags um ein Uhr in Rom nichts gegessen! „Wo ich denn hingehen solle, um zu essen?“ „Hier sei nichts derart,“ meinte der Brummbär. Da wurde ich fuchsteufelswild, rief die Soldaten herbei und sagte: es sei unmöglich, daß am Ausgangspunkt eines ganzen Bahnnetzes nicht gesorgt wäre für Speisung der Reisenden. Wir wollten Lärm machen und uns nach andern Menschen umsehen! Nach diesen Auslassungen brachte uns der Alte übellaunisch an eine Thüre, klopfte stark an und verschwand. Die Thüre öffnete sich sofort, und mit ihr fiel der Blick auf einen geräumigen Saal, in dessen Mitte ein Tisch stand, überfüllt von Speisen aller Art. Große Armleuchter, Tafelaufsätze voll schöner Früchte, Braten, Würste, Käse, Wein in ganzen Pyramiden winkten uns entgegen, und daneben stand ein lebensgroßer Kellner mit allen Abzeichen dieser Würde. Wahrscheinlich hatte der Alte auf Trinkgelder für eingeräumte Nachtquartiere speculirt. Den guten Soldaten war diese Ueberraschung eigentlich viel zu groß, aber lieber als eine ganze Nacht auf dem Perron zu patrouilliren, entschlossen sie sich doch, in diesen Salon

zu treten. Sie bestellten sich auch ihrerseits ein möglichst einfaches Gericht, und setzten sich mit mir an die reiche Tafel. Ich schenkte jedem ein großes Glas Wein ein, aber kaum hatten sie es geleert, so ließen sie sich selbst eine Flasche reichen und schenkten mir wieder ein. Nun erzählten sie mir nach einander in wahrhaft hinreißender Weise zwei ganz ähnliche Geschichten. Sie gingen beide auf zehntägigen Urlaub von Rom nach Hause, der eine nach Lucca, schon weit genug, der andere gar nach Magenta. Der Mann von Lucca erzählte zuerst: er habe eine kleine Zulage, weil seine Eltern nicht ganz arm seien, habe das Geld aber nie ausgegeben, sondern immer zurückgelegt, um einmal eine Urlaubsreise damit bestreiten zu können. Nun habe ihm sein Vater vor Kurzem geschrieben: sie sehnten sich so sehr danach, ihn einmal zu sehen, er möge doch um Urlaub bitten, und ihnen schreiben, wann er kommen könne, sie würden ihm mit Freuden die Reise bezahlen. Er aber habe geantwortet: er nehme unter keiner Bedingung ein solches Opfer von ihnen an, und verzichte auf das Glück. Dann habe er gleich Urlaub genommen, und fahre nun nach Hause, die Seinigen vollkommen überraschend. Die Geschichte des Andern war genau dieselbe, auch hatten sie den Schwank als Busenfreunde zusammen ausgedacht. Der zweite hatte aber arme Eltern, deren Anerbieten ihn tief gerührt hatte, bekam keine Zulage, sondern machte den Barbier seiner Compagnie und reiste von diesen Einkünften. Dieser war der jüngere und schönere. Mit lebhaften Pantomimen malte er mir aus, wie es sein werde, wenn er nun auf einmal ankomme. Er erhob sich vom Stuhle und führte das ganze Manöver der Ankunft gegen die blinde Familie

auf. Sie erkannten ihn nicht in seinem Königsrock, und als er sich nannte, brach der Jubel los. Alle umarmten ihn, besonders seine drei Schwestern, mit großer Innigkeit, wobei er jedesmal wieder in einer andern Richtung die Arme ausbreitete. Sein Freund folgte mit funkelnden Augen allen diesen Bewegungen. Als das hübsche Kind mit dem Herzen voller Liebe sich wieder zu mir gesetzt hatte, dachte ich mir: wenn jetzt ein Krieg ausbräche, und ein feindlicher Soldat diesen entsetzlichen Gegner aufs Korn nähme, ihn niederstreckte und in befriedigtem Stolz weiter schösse! Es ist doch etwas Schönes um den Krieg!

Es wurden uns nun ganz bequeme Lagerstätten eingerichtet auf herbeigeholten Matratzen, Morgens bekamen wir Waschwasser und Kaffee und eine Rechnung zum Lachen: zwei Lire und ein Bruchtheil. Als der Zug kam, wollten die jungen Leute sich verabschieden, in der Voraussetzung, daß ich zweiter Classe weiterfahren würde. Als ich aber protestirte und sagte: „Wir sind nun Kameraden und müssen bei einander bleiben, ich fahre mit euch dritter Classe," da stieg die Anhänglichkeit auf das Höchste. Auf der ganzen Weiterfahrt wichen sie nicht von meiner Seite und überhäuften mich mit Zeichen der Verehrung. Wir fanden Seemänner im Wagen und unter ihnen einen achtzehnjährigen Jüngling von der Insel Ischia, von wunderbarer Schönheit; dieser kam von einem Urlaub zurück, um sich in La Spezia auf einem Panzerschiffe wieder zu stellen, saß meist schwermüthig am Fenster und spielte die Maultrommel.

Von La Spezia nach Genua fuhr ich mit Kaufherren und Marineofficieren und hörte in den wenigen Stunden von der ganzen Welt erzählen. Ein Besitzer von Marmor-

brüchen in Carrara hatte zugleich eine große Niederlage in Barcelona und lebte seit länger als zwanzig Jahren mehr als das halbe Jahr hindurch im schönen Spanien. Vor dieser Zeit hatte er die Lieferung von fünfhundert weißen Marmorbänken für den Sultan, meist für das Serail, gehabt, und war selbst zugegen, um die Aufstellung zu leiten. In Barcelona hatte er Prim gerade während der Zeit des höchsten Aufruhrs gesehen, und erzählte in lebhaften Farben von der Verwegenheit und dem kalten Blute, mit dem dieser die Wogen zu beschwichtigen wußte. Ebenso hatte er Amadeo und dessen Frau in den Unglückstagen gesehen, wo oft der König in Person der einzige Schutz der hochschwangeren Frau war. Wer das mit angesehen hat, sagte er, der ist überzeugt, daß sie sich in jenen Tagen die Keime des Todes geholt hat. Die Stadt Barcelona will jetzt dem Exkönig eine große Marmorstatue im Volksgarten errichten, und Valencia eine solche der verstorbenen Gattin. Der Carrarese meinte: bei dieser Veranlassung werde eine neue Revolution ausbrechen. Eine große Partei verlange die Wiedereinsetzung des Königs Amadeo, weil dieser für sich und seine Erben geschworen habe, und der in Spanien geborne Prinz als Infant von Spanien proclamirt worden sei. So wächst ja dann wieder ein neuer Prätendent für jenen Thron heran, um die Geschicke des schönsten Landes noch mehr zu verdunkeln. Unser Gewährsmann erzählte uns, daß der Privatreichthum der Spanier, Bürger wie Bauern, ein außerordentlich großer sei, und nannte Bauernhöfe, auf denen er selbst gewesen, von viermalhunderttausend Lire Besitzstand. Die Frauen Spaniens erklärte er noch für ungleich schöner als die italienischen.

Andere Männer von schlichtem Aeußern waren in ganz Amerika zu Hause, wie wir am Starenberger See, und die Officiere ihrerseits hatten während des jetzigen Kriegs alle türkischen Häfen berührt; in der Adria wie in Kleinasien und am Goldenen Horn waren sie in den wichtigen Tagen gewesen und gaben sehr anschauliche Bilder über das Erlebte, die aber alle darauf hinausliefen, daß der Türke den Christen wie ein Thier verachtet und darum ohne Rücksicht grausam behandelt. Mir war an alle dem das Interessanteste zu erfahren, wie der Austausch der Gespräche an den Seeküsten die Menschen weit über die engen Gränzen der Heimath hinausführt. Und die Deutschen sind bei allen diesen Beziehungen über den Globus hin gerade das einzige Volk, mit dem die Italiener gar nicht in Berührung kommen. Bei den langen Küsten Italiens, die fast die Hälfte des ganzen Königreichs beeinflussen, mag man sich vorstellen, ein wie märchenhafter Bundesgenosse dieser Prussiano ihnen ist. Auf einer Station mußten wir einen Zug abwarten, waren ausgestiegen und schlenderten längs der Wagenreihe dahin, als ich an dem engen Fenster eines Wagens vierter Classe eine ungewöhnliche Aufregung bemerkte. Arme mit weiten schneeweißen Aermeln flogen auf und nieder, Tücher wurden geschwenkt, Feuerroth glänzte dazwischen, und als alle Welt ringsumher auf einmal seine Blicke auf mich richtete, wurde ich aufmerksam. Es waren die jungen Ciociarinnen aus Cardito, die nach Paris fuhren, und mich nun stehen sahen. Die Freude und der Jubel dieser jungen Mädchen, als ich nun hineilte, ihnen die Hand reichte, war so hübsch anzusehen, daß alle Reisenden daran theilnahmen. Schnell mußte ich ihnen noch meine Adresse aufschreiben, damit sie auf dem Rückwege

mich besuchen könnten. In Genua auf dem Bahnhofe konnte ich ihnen noch einmal die Hand reichen, und dann eilten sie eingeschüchtert, scheu, mit ihren großen Säcken, Paketen, kleinen Kindern, hinüber in den anderen Zug, um sofort weiter zu fahren. Arme Würmer, dem Vagabundenleben, den Gefahren von Paris preisgegeben durch die Unmacht ihrer Männer, durch die verfahrenen Zustände ihrer so fruchtbaren Heimath! — —

Genua.

In Genua hat man, wenn man aus dem Süden kommt, mit vielen Enttäuschungen zu kämpfen. Ich stellte mir darum lieber von vornherein vor, wie diese wunderbare Stadt auf den Reisenden wirken müsse, der aus Binnenländern jenseit der Alpen hier zuerst das Meer und den eigentlichen Süden berührt. Es muß ganz außerordentlich überraschen und auch Staunen und Entzücken erregen. Nachher wird man sich sagen können, daß das übrige Italien Manches besser hat. Am auffallendsten ist der Unterschied mit der andern großen Seestadt Neapel, zum Nachtheil Genua's. In Neapel hat man das Meer in der schönsten Weise förmlich mit hineingezogen in den ganzen Plan, sowie man es thun wird, wenn man sich künstlich ein großes Wasserbassin geschaffen hat. Man wird dieß dann nicht wieder maskiren und unzugänglich machen, sondern alles auf dasselbe berechnen. In Genua aber kann man in der ganzen unteren Stadt das Meer gar nicht sehen. Die Hafendämme und die ankernde Handelsflotte decken dasselbe ganz zu, und da, wo nach Süden hin die Stadt den Hafen überragt, führt nur ein enger

schlechtgepflasterter Mauergang am Meer entlang, fern allem eleganten Treiben. Dieses letztere ist nun zwar für den vorübergehenden Beschauer in seiner Art von großer Wirkung, denn in Genua ist man wirklich ganz frei am offenen Meer, und wenn man längs der alterthümlichen Mauern verlassener Stadttheile auf dieser alten Straße dahin wandelt, tief unter sich die Brandung am felsigen Küstenrande, vor sich die unermeßlichen Wasser, so ist das sehr ernst, fast schwermüthig, aber großartig. Ein anderes ist es, wenn man die oberen Stadttheile erreicht hat. Die Ansteigungen sind nur höchst unangenehm und langweilig auf den steilen mit hochgestellten Ziegeln gepflasterten Steigen, die sehr charakteristisch nicht via so und so, sondern salita und scesa so und so bezeichnet sind. Aber oben, wo man alle Hügel, Berge und Gärten, alle Paläste, die weit hingestreckte Stadt, den großen Hafen und das unendlich weite Meer mit ferneren und immer ferneren Umgebungen vor Augen hat — da ist es wohl bezaubernd schön. Nur muß man auch hier von allem dem abstrahiren, was durch edle Linien, feine geistig bedeutsame Silhouetten, schöne Kirchen in uns angeregt wird. Es ist wie ein Wein ohne Blume. Das Leben des Genuesischen Volkes ist ein ganz trübseliges und dumpfes. Der große Körper ihrer Stadt besteht aus einem endlosen Gewirr enger, häßlicher Gassen, die auch nirgendshin einen erheiternden Auslauf haben. An den großen Palästen auf der Hauptstraße liegt diesen Leuten natürlich nicht viel. Am Hafen aber hat sie der Teufel geplagt, zwischen den Hafendämmen und der längs hinlaufenden Häuserreihe einen ungeheuren Luxusbau aufzuführen, eine Art von Viadnct auf massiven Pfeilern mit Rundbogen, dessen Oberfläche

eine breite Terrasse, herrlich mit weißen Marmorplatten gepflastert, bildet. Auf dieser Terrasse weilend sieht man nichts als Schiffsmasten und schmutzige Wirthshäuser. Die ganze Straße aber, an der diese Gasthöfe und so viele andere Häuser stehen, ist durch diesen plumpen Vorbau in eine enge dunkle Gasse verwandelt. Und in dem allen, was sich von der Flucht der Hauptstraßen entfernt, ein Schmutz, eine Verwahrlosung, daß Gott erbarme! Also auch hier in Piemont, im reichen Genua. Das Volk lebt aber auch hier in gedrücktem Elend, man sieht es gleich. Auch sehen die Massen bleich, mager oder gedunsen aus, und sind unschön von Gestalt und Habitus. Gerade im Rückschlag der großen Erwartungen war mein erster Impuls, als ich ein paar Stunden nach Schönheit vergebens gesucht hatte, dem allem wieder zu entfliehen. Ich ging bis über den großen Leuchtthurm hinaus. Wenn man dort einen Thorweg durchwandert hat, ist man von der ganzen Stadt abgeschnitten. Ein mächtiger Felsen erhebt sich landeinwärts, während dunkle Klippen gegen das Meer zu vierzig bis fünfzig Fuß sich abstürzen. Längs der Küste laufen noch weit hinaus Vorstädte mit Häuserreihen nahe dem Wasser, dann aber sieht man wahrhaft ins Endlose hinaus, die Küsten verschwimmen. Schöne Gebirge füllen das ganze Land. Das ist ein Ort, um die ganze Großartigkeit einer Brandung zu sehen, wie nun erst, wenn Tags zuvor ein Sturm gewesen ist und das Meer noch in hohen Wellen geht! Von einem wahrhaft erschrecklichen Rasseln und Donnern war dieses erhabene Schauspiel begleitet. Denn die angeschlenderten Wassermassen konnten erst, bevor eine neue Welle ankam, eine lange Strecke über einen abschüssigen Kiesstrand pfeil-

schnell zurückschießen, so sehr, daß diese Wasser schon selbst wieder einen Wellenkamm bildeten. Dieser Absturz erzeugte ein ohrenzerreißendes helles Rasseln. Wenn dann diese Rückstrzwelle mit der großen anbrausenden Welle zusammenstieß, so stürzten beide in dumpfem Donner in sich zusammen, pfeilschnell riesige Schaummassen in die Luft schleudernd, und nun riß die mächtige Außenwelle alles in wildem Sturm wieder mit sich aufwärts, es wüthend gegen die Felsen schleudernd. So weit das Auge reicht, zog sich dieses Bild eines wüthenden Kampfes der Elemente in die Fernen. Dabei regte sich kein Lüftchen, und die Sonne tauchte langsam, majestätisch in die Fluth, eine feurige Brücke bis an den Strand werfend. Als ich, wahrhaft betäubt von diesem großen Schauspiel, wieder durch das Thor schritt, ward ich gewahr, daß jene Donner-Musik des Meeres einen Trauerzug begleitete. In unabsehbar langer Reihe bewegten sich Auswanderer nach Amerika mit ihren Säcken, Kisten, Geräthen und ihren Kinderschaaren auf der Landstraße, die denselben Abend an Bord gebracht werden sollten.

Viele Bauernschaften aus Piemont wandern hinüber, wie ich höre. Muß man sich nicht den Italiener als Auswanderer recht preisgegeben vorstellen? Wie wird er auf der langen Ueberfahrt behandelt werden, wer nimmt sich drüben seiner an? Was hat man ihm verheißen, was wird er finden? Und warum verläßt er sein fruchtbares, keineswegs übervölkertes Vaterland, das ihn so leicht nährt? Weil er die Abgaben nicht mehr erschwingen kann. Sollte man nicht glauben, daß bei so flagrantem unheildrohendem Mißstand eines Landes die Reichen selbst die Initiative ergreifen müßten, um eine günstigere Vertheilung

der Lasten zu beschleunigen? Es kann ihnen nicht oft genug und nicht laut genug zugerufen werden: periculum in mora!

Die Reihe der Genueser Paläste bietet allerdings einen erfreulichen Anblick, und durch die übermüthige Raumverschwendung, verbunden mit dem in höchst genialer Weise ausgebeuteten Umstande, daß die Paläste vorne niedriger stehen als hinten, wo sie am Berge lehnen, zeigt sich uns eine Art von Treppenhäusern, Treppenhöfen, Terrassenbauten, die ganz einzig ist und sehr vornehm und großartig. Aber der Styl der Paläste, wie sie jetzt dastehen, gehört doch durch die Bank einer sehr späten Zeit an, und sobald man von der interessanten Scenerie zur Betrachtung des Einzelnen übergehen will, läßt es uns vollkommen im Stich. Dieß gilt auch noch ganz insbesondere von der schwelgerisch reichen Ausstattung der Intérieurs. Das ist lauter hohler Pomp, bei dem man nicht an die Säle des Louvre und der Schlösser von Versailles denken darf, geschweige denn an die Säle Roms und Venedigs aus der guten Zeit. Der Gesang von weißen Marmorpalästen ist eine Hyperbel, keine der großen, imposanten Bauten ist aus Marmor, sie tragen nur solche Verzierungen an ihren Façaden. Aber in dieser langen Flucht vornehmer Häuser befinden sich zwei nicht sehr große Paläste aus einer früheren Periode, ganz aus weißem Marmor. Diese können einen Begriff geben, wie Genua vor der Zeit des Barocco aufgebaut gewesen ist, und da mag es denn allerdings von außerordentlicher Schönheit gewesen sein.

So wie es jetzt ist, kann man wohl mit Recht behaupten, daß zwei sehr verschiedene Genüsse, die Genua

bietet, bei weitem wichtiger sind, als die Stadt an und für sich, und zwar die Ausflüge von Genua gegen Nizza, an der Riva di Ponente und die Gemäldesammlungen. Die Ausflüge sind ja in aller Welt Munde, niemand wird sich wundern, daß ich selbst nach einer viermonatlichen Reise nicht mehr einigen neuen Zusammenstellungen von Bäumen, Felsen und Wassern nachgegangen bin. Ich befinde mich ja, um ein recht profanes Bild zu brauchen, wie am Ende eines sehr langen Diner, aber es ist nicht zu läugnen, daß der Anblick der unzähligen Photographien aus diesen Umgebungen, die man in Genua an den Schaufenstern sieht, uns fesselt, und den Wunsch rege macht, ein anderesmal mit frischem Appetit direct zu diesen Delicatessen zurückzukehren. Derartige pia desideria begleiten jeden Reisenden und erhöhen den Genuß, weil sie der Phantasie immer wieder Spielraum lassen und der Befriedigung neues Begehren zugesellen. Die Gemäldesammlungen Genua's zusammengefaßt kommen den ganz großen Sammlungen Europa's an Werth ganz entschieden gleich, und bieten so viel nachhaltigen Genuß, daß ihre Besichtigung allein entschieden die weiteste Reise belohnen würde. Den riesengroßen, grellroth angemalten Palast der Brignolo di Sale betritt man in dieser Zeit noch mit besonderem Interesse. Es ist dieß das Elternhaus der Gemahlin des Herzogs von Galliera, dessen Tod in den letzten Wochen im wörtlichen Sinn ganz Italien beschäftigt hat. Der Herzog hatte bekanntlich der Stadt Genua ein Geschenk von zwanzig Millionen Lire zur Verbesserung des Seehafens gemacht und war seitdem natürlich eine sehr populäre Persönlichkeit. Nun trat sein jäher Tod ein und hatte viel Sagenhaftes im Gefolge. Das Ver-

mögen beträgt über dreihundert Millionen Lire, und es ist eigentlich kein rechter Erbe sichtbar. Der Sohn des Herzogs ist ein französischer Gelehrter, Professor in Paris, und will, wie es eben heißt, von diesen Reichthümern nichts wissen. Dieß versetzt die Italiener in ungemessenes Staunen, und sie möchten alle einen solchen Wundermenschen von Angesicht zu Angesicht einmal vor sich haben. Der kommt ihnen aber nicht, sondern überrascht sie nur mit Kleinigkeiten, um ihre Neugierde noch zu steigern. So hat er jetzt der Stadt Genua diesen großen Palast mit der herrlichen unschätzbaren Gemäldesammlung geschenkt. Die Galeriediener, die noch herzoglich sind, waren außerordentlich ungnädig, als ich mit ihnen davon zu sprechen anfing, und bedeuteten mich sehr scharf, die Herzogin habe sich bedeutende Rechte vorbehalten. Im ersten Zimmer der Sammlung hängt das Bild der Marchese Brignolo, Mutter der Herzogin. Diese letztere ist seit langen Jahren eine der angesehensten Damen in Paris. Auch der dortige Palast ist ein wahres Muster von Vornehmheit und fürstlicher Pracht und eine wahre Stätte unbegränzter Gastfreiheit, sowie eine Zuflucht für Trost und Hülfe suchende Leidende und Elende. Ich war selbst so glücklich, Jahre lang an den gesuchten Abendgesellschaften des Herzogs theilzuhaben, und verehrte, wie jeder, die gütige zuvorkommende Wirthin in hohem Maße. Sie ist, wie ich in Genua sah, das Wiederbild der verstorbenen Marchese, dieselben freundlichen klugen Augen, denen wir in Paris so gern begegneten, blicken hier von der Wand auf uns nieder.

Die Umgebungen Genua's tragen noch in demselben Maße das Gepräge ewigen Frühlings wie die jüngst

beschriebenen Küstenländer. Sobald man aber eine Strecke gen Alessandria hin landeinwärts gefahren ist, ändert sich dieß vollkommen. Meilenweit ziehen sich in ununterbrochener Reihe große Fabriken aller Art von Genua aus das Thal hinauf, endlich einmal ein imposantes Schauspiel industriellen Lebens darbietend. Die Bahn zieht in dem Thale eines rauschenden Felsstromes stark aufwärts, und sobald man etwas beträchtlicher aus den Thälern hinaufgestiegen ist, hören alle immergrünen Baumarten auf, Alles ist entlaubt und man hat mit einem Schlage das Bild des Herbstes vor Augen. Das nun folgende hohe, sehr romantische Gebirge entrückt uns ganz den Eindrücken Italiens und versetzt uns in eigenthümlicher Weise in die Gegenden der Saone und Loire. Ein Zug äußerlicher Eitelkeit und Geschmacklosigkeit tritt in dieser ganzen Gegend verletzend hervor, indem all' jener herrliche Schmuck, an dem man sich bis vor wenigen Stunden gefreut hat, jetzt nur auf die flachen Mauern gemalt ist, Marmorbalustraden, Balkons, Friese, Fenstersimse und alles Derartige. Ja, wir fuhren an einem Hause vorüber, auf dessen glatte Bretterwände die ganze Architektur eines schönen Tyrolerhauses mit seinen Galerien gemalt war. Nachdem man einen ganz außerordentlich langen Tunnel durchfahren hat, ist die Wasserscheide überschritten, und die Nebenflüsse des Po begleiten unsern Lauf der Adria zu. Man tritt nun in die unabsehbaren Flächen dieses Stromgebietes, und ist nicht unzufrieden damit, daß die früh eintretende Finsterniß Alles dem Auge entzieht.

Mailand.

In Aleſſandria wechſelte die Geſellſchaft in meinem Wagen; mir gegenüber nahm ein junger Mann Platz, der das germaniſche Blut nicht verläugnen konnte, und obendrein die in Italien außer dem Hauſe ganz unbekannte Brille auf der Naſe hatte. Neben ihm ſaß ein ehrwürdiger, weißhaariger Feldwebel in italieniſcher Uniform, aber mit dem unverkennbaren Habitus der großen Armeen der nordiſchen Militärſtaaten. Dann folgten vier ſchwere Männer, faſt von dem doppelten Umfang ihrer Brüder, aus den gebirgigen Gegenden und von den Meeresküſten der apenniniſchen Halbinſel. Auch an den verſchiedenen Stationen gewahrte man Gruppen der wohlbeleibten behäbigen Männer, die alſo hier ſowohl als bei anderen Völkern die großen Ebenen kennzeichnen. Aber ſchwerfällig waren meine neuen Genoſſen keineswegs, ſondern ſo queckſilbern, heiter, laut und geſprächig, daß es ihnen ungefähr ſo ſchlecht ſtand, wie ältlichen Damen das Walzen. Ihr Dialekt war faſt ebenſo unverſtändlich und noch beleidigender als der neapolitaniſche, ſie ſprachen ihn aber wie die Mecklenburger Herren in hausbackener Weiſe unter ſich, während ſie mir auch mit der Schriftſprache dienen konnten. Nur das ü

ſtatt u blieb beſtehen, und klingt in dieſer ſchönen Sprache wie der Ton einer verſtimmten Saite auf einem Inſtrumente. Die Herren waren alle öſterreichiſch geweſen und ſprachen dieß mit einer gewiſſen Genugthuung aus, als wollten ſie auf eine reſpectable Herkunft hinweiſen. Der Haß iſt verſchwunden, und die Zuneigung iſt geblieben. Der greiſe Soldat, der dicht vor ſeinem fünfzigjährigen Dienſtjubiläum ſtand, hatte einunddreißig Jahre in der öſterreichiſchen Armee gedient. Jetzt hatte er einen Ehrendienſt im königlichen Schloß zu Turin. Dieſen Menſchen ſchien mir Rom ſo fern zu liegen wie Kairo. Mailand und Turin ſind ihre Hauptſtädte. Mit wahrhaft rührender Anhänglichkeit ſprachen ſie von Ferdinand Max, den ſie alle, während der Jahre, wo er Vicekönig der Lombardei war, viel geſehen hatten. Die Vorſtellung, daß er von Napoleon verführt worden ſei, hat ſich in Italien ganz feſtgeſetzt. Sie ſind auch der Meinung, daß er Gelegenheit genug gehabt hätte zu fliehen, aber abſichtlich geblieben ſei, um zu ſterben für die einmal unternommene Sache und nicht, der Schande preisgegeben, wieder in Europa zu erſcheinen. Sie ehren eben deßhalb ſein Andenken um ſo mehr. Der Germane hatte mich bald als ſtammverwandt erkannt und gab ſich ſeinerſeits als ein Biedermann aus der deutſchen Schweiz zu erkennen. Einem ſolchen jetzt im vollen Gegenſatz mit den Italienern zu begegnen, war recht intereſſant. Als ich mein aufrichtiges Loblied über die Schönheit der Schweiz beendet hatte, ſagte er: „Sehen Sie, Ihnen gefällt nun die Schweiz gut, und mir gar nicht!“ Sofort die Verläugnung der eigenen Heimath! „Gefällt es Ihnen hier ſo viel beſſer?“ fragte ich. „Mir g'fallt's da, wo ich Geld verdiene,“ war die Antwort. In Deutſchland ſeien ver-

hältnißmäßig so wenig Schweizer, weil die Eigenschaften die gleichen seien und auch die Bezahlung ziemlich dieselbe. In Frankreich und Italien werden die Eigenschaften der Deutschen beim Handelsstande hoch bezahlt. Er selbst, ein fünfundzwanzigjähriger Mann, ist jetzt, wie er sich ausdrückte, eben im Begriff, wieder einen Genueser Kaufherrn auf den Lehnstuhl zu setzen, und tritt als Geschäftsführer mit 8000 Lire jährlichem Gehalt in das Haus. Seiner Angabe gemäß verzehrt er nicht mehr als 2000 Lire im Jahre, legt also bei so jungen Jahren allein von seinem Gehalt jährlich 6000 Lire an. Wenn man da an manchen Präsidenten mit vier sehr gebildeten Töchtern denkt! Mein Gefährte versicherte mir, daß seine und seiner Collegen Thätigkeit in italienischen Fabriken vollständig der eines Thierbändigers gleiche, daß aber die einmal gebändigte Masse staunenswerth arbeite. Er führte mich in ein Wirthshaus, das ich mir doch erlauben möchte weiter zu empfehlen. Es heißt Albergo di Italia und liegt unmittelbar neben dem Centralbahnhofe freundlich und hell im Garten. Man ist sehr gut bedient, natürlich auf einfachem Fuß, aber sehr reinlich und solid, und man zahlt sehr wenig, was gewiß für Mailand beachtenswerth ist. Am Thor aber ist der Ausgangspunkt der Omnibuslinie nach dem Dom und nach dem Palazzo Brera. Mein Schweizer versäumte nicht, das Charakterbild in aller Kürze vollkommen durchzuführen. Als wir um 11 Uhr Abends unsern Hunger gestillt hatten, mußte ich noch mit ihm in ein Bierhaus gehen, dann um Mitternacht in ein Weinhaus, und von dort fuhren wir endlich nach Hause. (Es waren immer noch Droschken mit mäßiger Taxe am Platze.) Dieß alles mußte er mir „poniren", dann gab er mir seine

Genueser Adresse, wünschte mir glückliche Reise und ging seiner Wege. Wir kamen übrigens bei diesem nächtlichen Gange durch die große Gallerie und an den Dom. Es war nebelig und darum von einer eigentlichen Betrachtung keine Rede; aber eben in diesem Schleier machten diese beiden Objecte jedes in seiner Weise einen ganz märchenhaften Eindruck.

Am Morgen war dicht am Boden leichter Nebel, aber man sah schon den wolkenlosen blauen Himmel. Ich ging deßhalb langsam durch die Stadt, dieß und jenes betrachtend, um nicht zu früh an den Dom zu kommen, in der Hoffnung, diesen gleich in seiner ganzen Pracht zu sehen. Da habe ich mich denn wahrhaft erfreut an der schönen Stadt. Jeder wird zugeben, daß die Oesterreicher die Gabe haben, ihren Städten ein angenehmes und elegantes Gepräge zu geben, und dieser Einfluß, ausgeübt an einer Stadt, die das ganze Mittelalter hindurch ein Prototyp municipaler Entwicklung gewesen ist, hat ein glänzendes Resultat herbeigeführt. Man kann wohl sagen, daß in Mailand die Aufgabe der Stadt vollkommen gelöst ist, und wenn es sich von Paris dadurch unterscheidet, daß in letzterer Stadt um den schönen Kern her eine in allen Hinsichten abscheuliche, verderbliche, störende Umklammerung von schlechten Vierteln statthat, während in Mailand Gartenländer an jener Stelle sind, dann ist das kein Schaden zu nennen. Nun ist diese Stadt noch obendrein durch die Eisenbahnen den herrlichen Seen ganz nahe gerückt, so daß die Langeweile der Ebene aufgehoben ist! Ich begreife, daß die Italiener mit Stolz auf ihr Mailand sehen. Die Gallerie bietet wohl wieder einen schlagenden Beweis, daß man in Italien zehnmal bereit ist für die Befriedigung

der Prunksucht und für das glänzende Auftreten nach außen riesige Summen aufzubieten, bevor man an das Nothwendige denkt; aber sie ist deßhalb nicht minder schön und geradezu danach angethan, den Bewohnern der Stadt das Leben zu verschönern. Mag es draußen regnen und schneien und wehen, sie gehen unter Glasgewölben auf Mosaikfußböden in königlichen Hallen. Und die Töchter der Stadt sorgen nicht übel für Augenweide! Wenn dann gerade von dem einen Ausgange der Gallerien das mächtige Monument Leonardo da Vinci's zwischen zwei Cedern hervorglänzt und rings umher Standbilder der Rafael, Michel-Angelo, Galilei, Machiavelli, Dante und Petrarca auf uns niederschauen, während man sich vorstellt, daß der jenseitige Ausgang direct auf den Platz vor jenem berühmten Dome führt, dann fühlt man sich wieder einmal auf einem Fleck voll Weihe und hoher Bedeutung, wie jede Stadt sich ihn so oder so schaffen sollte, damit der starke Herzschlag ihres Wohnorts alle Einwohner erwärme. Der deutsche Bürger sehnt sich immer wieder nach dem Herzschlage der freien Natur und lebt in der Stadt wie ein Gefangener. Darum hat er die Stadt nicht mit Liebe ausgebildet wie der Italiener, dem sie alles ist.

Die Luft war nun frei geworden, der Dom stand da in hellem Sonnenglanz. Die einen der geehrten Leser haben es erlebt, die anderen tausendmal gehört und gelesen, was sich da vor dem staunenden Beschauer aufthürmt. Wenn auch der strenge Zug in unserem Geiste, der nach dem in sich geschlossenen Ausdruck einer einheitlichen Idee verlangt, an dieser Stelle nicht befriedigt wird, so sieht er doch eine Verkörperung der strahlenden Schönheit, des fast übermüthig aufjauchzenden freien Flugs

genialer Phantasie vor sich, die ihn vollkommen hinreißen muß! Beati possidentes! Wenn man eine solche italienische Rundreise mit einer Kette vergleicht, in deren kunstreichen Gliedern die verschiedensten Edelsteine funkeln, dann ist dieser Dom das prachtvolle Schloß derselben. Dem Anblick von außen gibt einen besonderen Reiz, daß die Wirkung des Sonnenlichtes bedeutender ist, als bei grauen Domen. Der Gegensatz der weißglänzenden Sonnenseite mit der blauschimmernden Schattenseite, die nur, wie schöne Wolkengebilde, am zackigen Rande von Licht gesäumt ist, wirkt herrlich, wenn man den ganzen Bau umschreitet. Nachdem ich mich am Aeußern und Innern für das erstemal satt gesehen hatte, stieg ich hinauf. Ich verstumme bei der Erinnerung an diese Eindrücke — ein großer Dichter mag da noch Worte finden, nicht ein gewöhnlicher Sterblicher. Nur dieß läßt sich den Freunden freudig mittheilen. Versenkt in die Aufgabe, einen so bedeutenden Bau kennen zu lernen, sucht man nichts über ihn hinaus. Ich sah über die tausend Nadeln weg auf die leicht umschleierte Stadt, die in ihren Ausläufern mit der weiten undunsteten Ebene verschwamm; die Ebene selbst glich einem bläulichen Nebelmeer, und nun erstarrte ich förmlich vor einem unerwarteten Anblick, der an Größe alles übertraf, was das Auge je aufgenommen. Klar und hell am reinen Aether in rosigem Schimmer weiter Ferne stand die riesige Alpenkette, über den blauen Dünsten am Horizont aufgebaut. Der Montblanc und der Monte Rosa mit ihren gigantischen Kuppen, der große Bernhard, der Splügen, unzählige andere Riesengebilde, und weit draußen die Jungfrau, der Mönch, der Aiger u. s. w. — in alle Fernen. Nur der blendend weiße Dom und

jene weißen Häupter klar vor Augen, alles andere nebelhaft umschleiert, das glich nicht mehr einem Bild unserer Erde. Beatrice hätte müssen leichten Schrittes über die Marmordächer schreiten. Statt ihrer trat wirklich in diesem einzigen Augenblick eine wunderschöne Tochter Albions mit langen goldschimmernden Haarwellen aus dem Treppenhause hervor. Sie war den Ihrigen vorausgeeilt, schritt über das Dach an mir vorüber, blieb lang am Rande des Thurmes stehen, mit entzückten Augen umherblickend, und stieg dann langsam die freie Marmortreppe am Thurm hinauf. Dort verschwand sie — ich hatte das Auge nicht von ihr wenden können.

Der Spätherbst ist eine tückische Jahreszeit. Aus der lombardischen Ebene wälzten sich dichte Nebelmassen heran und erfaßten bald die Höhen des Domes. Der Thurm läuft bekanntlich in eine sehr schlanke Nadel aus, durch deren feine Rippen die schwindelige Treppe hinaufführt. Oben ist eine Gallerie rings um die letzte Spitze, auf der die goldene Jungfrau steht, gebaut. Wer auf sie tritt, hat die Luft unter den Füßen. Dort stand ich ganz allein, als die Nebel den Bau so dicht umklammert hatten, daß von den mir zunächst aufragenden Spitzen des breiteren Thurmes nur noch die Köpfe und Flügel der krönenden Engel sichtbar waren. Alles übrige war vollständig verschwunden, und es war als ob ich weit über der Erde in den Wolken schwebte. Der Nebel nahm bald wieder etwas ab, blieb aber doch noch lange so herrschend, daß nur der Dom selbst sichtbar war. Während dieser Zeit wurde ich noch von einem andern Dunst umfangen. Ein Franzose, der gleich mir abzuwarten gesonnen schien, ob die Sonne noch wieder zur vollen Herrschaft gelangen

würde, redete mich in der Form eines hochgebildeten Mannes an. Wir besahen manches Einzelne zusammen und setzten uns dann auf die oberste Dachrippe, uns in Gespräche vertiefend. Mein neuer Gefährte war früher als Ingenieur thätig gewesen, hatte in seinem Beruf einen Arm eingebüßt und war nun Journalist. Er eröffnete mir, daß er für Blätter arbeite, die für den „liberalisme très avancé“ (sic!) thätig seien. Meine Freunde in Paris hatten mich im letzten Jahre vor dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges öfter in die so viel besprochenen Clubs der Communarden geführt. Dort hatte ich unter den Rädelsführern Physiognomien gesehen, die sich mir tief eingeprägt haben. Der Grundzug war gekränkte Eitelkeit, betrogener Ehrgeiz, die den Gesichtern unheimliche Furchen eingegraben hatten. Der Haß der Paläste! Dieses Gesicht hatte auch mein Genosse. Er sagte einschneidende Worte über die Klerikalen seines Vaterlandes, und sobald er merkte, daß er in dieser Hinsicht verstanden wurde, zog er mit seiner einen, gesunden und gefährlichen, Hand Broschüren aus der Tasche, die er selbst colportirt. Er bat mich, einige auszuwählen, und ich habe denn zwei dieser saubern Bücher mitgebracht. Diese Tractätlein werden von den Seehäfen aus in großen Massen in Frankreich eingeschmuggelt und dort überall verbreitet. Insofern sie alle den Klerikalismus bekämpfen, möchte man sie willkommen heißen, aber sie riechen nach Petroleum und bringen anderes, wo möglich noch schlimmeres, Gift ins Land, statt der Aufklärung. Ich machte mich indeß von diesem Menschenfreunde baldmöglichst wieder los und durchstreifte Mailand noch so lange meine Zeit es mir gestattete.

Heimkehr.

Vom Mittag bis zum frühen Abend fuhren wir bei ganz wolkenreinem, tiefblauem Himmel über Bergamo und Brescia nach Verona. Diese Fahrt ist so überaus schön, das Ineinandergreifen von Architektur und Landschaft so interessant und reich, die Luft war so mild, die Sonne so warm, der Azur so rein und tief, daß mich doch ein Gefühl der Betrübniß überschlich bei dem Gedanken, mit dem nächsten Tageslichte von dem allem durch die große Alpenkette getrennt zu sein, die da Süd und Nord so wesentlich scheidet. Um Sonnenuntergang fuhren wir am hohen Ufer längs des Gardasees. Die Erhöhung, auf der wir uns befanden, legte die blauen Fluthen in tiefen Schatten; auch der Fuß der schönen Berge war schon umnachtet und schimmerte wegen des zarten Nebelschleiers in reinem Azurblau. Aus diesem Schmelz erhoben sich die Schroffen in dunkler warmer Gluth, und die schneeigen Gipfel leuchteten wie rothe Rosen. Blickst du mich noch einmal so wunderbar verführerisch an mit deinen glühenden Augen, du schöne Italia, daß dein hehres Bild sich mir unauslöschlich einpräge, den Seelenfrieden bedrohend, wenn ich wieder fern

von dir in der Heimath weile? Aber laß das gut sein, ich finde drüben etwas wieder, was du mir nicht geboten hast und auch gar nicht kennst. Oder nenne mir ein Wort in deiner schönen Sprache, das unser „gemüthlich" bedeutet. Laß mich dir dagegen zum Abschied aus vollem Herzen etwas Angenehmes sagen. Deine Dichter haben ein dankbares Volk. Es ist bewunderungswerth, in welchem Maß und in wie weiten Kreisen die Dichtungen dieser großen Geister nicht nur bekannt, sondern den Menschen in Blut und Leben übergegangen sind. Klänge berühmter Verse durchzittern das ganze italische Leben wie die Schwingen des Zephyr die lachenden Fluren. Ein staunenswerthes Gedächtniß erhöht den Reiz dieser bedeutsamen Erscheinung. Und gerade Dante, der älteste, der classische Dichter, ist der Liebling der ganzen Nation, verwachsen mit jedem Italiener, der nur einen Schritt aus den untersten Sphären hinausthut. Diese Zuneigung und Hingebung hat der Materialismus bis jetzt in keiner Weise erschüttert; und das ist ein goldener Faden, an dem dieses Geschlecht doch am Ende sicher durch das Labyrinth der Gegenwart sich durchwinden kann.

In Verona zog sich die Schleife meiner Wanderungen zu, und ich rutschte nun bei Nacht und Nebel am Ausgangsfaden wieder hinauf. Die herrliche deutsche Gränzmark schien es übel vermerkt zu haben, daß ich ihr im August den frostigen Empfang vorgehalten hatte, den der Heimkehrende etwa im November finden würde; denn jetzt, am 11. December, war oben auf dem Brenner nicht einmal eine Flocke Schnee zu finden, unten aber im Inn-Thal schien die Sonne auf die saftig grünen Fluren wie mitten im Sommer. Wir waren lange vor Sonnenaufgang von

Innsbruck abgefahren. Mir gegenüber saß ein alter Tiroler, der sich viel von Italien erzählen ließ und von Zeit zu Zeit mit nachdenkendem Kopfschütteln bemerkte: „Es fehlt halt der Mittelstand!“ Er meinte: da lebe er doch lieber in Tirol, obwohl er wisse, daß man hier nie reich werden könne. Als die Sonne die ersten Strahlen auf hohe Zacken warf, daß sie feurig roth erglühten, rief uns ein junger Innsbrucker an: das schöne Schauspiel zu beachten. „Aha!“ sagte mein Alter, „scheint's die Gamskogeln an! No, is recht, die armen Thierln brauchent a e wengerl e Wärmen.“ Das war gemüthlich! Wir sausten nun pfeilschnell aus den Alpen hinaus, in eleganten deutschen Wagen durch die Vorländer, und diesseits wieder längs der Kette hin. Abends den ganzen südlichen Hang entlang, Morgens den nördlichen, ein betäubend rascher Wechsel! Drüben das königliche Lager, die majestätische Kuppe des Monte Rosa der Herrscher, ringsum die stattlichen, reichbetreßten Vasallen, Paläste, Dome und Gärten an den Abhängen der Alpen selbst weit hinaufgebaut, ein vornehmes, glänzendes Wesen. Hüben die freien Barone, Wendelstein, Herzogstand, die Karwendel und Wettersteine trotzig hervorragend aus ihren wilden Jagdrevieren. Und nun traten wir in den Holzkirchener Wald, um auf der brettflachen Hochebene rasch auf München loszufahren.

München ist ein so wichtiger Stapelplatz geistiger Produkte, und besonders auch südländischer, daß es den Reisenden, der mit einem wohlbeladenen Schifflein wieder einfährt, durchaus nicht in die Stimmung versetzt, als sei es nun zu Ende mit dem Genusse. Er hat noch lange und vollauf zu thun, um seine Stoffe zu verarbeiten und dem Vaterlande in irgend welcher Weise nutzbar zu machen.

Hier trete ich nun mit einem bescheidenen Pröbchen dieser Thätigkeit vor den deutschen Leserkreis, der wahrlich an das Beste gewöhnt, was die Welt bietet, besonderer Nachsicht bedürfen wird, damit mein guter Wille, ihm eine Freude zu bereiten, sieghaft hervortreten könne aus dem Mangelhaften und Lückenhaften der Ausführung.

Author Binzer, Carl von
Title Kreuz- und Querzüge durch Italien im Sommer 1876.
8819
HI.
B6148k
DATE.
NAME
UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not remove the card from this Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU